EMRYS HUGHES

CHURCHILL - EIN MANN IN SEINEM WIDERSPRUCH

AUS DEM

ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN

VON

RUDOLF ANDERSCH

VERLAG FRITZ SCHLICHTENMAYER

TÜBINGEN/NECKAR

MCMLIX

EMRYS HUGHES

Churchill

EIN MANN

IN SEINEM

WIDERSPRUCH

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
WINSTON CHURCHILL / BRITISH BULLDOG
im Verlag Exposition Press Inc. in New York / USA erschienen.

Printed in Austria. Gesamtherstellung: Druck- und Verlagsanstalt Welsermühl, Wels, Oberösterreich.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Winston Churchill war der farbigste und interessanteste Führer der britischen Konservativen seit Benjamin Disraeli. Ein halbes Jahrhundert lang ist er eine Schlüsselfigur des öffentlichen Lebens Englands gewesen. Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde er in Europa und Amerika ebenso bekannt wie in seinem Heimatland, und seine Bewunderer halten ihn für den größten Engländer unserer Epoche. Während des Krieges war es nahezu Verrat oder ein Sakrileg, Churchill zu kritisieren. In ihm sah man die Stimme Britanniens, den großen, vom Himmel gesandten

Führer, der in unserer tiefsten Erniedrigung hervorgetreten war, um uns zu retten, und der nicht allein Großbritannien, sondern den Westen und die Demokratie über die Gewalten der Dunkelheit hinweg zum Siege führen sollte.

Kein Wunder, daß die Konservativen sich in ihrer Verzweiflung entschlossen, des Ruhmes eingedenk, den er sich in Kriegszeiten erworben hatte, ihn zum großen Befreier aus allen Nöten emporzuloben. Er war auch tatsächlich der einzige Aktivposten, den die Torys der Nachkriegszeit besaßen, und sie machten von seinem Ruhm — mit seiner offenkundigen Zustimmung — bis zu den Grenzen ihrer Möglichkeiten Gebrauch.

Auf diese Weise ist die Churchill-Legende entstanden. Churchill, der eine und einzige Lenker der Nation, der in harten Zeiten fähig ist, Kopf der britischen Regierung zu sein, der Mann, der in den Jahren vor dem Krieg stets recht behielt und der uns während des Krieges mit höchster Weisheit führte. Die Torys, die alles taten, sich in diesem Abglanz des Ruhmes zu sonnen, vergaßen ganz, daß die härtesten und wahrsten Sätze, die Winston Churchill jemals in seinem Leben sagte, ihnen galten.

Es ist aber mehr über Winston Churchill zu sagen als das, was man in seinen zahlreichen eigenen Werken über Krieg und Politik, in seinen Memoiren und den vielen schmeichlerischen Biographien finden kann, die in den letzten Jahren über ihn veröffentlicht worden sind.

Winston Churchill hat einen umfassenden Beitrag zur Geschichte unserer Zeit geleistet, und sicherlich kann von niemandem erwartet werden, daß er völlig objektiv über sich selbst zu urteilen vermag. Eine Primadonna ist kaum die zuverlässigste Kritikerin ihrer eigenen Leistungen. Die Erinnerungen Churchills gleichen der sehr schmeichelhaften Kritik eines Dramas durch den Schauspieler, der die Rolle des ersten Helden in diesem Stück gespielt hat. Vorab sind Churchills Kriegserinnerungen Rechtfertigung und Apologie seiner eigenen Taten.

Niemand wird leugnen, daß Winston Churchill eine kühne Kämpfernatur gewesen ist, eine außerordentliche Persönlichkeit, ein Meister des Freistilringens in den politischen Konflikten seiner Zeit, daß seine Reden hervorragend waren und das Herz der Massen anrührten, daß er die englische Sprache meisterlich beherrscht und ein wunderbarer Geschichtenerzähler ist, daß er eine fröhliche Weltläufigkeit, Sinn für Humor und andere Qualitäten besitzt, die einem großen Teil des britischen Volkes gefallen, sogar Leuten, die eher tot aus der Wahlzelle getragen werden wollten, als für ihn oder irgendeinen anderen konservativen Kandidaten zu stimmen.

Wenn man aber von uns verlangt, ihn als den modernen Moses anzusehen, den einen und einzigen politischen Führer, der uns aus der Wüste in das Gelobte Land zu führen vermag, und wenn man uns überreden will, das unter seinen Auspizien erdichtete politische Märchen, das da heißt DER RECHTE WEG FÜR GROSSBRITANNIEN, für die neuen Zehn Gebote zu halten, müssen wir widersprechen. Wenn man auch nicht abstreiten kann, daß Winston Churchill uns zum Siege geführt hat, so ist es doch offenkundig, daß wir die Wüste noch lange nicht hinter uns gelassen haben. Es sieht ganz im Gegenteil so aus, als ob wir durch eine andere Wüste zu ziehen hätten, in der wiederum die Stimme Winston Churchills erschallt, die uns zuruft, für einen neuen Weltkrieg gerüstet zu sein, in dem es noch mehr Blut, Schweiß, Mühe und Tränen gibt und in dem alles von Atombomben zerstört werden wird.

Zwei Mitglieder des Churchillschen Kriegskabinetts, Lord Hankey und Ernest Bevin, haben offen zugegeben, daß der Ruf nach der „bedingungslosen Übergabe" verheerende Wirkungen hatte und den Nachfolgern Churchills in Europa ein Trümmerfeld hinterließ, das, als die Siegeshymnen verklungen waren, aufgeräumt werden mußte. Churchills V-Zeichen kam zu früh. Der Krieg, so hatten wir es unmißverständlich gehört, wurde geführt, um die Herrschaft des Totalitarismus zu beenden, die Tyrannei der Geheimpolizeien auszulöschen und die Insassen der Konzentrationslager zu befreien. Nun aber erzählt uns Churchill in seinem Werk TRIUMPH UND TRAGÖDIE, daß all diese Übel trotz unserer Siege nicht der Vergangenheit angehören, sondern in noch größerem Ausmaß hinter dem Eisernen Vorhang weiterbestehen, der heute halb Europa und Asien umgibt.

Winston Churchills Gedanken kreisen heute um die Aussicht auf einen weiteren Befreiungskrieg mit Atombomben und die Forderung, uns auf einen dritten Weltkrieg unter den Bannern des Atlantikpaktes und der NATO vorzubereiten, die unsere Sicherheit in demselben Maß gewährleisten, das wir Polen im Jahre 1939 garantierten. Diese Möglichkeit scheint Churchill in letzter Zeit etwas von seiner Ruhe geraubt zu haben, und er hat sich deshalb erboten, nach Canossa zu gehen und einen Waffenstillstand mit den Diktatoren Sowjetrußlands zu suchen. Die Stapel der russischen Atombomben liegen für Englands Behagen und Sicherheit zu nahe.

Wenn wir auf das Westeuropa unserer Tage blicken, seine gewaltigen wirtschaftlichen Probleme, seine politischen Verflechtungen, seine ungewisse Zukunft — über all dem der Schatten des Kreml —, sind wir nicht sicher, ob Churchill noch der Held ist, der er war, als die Herrschaft der Nazis endlich zusammenbrach. Wir wissen jetzt, daß ein kämpferischer Geist und Vaterlandsliebe

allein nicht genügen, wenn unsere Zivilisation überleben soll. Es gibt wohl keinen Ersatz für die Voraussicht, die Weisheit, die konstruktive Staatsmannschaft und das echte Verständnis der neuen und wesentlich schwierigeren sozialen, wirtschaftlichen und internationalen Probleme unserer Zeit, die ein politischer Führer besitzen sollte.

Dies ist keine der bewundernden Biographien, von denen in den letzten Jahren so viele erschienen sind. Es ist eher ein Korrektiv und ein Gegengift. Diejenigen, die eine Heldenverehrung Churchills lesen wollen, finden solche zahlreich in den öffentlichen Bibliotheken und Antiquariaten. Churchills eigene Sache kann man bis in die Details hinein in seinen vielen Büchern dargestellt finden. Er ist immer ein gewaltiger Schreiber gewesen, und immer noch mehr Werke entfließen seiner Feder, die dann jedesmal von seinen Bewunderern mit Jubel als das letzte historische und literarische Meisterwerk aufgenommen werden; seinen sechs Bänden Kriegserinnerungen folgte unmittelbar die Verleihung des Literatur-Nobelpreises für das Jahr 1953. Zweifellos werden diese Bücher noch viele Jahre gelesen und diskutiert werden als die Ansichten und Kommentare einer der großen Gestalten im Drama gewaltiger Ereignisse. Sollte uns in der Zukunft ein neuer Gibbons erstehen, der ein klassisches Werk über den Abstieg und Fall des britischen Weltreiches*) schreibt, wird er für seine Studien Material im Überfluß in den Büchern Winston Churchills finden.

Niemand kann leugnen, daß Winston Churchill sein Bestes getan hat, um der Welt seine Ansichten über die Geschehnisse zu präsentieren. Es gibt aber noch eine andere Auffassung darüber, und dieses Buch ist ein Versuch, diese darzustellen.

Emrys Hughes

*) Hinweis auf Gibbons klassisches Werk THE DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE. Anmerkung des Übersetzers.

Erster Teil

Abstammung und frühe Karriere

Der grosse Herzog

Die Geschichte Winston Churchills ist auf keinen Fall die Erzählung eines Aufstieges „von der Blockhütte zum Weißen Haus". Er wurde als Sohn eines Lords und Enkel eines Herzogs geboren. Sein Vater war Lord Randolph Churchill, der berühmte Sohn des siebenten Herzogs von Marlborough. Ähnlich wie die Chinesen glaubt Winston Churchill zutiefst an die Ahnenverehrung; er hat Biographien seines Vaters und des ersten Herzogs von Marlborough geschrieben, in denen die Größe dieser Männer pflichtschuldigst in aller Ausführlichkeit dargestellt wird. Die Churchills

unserer Tage scheinen von der Wichtigkeit ihrer Ahnen geradezu besessen zu sein.

Der erste Winston Churchill, von dem wir Berichte besitzen, der Vater des ersten Herzogs von Marlborough, wird von dem berühmten Historiker Macaulay beschrieben „als armer Kavalier, der Whitehall unsicher machte und sich dadurch dem Gelächter aussetzte, daß er ein langweiliges und affektiertes Buch zum Preise der Monarchie und der Monarchen veröffentlichte". Dort aber, wo Macaulay geringschätzig spricht, bemüht sich Winston Churchill, Verständnis zu wecken. In seinem LEBEN MARLBOROUGHS nennt er diesen vergessenen Beitrag seines frühen Vorfahren zu unserer Literatur „ein wichtiges und gelehrsames Werk".

Hat man ein paar Auszüge aus diesem Werk gelesen, kommt man zu dem Schluß, daß Macaulay der objektivere Kritiker ist. Winston Churchill der Erste widmete sein Buch Karl II., sprach von Cromwell als dem „Teufel", behauptete weitschweifig, daß die Briten ihren Namen von einem Getränk erhalten hätten, erklärte, daß „die Schotten ein Zweig des antiken Skythenvolkes" seien, unterstützte mit starken Worten die Theorie vom Göttlichen Recht der Könige und bewies zu seiner eigenen Genugtuung, daß er von einem Mann abstammte; der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war. Er verbreitete sich ausführlich über den „soldatischen Zug" in seiner Familie: „In seinem Blut, nicht in seiner Feder trug er seine Sendung." In einer berühmt gewordenen Rede sprach Churchill im Jahre 1940 beredt von „Blut, Schweiß, Mühe und Tränen".

Winston Churchill glaubt zutiefst an die Macht des Blutes. Die Churchills sind immer Kämpfer gewesen, doch vertrauen sie mehr auf das Blut als auf den Schweiß. Nur ein Ahne wird erwähnt, der sich seinen Lebensunterhalt offenbar im Schweiße seines Angesichtes erwarb — ein Hufschmied, der John Churchills Urgroßvater war. Die übrigen waren — wie bereits erwähnt — Aristokraten und große Soldaten. Sie glaubten mehr an das Schwert als an den Pflug, und der Reichtum der Familie gründete sich zweifellos nicht auf den Schweiß. Niemand wird leugnen können, daß die britische Aristokratie immer bereit war zu kämpfen; nur — sie hatte einiges gegen den Schweiß einzuwenden.

Die Lebensgeschichte John Churchills, des großen Herzogs von Marlborough, hat Churchill in vier dicken Wälzern beschrieben. Andere Historiker sind gegen den Herzog keineswegs freundlich oder gar gerecht gewesen. Swift, Pope, Thackeray, Macaulay — fürwahr ein sehr ernst zu nehmendes Quartett — haben ihn nachhaltig verunglimpft. Daher betrachtete es Winston Churchill als seine Pflicht vor der Geschichte, seiner Familie und sich selbst,

diese zwielichtige Figur von allen Vorwürfen zu reinigen. Dem großen Marlborough widerfuhr es, daß er von zahlreichen Autoritäten als ein ziemlicher Bandit und Lump betrachtet wurde, ein berühmter Heerführer zwar, der sich aber nicht nur dem Kampf, sondern auch dem Beutemachen verschrieben hatte.

Es mag sein, daß Macaulay, um ein bildhaftes schottisches Sprichwort zu gebrauchen, „Marlborough, aber auch die Mauer dahinter getroffen" und die Verrätereien und Bubenstücke des großen Herzogs wahrheitsgetreu dargestellt hat. Es ist aber nicht wahr, daß Macaulay Marlborough nur als Erzschurken hingestellt hat. Er zollt seiner Tapferkeit, seiner kühlen Haltung und Unbeugsamkeit in schwierigen Situationen, seinen Fähigkeiten als Truppenführer unvoreingenommen Tribut. Unglücklicherweise starb Macaulay, bevor er die Geschichte der großen Schlachten und Schlächtereien Marlboroughs schreiben und damit dem „militärischen Genius, der sechs Marschälle von Frankreich demütigte", das ihm zustehende Lob zollen konnte. „Leider gingen aber die glänzenden Gaben John Churchills", so schreibt Macaulay, „Hand in Hand mit den schmutzigsten Taten." Auch wenn man zugibt, daß Macauly seine Angriffe auf Marlborough übertrieb, gibt es doch hinreichende Beweise dafür, daß sich Winston Churchill seinerseits lieber der Schönfärberei bediente, um den getrübten Ruf seines Ahnherrn wiederherzustellen, als bei der historischen Wahrheit zu bleiben.

Man kann einen Mann ebenso an den Helden erkennen, die er sich erwählt, wie an der Gesellschaft, die er sich sucht. In unserer Generation unternahm es allein Winston Churchill, den Herzog von Marlborough, seine Schlachten und Siege, seine Kriege und seine Gemetzel, in vier Bänden zu glorifizieren, als ob dieses Leben und diese Karriere das schönste Beispiel für einen hervorragenden Dienst an der Menschheit gewesen seien. Es ist nur zu natürlich, daß Winston Churchill seinem Vorfahren den ihm gebührenden Platz in der Geschichte zu geben wünschte, der nicht nur ein großer Heerführer gewesen war, sondern auch der Begründer eines riesigen Vermögens und eines beträchtlichen Landbesitzes, die von einer Generation der Churchills an die andere übergingen, sie in die Reihen der Hocharistokratie erhoben und Lord Randolph Churchill gestatteten, die reiche amerikanische Erbin zu heiraten, deren romantische Liebe für den Sohn eines englischen Herzogs nicht nur die Finanzen der Familie, sondern auch deren Blut verbesserte.

Wer jedes Detail der Geschichte von Marlboroughs großen Siegen und Belagerungen nachlesen möchte, kann das in Churchills Büchern tun. Er würde aber, sollte er das Leben der einfachen Leute dieser Zeit ebenso kennenlernen wollen wie die Intrigen des

Adels, der Könige und Königinnen und deren Kriege, besser daran tun, die Werke anderer Schriftsteller zu lesen, die Marlborough und seine Siege von einem etwas unromantischen Standpunkt aus betrachten.

Das Kriegführen gefiel Marlborough wesentlich besser als den Soldaten seiner Armeen, und er genoß es mehr als die Männer, die das eigentliche Kämpfen zu besorgen hatten. Der Historiker Trevelyan berichtet uns, wie „Marlborough den Ruhm seiner Feldzüge zur Schau stellte. In Althorp kann man noch die großen Silberflaschen sehen, in denen der Wein auf den Rücken der Tragtiere transportiert wurde, und den riesigen silbernen Weinkühler, in dem sein Wappen und der kaiserliche Adler, der ihm als einem deutschen Fürsten zustand, eingraviert sind." All dies stand in schreiendem Gegensatz zur Lage der unglückseligen Soldaten, die fechten mußten und mit Hilfe der Marlboroughschen Konskriptionsgesetze für die Armee gepreßt worden waren. Trevelyan berichtet uns, daß „die bedauernswerten Söldner oft um ihre Löhnung, ihre Verpflegung und ihre Bekleidung betrogen wurden, entweder von den Kontrakthaltern in Zivil oder ihren eigenen Offizieren und dank eines Systems, das solche Betrügereien offen begünstigte. Verbrecher wurden zum Soldatendienst gepreßt und die Schuldgefängnisse für die Bedürfnisse der Armee geleert. Das Handgeld, das sich manchmal bis auf 24 Pfund für jeden Rekruten steigerte, verführte die Bedürftigen, sich in die Listen eintragen zu lassen. Das Soldatenleben galt im Volk als einziger Ausweg für Verzweifelte. Es war daher nicht verwunderlich, daß im Jahre 1702 die Preßkommandos der Marine für Zwecke der Armee eingespannt wurden; in diesem Jahr desertierten über 1000 britische Rekruten zu den französischen Linien und gaben Mann für Mann an, daß man sie für den Dienst auf See gepreßt, in den Tower gebracht, mit verbundenen Augen eingeschifft und nach Flandern transportiert habe."

Churchill beschreibt verständlicherweise Marlboroughs Feldzüge als eine endlose Kette ungetrübter Ruhmestaten. Diese langen und blutigen Kriege gegen die Franzosen, in denen John Churchill sich ein Vermögen und sein Herzogtum gewann, sind für Winston Churchill epische Kämpfe in der Geschichte der Menschheit. „Mit all seinen Fehlern, im Guten und im Bösen", schreibt er über seinen Ahnherrn, „war er stets dafür, zu kämpfen, und das bedeutet einiges." Marlboroughs Soldaten sprachen darüber etwas weniger enthusiastisch. „So zog sich der Krieg hin", schreibt Trevelyan, und sogar schon vor der Schlacht bei Malplaquet begannen einige von Marlboroughs Männern zu fühlen, was sie niemals zuvor gefühlt hatten: daß ihr Leben vertan wurde. Im August schrieb



Oberst Revett, der vor Tournai lag, nach Hause: ‚Ich bin ein so großer Freund des Friedens und des Wohles meines Landes, daß ich, und mit mir die Mehrheit von uns, wünsche, daß es niemals einen Grund für den Verlust so vieler guter einfacher Soldaten und Offiziere, die während dieser Belagerung gefallen sind, gegeben hätte.' Der Briefschreiber war ein tapferer Soldat und kein Politiker: er fiel im nächsten Monat bei Malplaquet."

Das waren die Jahre, in denen die Franzosen als „unsere natürlichen Feinde" angesehen wurden. Dies waren die Schlachten, von denen Carlyle, der stets mit seinem Scharfblick durch die Oberfläche einer romantischen Geschichte dringt, niederschrieb:

„Was, um es einmal in recht unverblümter Weise auszusprechen, ist der einzige Zweck, das einzige Ergebnis des Krieges? So viel ich weiß, leben — um ein Beispiel zu nennen — in dem englischen Dorf Dumdrudge für gewöhnlich etwa 500 Seelen. Aus ihrer Mitte sind von gewissen ‚natürlichen Feinden' der Franzosen während des Krieges gegen Frankreich nach und nach an die 30 Männer in den besten Jahren weggeholt worden; ihre Dorfgemeinschaft hatte sie, nicht ohne Schwierigkeiten und Härten, bis in ihr Mannesalter hinein ernährt und ihnen sogar ein Handwerk gelehrt, so daß der eine weben, ein anderer maurern, ein dritter den Hammer schwingen und noch der Schwächste von ihnen ein ganz schönes Gewicht auf seinen Schultern tragen konnte. Trotzdem hat man sie unter viel Weinen und Fluchen in die Armee gepreßt, hat sie in rotes Tuch gekleidet, hat sie auf Kosten der Bürger ein paar tausend Meilen weit übers Meer gefahren oder vielleicht sogar nur in den Süden Spaniens, wo man sie ernährt, bis man ihrer bedarf. Zur gleichen Stunde leben auf dem gleichen Fleckchen Erde da drunten im Süden Spaniens 30 ihnen sehr ähnliche französische Werkleute, die aus einem französischen Dumdrudge kamen und jetzt auch nichts anderes zu tun haben. Bis endlich, nach endlosen Plackereien, die beiden Parteien sich tatsächlich gegenüberstehen und die dreißig den anderen dreißig ins Auge sehen, jeder von ihnen mit einem Gewehr in der Hand. Gleich darauf erschallt der Befehl ‚Feuer!' und sie blasen einander das Lebenslicht aus; dann hat die Welt statt sechzig kluger, nützlicher Werkleute sechzig verstümmelte Leichen, die sie unter neuen Tränenströmen beerdigen muß.

Haben diese Männer irgendeinen Streit miteinander gehabt? Beileibe nicht, auch nicht den geringsten! Sie lebten weit genug voneinander entfernt und waren sich vollkommen fremd, sie standen sich sogar, ohne es zu wissen, dank der dieses weite Erdenrund beherrschenden Macht des Handels, gegenseitig bei. Wie konnte nun trotzdem dieses Unheil geschehen? Welch dumme Frage!

Ihre Gebieter hatten sich zerstritten, und statt nun selbst aufeinander zu schießen, waren sie gewitzt genug, dieses Geschäft von den armen Holzköpfen verrichten zu lassen. Dasselbe geschah in Deutschland und allen anderen Ländern, seit uralten Zeiten, in denen, ‚was auch die Könige an Teufeleien ausheckten, die Griechen immer die Zeche bezahlen mußten'. Der Engländer Smollet hat in einem seiner Romane, wie man weiß, das endgültige Ende allen Kriegführens prophezeit: er beschreibt, wie die beiden ‚natürlichen Gegner' selbst nach mit Schwefel gefüllten Tabakspfeifen greifen und einander so lange den stinkenden Qualm ins Gesicht blasen, bis der Schwächere nachgibt. Wie viele blutgefüllte Gräber, wie viele von Zank erfüllte Jahrhunderte mögen uns Menschen noch von dieser vorausgeahnten Aera des Friedens trennen!"

Daß Marlborough gewaltige Summen an diesen endlosen Kriegen verdiente, steht außer Zweifel. Als ihn Königin Anna zum Herzog machte, erhielt er auch 5000 Pfund Sterling im Jahr (eine Riesensumme für diese Zeit) aus den Einkünften der Postverwaltung. „Nach der Schlacht von Höchstädt", schreibt Howard Evans in seinem Buch UNSER ALTER ADEL, „wurde er mit dem der Krone gehörenden Herrensitz Woodstock und dem dazu gehörenden Gutsbezirk Woolton – einer alten Kronländerei – belohnt. Eine halbe Million wurde ausgegeben, um ihm einen prachtvollen Palast zu bauen und die Schuldenlast, die auf dem Besitz lag, zu tilgen. Der Park allein ist über 110.700 Ar groß, seine Grenzen sind zwölf Meilen lang. Nach der Schlacht von Ramillies wurde den Erben des Herzogs für alle Zeiten eine Jahrespension von viertausend Pfund zuerkannt (zuerst waren, nach Coxe, sogar fünftausend Pfund ausgesetzt gewesen); da dieser Betrag seither 173 Jahre lang gezahlt worden ist, sind das bis auf den heutigen Tag 692.000 Pfund. Diese Pension ist soeben mit der Zahlung einer sechsundzwanzigeinhalbfachen Jahrespension abgelöst worden."

Als die Nation endgültig von dem Blutvergießen und der Geldverschwendung dieser Kriege genug hatte, ging Marlborough der Gunst der Krone verlustig. Evans schreibt darüber:

„Im Unterhaus wurden laute und nachhaltige Klagen über Marlboroughs Habgier und Unehrlichkeit laut. Die Oberste Rechnungsprüfungsbehörde behauptete, daß der Herzog in zehn Jahren 63.000 Pfund von den Armeekontraktoren erhalten und ferner, daß er zweieinhalb Prozent der Löhnung für die fremden Truppen, für die England Subsidien zahlte, entgegengenommen habe. Es gelang ihm, von Königin Anna eine Ehrenerklärung zu erhalten, die ihn von dieser letzten Beschuldigung reinwusch; zu der ersten

sagt aber sogar Smollet, der alles Mögliche zugunsten des Herzogs anführt, daß derartige Praktiken niedrig und gewinnsüchtig seien und seinen Ruhm sehr verdunkelten. Das Unterhaus tadelte das Benehmen des Herzogs, und die Königin wies den Generalstaatsanwalt an, gegen ihn einzuschreiten, um einige dieser schnöden Gewinne zurückzuerhalten. Zu der Zeit, als Marlborough insgeheim Riesensummen von den Armeekontraktoren empfing, hatten er und die Herzogin Ämter und Nebeneinkünfte, die ihnen im Jahr 64.325 Pfund einbrachten.

Marlboroughs Erklärung für die von den Kontraktoren und für andere Kommissionen empfangenen Summen war, daß er dieses Geld für seinen Geheimdienst verbraucht habe. Da in diesen Zeiten aber auch beeidigte Bücherrevisoren nicht allzu genau solchen Detailfragen nachgingen, konnte niemand exakt sagen, wohin dieses Geld in Wirklichkeit gegangen war. Der Verfasser des Artikels über Marlborough im HANDWÖRTERBUCH DER NATIONALBIBLIOGRAPHIE berichtet uns: ‚Folgende Liste der Ämter des Herzogs und der Herzogin ist häufig als zuverlässig bezeichnet worden: Der Herzog erhält 7000 Pfund als Generalbevollmächtigter, 10.000 als Oberbefehlshaber der britischen Arme, 3000 als Oberkommandierender der Artillerie, 2000 als Oberst der Garde, 10.000 von den Generalstaaten der Niederlande, 5000 als Pension, 1825 für Reiseausgaben und 1000 für seine Hofhaltung, das sind alles in allem 39.825 Pfund. Er erhielt ferner eine Provision von 15.000 Pfund, die nach seinen Erklärungen für den Geheimdienst und für ansehnliche Geschenke an fremde Mächte ausgegeben worden sind. Die Herzogin erhielt 3000 Pfund als Kammerdame der Königin, je 1500 für jedes der drei Ämter einer Hüterin des Parkes von Windsor, einer Beschließerin der königlichen Kleiderkammer und der königlichen Privatschatulle – alles in allem 7500 Pfund.' Diese Summen zusammen ergeben 62.325 Pfund. Während des Südsee-Rummels (einer wilden Spekulation mit fiktiven, in der Südsee zu gewinnenden Werten, die unter riesigen Verlusten für die britische Öffentlichkeit platzte. Anmerkung des Übersetzers) unternahm Marlborough – oder in seinem Namen die Herzogin – eine genau gezielte Börsentransaktion, die beiden 100.000 Pfund einbrachte. Ein anderes Mal finden wir Marlborough bekümmert, weil er nicht weiß, was er mit 150.000 Pfund anfangen soll."

Das war also der große Marlborough. Laßt uns mit Winston Churchill der Meinung sein, daß sein Ahnherr ein gewaltiger Kriegsheld gewesen ist, was aber bedeutet das für das Volk? Trevelyan berichtet uns in seiner GESCHICHTE ENGLANDS:

„Die Zwangsrekrutierung unbeschäftigter Männer für die Armee war höchst unbeliebt, und die Vorschläge der Regierung, den Um-

fang der Konskriptionen noch zu erhöhen, wurde von allen Torys und einigen Whigs als französischer Militarismus gebrandmarkt und erlangte nie Gesetzeskraft. Die Kriegssteuern wurden von der Masse der Bevölkerung in zunehmendem Maße als Bedrängnis empfunden. Die Staatsausgaben waren zweimal höher als in den Jahren des Friedens und der Abrüstung am Ende von König Wilhelms Regierung und sie stiegen höher und höher, als die Kriegsoperationen jedes Jahr an Umfang zunahmen und als jedes Jahr der Anteil Großbritanniens an den Kriegslasten sich im Verhältnis zu dem seiner Alliierten ungleich mehr steigerte. Die Bodensteuer konnte nicht mehr weiter erhöht werden, wollte man die Grundbesitzer nicht in eine Meuterei hineintreiben, die den Torys den Weg in die Macht zurückgeebnet hätte. Der Versuch, alle Einkünfte zu einer allgemeinen Einkommensteuer heranzuziehen, schlug fehl, weil ein dafür geeigneter Behördenapparat fehlte; Godolphin war deswegen gezwungen, die indirekten Steuern weiter zu erhöhen, die vor allem von den Armen und dem Mittelstand getragen wurden und den Krieg allgemein unbeliebt machten, weil er eine Bürde war, die alle gleichermaßen drückte."

Das Volk hat also die glorreichen Siege bezahlt. Dem vom Krieg verheerten Europa brachten sie verbrannte Städte und Dörfer, verwüstete Felder, den Hunger und den Hungertod der Armen. Der Masse der Völker brachten sie nichts ein als einen Wechsel ihrer Herren und Meister.

Ein großer englischer Historiker, Goldwin Smith, ist noch unbarmherziger in seiner Beschreibung von Marlboroughs Karriere als Macaulay. Er schreibt: „Marlborough hätte es wohl verdient, erschossen, oder besser noch, gehängt zu werden. Seine Verteidiger täten gut daran, diese Dinge auf sich beruhen zu lassen und seine politische Nichtswürdigkeit, so weit das überhaupt möglich ist, mit dem Mantel seines militärischen Ruhmes zu bedecken."

Lord Randolph und sein Sohn

Der Herzog von Marlborough hatte keine Söhne; sein Vermögen und seine Besitztümer gingen an seine mit einem Lord Sutherland verheiratete Tochter und deren Nachkommen über. Sieben Generationen hindurch fuhren die Marlboroughs fort, ihre Rente zu beziehen und mit dem Beistand der britischen Steuerzahler von den Reichtümern zu leben, die der große Herzog auf recht zweifelhafte Weise erworben hatte. Kriegsruhm hatte sich in harte Taler verwandelt. Falls militärisches Genie erblich ist, dann gab es in nahezu zwei Jahrhunderten kein Anzeichen dafür, daß es in dieser Familie wiederkehrte.

Dieses Versagen vererbte sich allerdings nicht auf eine andere Eigenschaft des Herzogs: auf sein Geschick im Geldeinnehmen. Howard Evans berichtet in seinem 1905 geschriebenen Buch OR OLD NOBILITY von dunklen Transaktionen beim Erwerb und beim Mißbrauch von Kronländereien, von einem Herzog, der beträchtliche Summen damit verdiente, daß er Bäume schlagen ließ, die ihm nicht gehörten und deren Holz er verkaufte, und meinte dazu beiläufig: „Eine arme Witwe, die ein wenig Abfallholz stahl, kam ins Gefängnis, während ein Herzog, der die Nation um Holz im Wert von Tausenden von Pfund beraubte, straflos ausging." Evans fügt hinzu: „Der letzte Herzog verkaufte die Familienjuwelen und die Bibliothek zur rechten Zeit, um die Einnahmen daraus seinem jüngeren Sohn zu hinterlassen. Der derzeitige Herzog möchte die Familiengalerie zu einem maßlos hohen Preis der Nation verkaufen." Der Wappenspruch der Herzöge lautet „Getreu, aber unglücklich". Wenn ich die Laufbahn des Gründers dieses Hauses betrachte, bin ich geneigt, daß es wahrheitsgetreuer wäre, wenn man sagen würde „Glücklich, aber ungetreu".

Kein Mitglied der Familie Churchill trat im öffentlichen Leben hervor, bis Lord Randolph Churchill, ein jüngerer Sohn des siebenten Herzogs von Marlborough, sich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als einer der Führer der Konservativen Partei hervortat. „Lord Randolph Churchill", schreibt Esmé Wingfield-Stratford, einer der Bewunderer Winston Churchills in seiner Biographie dieses Mannes, „trat im Jahr seiner Hochzeit und Winstons Geburt in das Parlament ein, zu keinem anderen Zweck, als um den Stammsitz Woodstock zu erhalten und zugleich für das Schloß Blenheim und die Konservativen seine Stimme abzugeben." Lord Randolph geriet jedoch alsbald mit der orthodoxen Tory-Oligarchie aneinander und wurde ein Fürsprecher der Tory-Demokratie. Er argumentierte, daß dies die einzig richtige politische Strategie sei, um die Liberalen aus der Regierung zu drängen und die Konservativen an die Macht zu bringen. Von seiner Haltung im Parlament wird berichtet: „Wenn es ein Wort gibt, das den Eindruck wiedergeben kann, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, dann ist es das Wort ‚Unverschämtheit', und zwar jene besonders erbitternde Unverschämtheit des Aristokraten, dem noch nie der Gedanke kam, auch nur einen Deut für irgend jemanden zu geben."

Als es den Konservativen 1886 gelang, die liberale Regierung davonzujagen, wurde Lord Randolph Führer des Unterhauses und Schatzkanzler. Seine Karriere in letzterem Amt war sehr kurz: er begünstigte steuerliche Maßnahmen, die keineswegs das Gefallen der wohlhabenderen Torys fanden. Als er sich bei seinem Premierminister, Lord Salisbury, darüber beklagte, erhielt er die Antwort:

„Diese Klasse und ihre Anhänger sind der wichtigste Bestandteil unseres Systems. Wir müssen aber unsere Gesetzgebung darauf ausrichten, daß wir sie und die breite Masse gleichermaßen zufriedenstellen. Das ist besonders schwierig, weil dieser Stand jede Gesetzgebung ablehnt, die einen Zustand beenden würde, mit dem er sehr zufrieden ist."

Diese offenherzige Beschreibung der Denkart der konservativen Partei ist deshalb so interessant, weil sie von einem konservativen Premierminister stammt. Sie empfahl sich aber nicht für Lord Randolph, der auch in einen Konflikt mit dem Kriegsminister geriet; er hielt dessen Budgetforderungen für übertrieben und schlug daher vor, sie zusammenzustreichen. „Smith informierte mich von der Unmöglichkeit, den Armeehaushalt zu verringern", schrieb er an den Premierminister. „Ich habe ihn wissen lassen, daß ich auf keinen Fall einem Armeehaushalt zustimmen werde, der nicht deutlich und um ein Beträchtliches vermindert wird." Lord Randolph war es gelungen, das Marinebudget um 500.000 Pfund herabzusetzen, das Kriegsministerium jedoch blieb hart. Er war entschlossen, dieses Ministerium zur Raison zu bringen oder zurückzutreten. In dem Schreiben, mit dem er um seinen Rücktritt ersuchte, äußerte er Ansichten, die von unseren heutigen Politikern sehr genau gelesen werden sollten: „Ich stecke bis über die Ohren in der Aufgabe, die Staatsausgaben fühlbar zu verringern und ich werde meine Auffassung in dieser Hinsicht nicht ändern. Wenn die auswärtige Politik dieses Landes mit Geschick und Bedachtsamkeit geführt wird, dann sind unsere derzeitigen gewaltigen und immer noch steigenden Rüstungen völlig unnötig und die Besteuerung, die sie voraussetzen, ist gänzlich ungerechtfertigt. Der Armeehaushalt könnte beträchtlich reduziert werden, wenn die Ausgaben für unsere Befestigungen, Kanonen und Garnisonen in Kriegshäfen, Handelshäfen und Kohlenstationen gestrichen oder wenigstens ermäßigt würden. So, wie die Dinge liegen, sehe ich hier aber keine Möglichkeit und kann unter diesen Umständen die Verantwortung für die Staatsfinanzen nicht mehr länger tragen."

Lord Randolph hatte seinen Einfluß auf die Konservative Partei überschätzt. Sein Rücktrittsgesuch wurde angenommen, er verließ das Schatzkanzleramt und die Regierung für immer. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß er in mancher Beziehung aufgeklärter war als die Konservativen seiner Tage. In seinen Briefen finden sich bissige Bemerkungen über seine Parteifreunde. Er ließ sich von ihnen wegen der Broadhurstschen Gesetzvorlage über die Pachtbefreiungen keineswegs in eine Panik jagen. „Dieses ganze Geschrei", so schrieb er, „gegen die Befürworter der Broadhurstschen Vorlage, all dieses Geschwätz über Sozialismus und Kom-

munismus ist höchst unsinnig und lächerlich und beweist das Vorwalten eines sehr beklagenswerten und haarsträubenden Unwissens über das Ausmaß, bis zu dem die Eigentumsrechte toleriert werden können und die Beziehung, in der der Staat dazu stehen muß."

Dem Sekretär der United Kingdom Alliance, der ihn über seine Ansichten zur Verminderung des Alkoholkonsums befragte, erklärte er: „Kompensationen an die Brauer und Destilleure kommen als Teil irgendeines Planes für den Handel mit alkoholischen Getränken als unerfüllbare und unmögliche Forderungen nicht in Frage." Er schloß: „Wir werden jedoch nicht sehr viel gegen die Schankwirte ausrichten, wenn wir uns nicht nach Kräften bemühen, bessere Häuser für die Armen zu bauen. Solange wir zulassen, daß ein so großer Teil unserer Bevölkerung in Schweineställen lebt, werden die Leute nur allzu gerne die Wärme und falsche Behaglichkeit der Wirtshäuser suchen. Beide Fragen scheinen mir unlöslich zusammenzuhängen."

Es ist interessant, sich auszumalen, was Lord Randolph getan hätte, wenn er länger gelebt hätte. Er starb jedoch bereits im Alter von 46 Jahren, ein kurzlebiger Komet am politischen Himmel der neunziger Jahre. Er war sicherlich kein orthodox-denkender Politiker, aber ein mutiger und hervorragender Mann.

Lord Randolph hatte eine Amerikanerin geheiratet, eine Schönheit und eine sehr charmante Persönlichkeit, die sehr viel Geld besaß. Sie war die Tochter Leonard Jeromes, eines reichen Selfmademans und Wallstreetmaklers, der einen Teil der New York Times erworben hatte, mit Rennpferden ein Vermögen gewonnen hatte und als „Vater des amerikanischen Turfs" bekanntgeworden war. Lord Randolph hatte ihre Bekanntschaft in Cowes gemacht. Ehen zwischen amerikanischen Erbinnen und britischen Lords waren zu dieser Zeit keineswegs ungewöhnlich. Sie brachten der britischen Aristokratie Reichtümer ein und verbesserten deren Stamm.

In jenen Tagen sah die britische Aristokratie ihre Kinder kaum; sie blieben den Kindermädchen überantwortet. Winston liebte seine Mutter „zärtlich, aber auf Entfernung — meine Vertraute war meine Kinderfrau". Seinen Vater sah er noch seltener. Seine Eltern waren viel zu sehr mit ihren eigenen Affären, dem Leben in der Gesellschaft und mit der Politik beschäftigt, um sich mit ihrer Nachkommenschaft abzuplagen.

Als er sieben Jahre alt war, wurde Winston auf eine Schule geschickt, die ihn auf Eton vorbereiten sollte. Er kam in die Obhut eines Erziehers, dessen Auffassung von Theorie und Praxis seines Metiers die war, daß der einzig gangbare Weg, die Gehirne der

Aristokratenkinder anzuregen, sei, diesen Jungen die Hinterquartiere zu verdreschen. Das Kind war verzogen und unlenksam, rebellierte gegen den Zwang, lateinische Verse auswendig lernen zu müssen und mußte im Alter von neun Jahren von der Schule genommen und in eine andere gebracht werden, die zwei freundliche alte Damen in Brighton unterhielten. Hier erholte er sich von der Stumpfsinnigkeit und den Roheiten der Vorbereitungsschule, zeigte aber keine vielversprechenden Anlagen und kam nur nach Harrow, weil dessen Direktor begriff, daß der Sohn eines Lords zumindestens eine Goldgrube war und der daher eine lateinische Prüfungsaufgabe, die außer mit einem Tintenfleck und ein paar Fingerabdrücken mit sonst kaum etwas bedeckt war, als Freipaß für die Schule gelten ließ.

In Harrow galt Winston nicht als gescheiter Junge. Er blieb dreimal länger in der untersten Klasse als irgendein anderer. Seine stärkste Begabung war das Rezitieren und das Fechten. Im Lateinischen und Griechischen versagte er. Wenn er sich die Jahre in Harrow später ins Gedächtnis zurückrief, pflegte er zu sagen, daß er „durchaus für die Public Schools sei, aber niemals mehr dorthin zurückkehren möchte".

Lord Randolph stand vor der schweren Frage, welche Laufbahn dieser wenig versprechende, dickköpfige, verzogene Junge einschlagen sollte. Ein bekannter Spruch jener Tage besagte, daß „der Dummkopf einer Familie die geistliche Laufbahn einschlage", doch Winstons Vater glaubte nicht, daß einer der Charakterzüge seines Sprößlings auf einen künftigen Erzbischof hindeutete. Der Junge liebte es aber, mit Zinnsoldaten zu spielen; er hatte eine ganze Armee davon, an die fünfzehnhundert. Als Lord Randolph sah, wie er seine Spielzeugarmeen aufmarschieren ließ, fragte er ihn, ob er nicht Soldat werden wolle, und Winston sagte sofort ja. War nicht der Herzog von Marlborough sein großer Ahne? Einer seiner von Verehrung für seinen Helden erfüllten Biographen, Lewis Broad, schreibt: „Wie seltsam doch die großen und die kleinen Dinge über die Jahre hinweg miteinander verbunden sind –, die kleinen Wechselfälle im Leben eines Menschen und die großen Wendemarken der Geschichte. Wäre Paulus, den sie Saulus hießen, nicht eines Tages nach Damaskus geritten, wäre Hitler niemals als Anstreicher nach Wien gegangen, wie anders wäre die Weltgeschichte verlaufen. Und hätte Winston Churchill nicht mit Zinnsoldaten gespielt, wäre er Jurist geworden und niemals in die Armee eingetreten, hätte nie im Burenkrieg Ruhm erlangt oder schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr eine Rolle im öffentlichen Leben gespielt und wäre vor 1914 niemals Erster Lord der Admiralität geworden. Nicht einmal diese Zinnsoldaten wären Werk-

zeuge des Schicksals geworden, hätte Lord Randolph eine höhere Meinung von seinem Sohn gehabt. Er war sich jedoch klar darüber, daß Winston nicht gescheit genug für die Justizlaufbahn war — und darum die Zinnsoldaten und die Armee."

Nun aber sehnte sich, so berichtet dieser Biograph, der junge Winston nach irgendeiner praktischen Arbeit. „Auch wenn er nur als Laufbursche hätte Botengänge tun oder als Maurergehilfe hätte schuften müssen, so wäre das wenigstens etwas Handgreifliches gewesen." Allein, so sehr sich Winston auch nach einem Leben voll ehrlicher Arbeit gesehnt haben mag: die Söhne von Lords durften das Familienprestige nicht auf eine solche Weise herabsetzen. Sein Wunsch, Maurer zu werden, ging erst spät in seinem Leben in Erfüllung, als er diese Tätigkeit zu seinem Vergnügen ausübte.

Die Aristokratie hatte andere Auffassungen über das, was ihre Söhne werden sollten. Sie mußten nicht im Alter von zwölf Jahren in die Welt hinaus, um sich ihren Lebensunterhalt in einem Bergwerk oder einer Fabrik zu erwerben, und ihre Hände mit harter Arbeit zu beschmutzen. Das überließ man den unteren Schichten, der arbeitenden Klasse. Hätte man Jung-Winston in eine Volksschule geschickt, wäre seine akademische Erziehung sehr wahrscheinlich bereits hier zu Ende gewesen, denn er hatte nicht die Fähigkeiten, die ihm ein Stipendium für eine höhere Schule oder die Universität eingetragen hätten.

Seine nächste Station war also die Militärakademie Sandhurst, welche die Offizierskaste hervorbrachte, in die man sich seinen Weg mit Geld erkaufte und wo der Einfluß der Aristokratie und der sogenannten guten Gesellschaft mehr wog als ein guter Kopf. Winston war von Anfang in diese Schicht hineingeboren, die das Geld hatte, die Befehle gab und von sich annahm, daß ihr Gott das Recht verliehen habe, zu regieren. Der junge Churchill liebte Sandhurst mehr als Harrow; hier lernte er, wie man Kriege führt, und das glich dem Spiel mit den Bleisoldaten sehr.

Als Winston zwanzig Jahre alt war, war seine akademische Erziehung abgeschlossen. Er hatte keineswegs große Kenntnisse vom wirklichen Leben erworben — eine Kinderfrau hatte ihn aufgezogen, er war bedient, verwöhnt und gehätschelt worden, hatte Nachhilfeunterricht erhalten, war mit Ach und Krach durch die Prüfungen geschleift worden und hatte sich an das Leben in einer Welt des Reichtums, der Privilegien und des Snobismus gewöhnt. Er hatte mit seinen Eltern Glück gehabt, er mußte sich keine Gedanken darüber machen, wie er sich seinen Lebensunterhalt im Schweiß seines Angesichtes erwerben sollte. Die Offizierslaufbahn war leichter, bunter, abenteuerlicher, sie stimmte mit den Traditio-

nen der Familie überein. Er nahm es als gegeben, daß er dazu geboren war, einer der Beherrscher dieser Welt zu werden. Er würde seinen Weg als Kavallerieoffizier beginnen; am Anfang würde eine Bestallung im vierten Husarenregiment stehen.

Einer hat Blut geleckt

„Ein Mann der Tat", schreibt Lewis Broad in Winston Churchill, „ist der Erfüllung seines Lebenszweckes unterworfen." Immer muß er tätig sein, und für Winston Churchill, Subalternoffizier Seiner Majestät Husaren, bedeutet Tat Kampf. „Leider aber", so fügt Broad hinzu, „war es in den neunziger Jahren gar nicht so leicht, einen Bereich zu finden, der dem eigenen Geschmack für das Kriegführen angemessen war. Das neunzehnte Jahrhundert und die viktorianische Epoche neigten sich friedlich ihrem Ende zu; es sah ganz so aus, als ob es keine Kriege mehr geben werde. Auf irgendeine Weise und irgendwo mußte der junge Husar einen Weg finden, auf dem er seine Begierde stillen konnte." Europa lebte in einem Stadium vergleichsweiser Ruhe. Das erschien Churchills Biographen fast als ein Unglück. Es wurde in der Welt zu wenig Blut vergossen.

Da war ein junger Kavallerieoffizier, 21 Jahre alt und für den Krieg erzogen, und es gab niemanden, gegen den er hätte kämpfen müssen. Die Franzosen wurden nicht mehr länger als natürliche Feinde angesehen, als die sie zu Marlboroughs Zeiten gegolten hatten. Von den Deutschen glaubte man noch nicht, daß sie nach der Herrschaft über den Kontinent, wenn nicht gar über die Welt strebten. Hatten sie nicht an Englands Seite bei Waterloo gefochten? Hatte Königin Viktoria nicht einen Deutschen geheiratet und waren nicht die Thronerben deutschen Blutes?

Winston mußte sich einen anderen Kontinent suchen, um einen Krieg aufzutun, in dem er Abenteuer erleben konnte. „Es war kein besonders großer Krieg, aber es war alles, was sich zur Zeit anbot", schreibt Broad. Es interessierte Winston nicht sehr, um was es eigentlich ging. Der Krieg auf Kuba zwischen den Guerrillas und den Truppen der spanischen Regierung war kein großer Krieg, aber es war immerhin ein Krieg, und „in der Offiziersmesse würde ein junger Mann, der von sich sagen konnte, daß er im Gefecht gestanden hatte, große Vorteile vor seinen Kameraden haben, von denen sich in diesen lauen Friedenszeiten keiner eine so begehrte Auszeichnung erworben hatte".

Für die Leute, die diesen Krieg erleben mußten, bedeutete er Mord, Grausamkeit und Rückfall in die Barbarei, den Rauch ausgebrannter Häuser und hilflose flüchtende Frauen und Kinder auf

den Straßen. Für den jungen Leutnant Churchill aber, der nicht gelernt hatte, andere Interessen zu haben, bedeutete ein Krieg Abenteuer dramatischer Art.

Sein Vater hatte für den DAILY GRAPHIC eine Artikelserie über seine Reise durch Südafrika geschrieben, und so erhielt Winston den Auftrag, eine Reihe von Berichten über Kuba zu liefern. Die Kämpfe dort drüben waren nicht sehr heftig; die Kommandeure führten die Operationen sehr vorsichtig von der Etappe aus und Märsche durch undurchdringlichen Dschungel waren ebensowenig sensationell wie der Umstand, gelegentlich das Ziel für die Kugeln eines unsichtbaren Feindes zu sein. Es war jedoch ein Krieg, und Winston Churchill hatte tatsächlich Kanonen donnern hören. Es schien ihm nicht viel auszumachen, auf wen geschossen wurde und weshalb das geschah, aber er konnte nun damit prahlen, daß er im Feuer gewesen sei — und er hatte gelernt, Zigarren zu rauchen.

Nach ein paar in Kuba verbrachten Monaten kehrte er heim und fand, daß man sich in Armeekreisen sehr angelegentlich mit Ereignissen in Indien befaßte. Es gab Ärger mit den Stämmen an der Nordwestgrenze, die keinen allzu großen Enthusiasmus für die britische Herrschaft und die Segnungen der westlichen Zivilisation an den Tag legten.

Die Vierten Husaren wurden nach Bangalore geschickt, wo das Leben für einen Kavallerieoffizier „fröhlich und herrenmäßig" war, ein endloser Kreislauf von Paraden am Morgen, denen am Abend das Polo und die Kasinogesellschaften folgten. „Der Dienst in Indien", berichtet Sir George Arthur, „ist oder war für einen Kavallerieoffizier, der sich für Polo begeisterte, einiges Geld besaß und sich einer guten Gesundheit erfreute, ein wahrhaft herrliches Erlebnis, und Winston schwelgte darin. Die Mittel brachte in seinem Falle die Familie zu Hause auf, und weder er noch die beiden Offizierskameraden, die seine luxuriöse Unterkunft teilten, hatten es nötig, sich der einheimischen Geldverleiher zu bedienen."

Das Polospiel allein füllte dieses müßiggängerische Leben jedoch nicht ganz aus, und da Winston über viel freie Zeit verfügte, begann er zu lesen. Gibbons DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE war eines der Lieblingsbücher seines Vaters gewesen, der volltönende Stil dieses Werkes sprach ihn an. Das galt auch für Macaulays patriotische Dichtungen und Geschichtswerke. Andere Bücher, die er las, waren Platos REPUBLIK, Aristoteles' POLITIK, Darwins URSPRUNG DER ARTEN und Winston Reads MARTYRDOM OF MAN.

Das war wahrscheinlich viel mehr, als ein durchschnittlicher Kavallerieoffizier las, aber die Auswahl seiner Literatur blieb doch beschränkt. Es ist kaum zu erwarten, daß er von Marx gehört

oder dessen Schriften gelesen hatte, die in den neunziger Jahren auf dem Kontinent besser bekannt waren als in England und die nicht für die angelsächsische Aristokratie geschrieben waren. Die junge britische Demokratie interessierte sich aber für andere Bücher als für solche über das antike Rom. Gibbons blühende Prosa enthielt keine Botschaft an eine Generation, die Carlyle und Ruskin, Shelley und Herbert Spencer und Erzähler wie Dickens las, Bücher, deren Seiten voll waren von der Bosheit und Ungerechtigkeit, die der arbeitenden Klasse Großbritanniens zugefügt wurden und die den Aufstand gegen den Industriekapitalismus, seine Gefährlichkeit und Unzulänglichkeit predigten. Sogar Disraeli hatte in seinen Romanen gegen den Fortbestand der „Beiden England" geeifert. Nichts davon scheint Winston Churchill berührt zu haben, er hätte ebenso gut in einer ganz anderen Welt leben können.

„Die Unruhen an der Nordwestgrenze entwickelten sich zu einem kleinen Krieg, und Winston bekam, was er sich wünschte", schreibt Sir George Arthur. „Der ALLAHABAD PIONEER hatte ihn zu seinem Kriegsberichterstatter ernannt, und der DAILY TELEGRAPH war willens, Briefe von der Front zu veröffentlichen und ihm dafür fünf Pfund für die Spalte zu zahlen." In seiner Mutter hatte er eine gute Sachwalterin in London. Sie besaß Charme und amerikanische Tatkraft und wußte, wie man mit Zeitungsbesitzern und Chefredakteuren umgehen mußte, um ihren Sohn herauszustreichen. Zu dieser Zeit gab es kaum Kriegsberichterstatter und damit wenig Konkurrenz. Winston erlernte die Kunst, spannend zu schreiben und eine Geschichte lebendig zu erzählen; er war kühn und unternehmungslustig, zögerte nicht, an Kämpfen und Abenteuern teilzunehmen und erhielt sogar eine Auszeichnung. Seine Berichte über die Heldentaten britischer Soldaten in diesem Teil Indiens wurden von den Lesern des DAILY TELEGRAPH eifrig verschlungen, was Winston gestattete, sie als Buch mit dem Titel THE STORY OF THE MALAKAND FIELD FORCE herauszubringen. Es wurde gut besprochen, verkaufte sich gut und wurde von dem Prinzen von Wales angelegentlich empfohlen — ein schöner Erfolg für einen Dreiundzwanzigjährigen. Er hatte eine Beschäftigung gefunden, die ihm behagte. Krieg: das war sein Fach, er konnte ihn nicht nur genießen, sondern schlug sogar noch Geld daraus, indem er darüber schrieb.

Winston erhielt Heimaturlaub, und wiederum kam ihm seine Mutter zu Hilfe. Sie benutzte ihren Einfluß auf den Generaladjutanten Sir Eveleyn Wood und setzte durch, daß ihr Sohn trotz des Widerstandes Kitcheners an eine andere Front — in den Sudan — versetzt wurde. Man sagte ihm, er könne eine Bestallung bei den 21. Lancers erhalten, ohne Sold und ohne daß die Regie-

rung die Verpflichtung einging, im Falle seines Todes oder seiner Verwundung eine Entschädigung zahlen zu müssen. Es gelang ihm auch, von der MORNING POST als Kriegsberichterstatter verpflichtet zu werden; das Honorar betrug fünf Pfund für die Spalte.

Im Sudan boten sich ihm wieder hervorragende Gelegenheiten. Die britische Öffentlichkeit war in patriotische Aufregung über den Krieg gegen den Mahdi und die Derwische hineingepeitscht worden, die sich seltsamerweise gegen die Besetzung ihres Landes durch die Briten aufgelehnt hatten. Sie hatten den General Gordon in Khartum getötet, und die britische Presse hatte Gordon als großen christlichen Märtyrer verherrlicht und das Volk davon überzeugt, daß dies die schlimmste Grausamkeit seit der Kreuzigung Christi sei. In Wirklichkeit wurde hier ein kühl kalkulierter Eroberungskrieg geführt. Kitchener, ein eiskalter Techniker des Krieges, der eine Armee führte, die mit moderner Artillerie ausgerüstet war, ließ die fanatisierten und tollkühnen Stammeskrieger niedermähen; sie besaßen zwar sehr viel Mut, waren aber für europäische Soldaten, die in exakten Bewegungen auf dem Schlachtfeld und im Umgang mit hochexplosiven Sprengstoffen gedrillt waren, keine ernst zu nehmenden Gegner.

General John Maxwell, der die 12. Sudanesische Brigade kommandierte, schrieb in einem Bericht nach Hause: „Das Feuer unserer Artillerie, der Maschinengewehre, der Kanonenboote und der Infanterie hatte eine schreckliche Wirkung, und niemand vermochte ihm standzuhalten. Ich übertreibe nicht, wenn ich die Stärke der Derwische mit 45.000 Mann angebe; sie marschierten ausgezeichnet und in tadelloser Formation und unternahmen einen prachtvollen, aber hoffnungslosen Sturmangriff. Sie waren so tapfer, wie Männer nur sein können." Es war nichts Rühmenswertes an diesem mechanisierten Massenmord; dies glich dem Hinmetzeln von Vieh in einem volltechnisierten Schlachthof.

Als militärische Operation war die berühmte Attacke der 21. Lancers bei Omdurman lediglich eine theatralische Schaustellung, der Krieg wurde aber durch farbige Schilderungen dieser Attacke romantisiert. Winston, der daran teilgenommen hatte, schrieb mit großem Gefallen darüber. „Er erschoß ein halbes Dutzend Derwische", schreibt Hugh Martin, „als er auf seinem arabischen Pony durch die Schlucht galoppierte, in der die Stammeskrieger wie die Rasenden mit ihren langen, gebogenen Schwertern fochten." Die Attacke der 21. Lancers war alles in allem ein unbedeutender Zwischenfall. Es war so, wie Philip Gueealla in seinem Bericht über diesen Feldzug bemerkt: „Der Krieg wurde durch eine sorgfältige Planung und deren exakte Ausführung gewonnen. Der Angriff der 21. Lancers, der sich in der öffentlichen Meinung zu-

hause einer so befremdlichen Wertschätzung erfreute, hat damit recht wenig zu tun."

Eine Woche nach der Schlacht von Omdurman kehrte Winston nach Hause zurück. Von seinem Standpunkt aus hatte er schöne Erfolge erzielt. Seine Berichte waren veröffentlicht und daheim eifrig gelesen worden, und er hatte das Material für ein neues Buch in Händen. Es machte ihm Spaß, über den Krieg zu schreiben, und außerdem brachte das Geld ein.

Es reifte der Entschluß in ihm, sich nun, nachdem er sich an einigen Feldzügen beteiligt hatte, einen Namen zu machen. Er hatte keine politischen Überzeugungen, sein Kopf war voll von verblasenen imperialistischen Ideen, aber er ging nicht in die Politik, weil er irgend einen Grund dafür, irgend ein Programm hatte, oder einer Sache zuliebe, der er dienen wollte. Er sah eine Karriere vor sich, eine neue Art von Spiel; dies würde ein weiterer Schritt auf dem Wege zu Berühmtheit und Ansehen sein. War sein Vater nicht ein großer Politiker und sogar Schatzkanzler gewesen? Er hatte vor, in seines Vaters Fußstapfen zu treten.

Mit den Worten Lewis Broads: „Er bewarb sich bei der Konservativen Partei um ein Wahlmandat." Es kam, wie er es geplant hatte: er erhielt einen Wahlkreis, den von Oldham.

Der Weg ins Parlament

Der junge Winston Churchill hatte keine Ahnung, was das Leben in Oldham für die überwältigende Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung bedeutete. Er war noch niemals dort gewesen. H. H. Asquith, damals ein junger Rechtsanwalt am Anfang einer großen Karriere, hatte Oldham einmal besucht, um mit den Mitgliedern des Gemeinderates die Probleme der örtlichen Kläranlage durchzusprechen; bei dieser Gelegenheit hatten sie ihn hinsichtlich der Gesetzgebung des Parlamentes examiniert. Nach Asquith zu schließen, der mit den häßlichen Städten der Industriebezirke Nordenglands gut vertraut war, war Oldham „einer der scheußlichsten Orte im ganzen Land, bevölkert von blassen, schmutzigen, erschöpften Proletariern, die das Leben niemals von seiner schönen Seite kennengelernt haben und dies auch bis ans Ende ihrer Tage nicht tun werden."

Churchill wußte weniger von diesen Leuten als von den Bewohnern der Grenzbezirke im Nordwesten Indiens oder den Derwischen des Sudans. Dies war aber eine Gelegenheit, die ersten Schritte einer politischen Karriere zu tun und damit auf das Kampffeld von Westminster zu gelangen, wo er großartige Reden halten und — wie sein Vater — ein angesehener Mann im Leben

der Nation werden konnte. Er hatte keine Botschaft zu bringen, ihn erfüllte keinerlei Begeisterung für irgend etwas außer sich selbst, diese aber im Überfluß.

Alfred Harmsworth, einer der ersten Vertreter des Sensationsjournalismus und von dem gleichen Drang nach oben erfüllt, hatte eben die DAILY MAIL in seinen Besitz gebracht. Er wies den als Kriegsberichterstatter bekannt gewordenen G. W. Stevens an, Churchill als einen der kommenden jungen Männer Europas herauszustellen. Stevens tat das mit all der Inbrunst, mit der die Reklameschreiber seiner Tage Beechams Pillen oder die Sunlicht-Seife priesen. Er gab zwar zu: „Winston Spencer Churchill kann im Alter von 23 Jahren kaum sehr viel von der Regierung, dem Parlament und der Gesetzgebung erfahren haben, er bewegt sich aber in diesen Bezirken mit der Sicherheit, wenn nicht mit dem Wissen eines im Dienst ergrauten Staatsmannes. Von seinem Vater hat er das Talent für Politik geerbt und von seiner Mutter Scharfsinn, Schlauheit, einen etwas zynischen persönlichen Ehrgeiz, die natürliche Eignung, sich selbst nach vorn zu spielen und einen glücklichen Sinn für Humor. Er mag die Eigenschaften, die einen großen General ausmachen, besitzen oder nicht, doch steht das hier nicht zur Debatte. Auf jeden Fall werden sie sich niemals entfalten, denn sie sind, wenn überhaupt vorhanden, überschattet von Qualitäten, die ihn, wenn er will, in den Stand setzen, ein großer Volksführer, ein bedeutender Journalist oder der Gründer einer großen Reklamefirma zu werden." Stevens hat gewiß dick aufgetragen. Einige der Biographen Winston Churchills haben diese Sätze zitiert, um Stevens Anerkennung für sein Talent zur Vorhersage zu zollen. Er würde dies jedoch für jeden jungen Politiker getan haben, den Harmsworth für eine bestimmte Zeit in das Scheinwerferlicht gestellt zu sehen wünschte.

Stevens Reklame für Churchill machte jedoch auf Oldham nicht den erwünschten nachhaltigen Eindruck. Dort hatten die reichen liberalen Fabrikbesitzer mehr Einfluß als die Wahlmacher der Konservativen, und dort gab es eine bedeutende radikale Tradition, mit deren Hilfe es gelang, den jungen Walter Runciman, den vielversprechenden Sohn eines reichen Reeders, wieder ins Parlament zu bringen.

Die Labour-Partei war damals noch nicht auf der politischen Bühne erschienen und bestritt zwei großen Parteien noch nicht das angestammte Recht, den Wählern ehrgeizige junge Streber, Söhne reicher Väter, aufzudrängen, sich in Scheinkämpfen zu messen und sich Redeschlachten zu liefern, um die Stimmen der Arbeiter zu gewinnen, die noch nicht gelernt hatten, ihre eigenen Vertreter zu wählen. Gewiß, der Bergmann Keir Hardie hatte ein

paar Jahre zuvor begonnen, gegen einen jungen Reeder in Mid-Lanark Opposition zu treiben und hatte „Die Pest über beide Häuser des Parlaments!" gerufen, Robert Blatchford hatte sein MERRIE ENGLAND geschrieben, eine Reihe von Briefen, die an John Smith in Oldham gerichtet waren, einen dickköpfigen, die Wirklichkeit mit offenen Augen betrachtenden Arbeiter.

Die Arbeiterpartei war noch kaum geboren, die Propagandafeldzüge der Sozialisten hatten noch nicht richtig begonnen. Alles, was John Smith in Oldham tun konnte, war, sich zu entscheiden, ob er besser dem reichen jungen Tweedledum oder dem eleganten jungen Tweedledee seine Stimme geben sollte. Alles, was der junge Churchill von Lancashire zu wissen schien, war, daß es die Heimat der Lancashire-Füsiliere war. Oldham zog ihm den jungen Reeder Runciman vor und Churchill unterlag mit einem Unterschied von nahezu 1300 Stimmen. Die Tür zur Politik hatte sich ihm nicht auf das erste Pochen hin geöffnet.

Jedoch: Winston mußte nicht allzu lange auf den nächsten Krieg warten. In Südafrika hatten die Buren gegen die habgierige Politik der britischen Imperialisten revoltiert, und die konservative Regierung war der Ansicht, daß man sie auf leichte Weise in einem kurzen, hart geführten Krieg zur Raison bringen könne. Besaß man nicht große Generale vom Schlage Kitcheners, und was konnten die wenigen Burenbauern schon viel gegen die britische Militärmacht und deren Soldaten ausrichten, die sich in Indien und im Sudan so viel Ruhm erworben hatten? Jedermann in Londons politischen Zirkeln war felsenfest davon überzeugt, daß hier ein rascher Sieg zu gewinnen war. Winston Churchill, der sich bereits einen guten Ruf als Kriegsberichterstatter erworben hatte, wurde von der MORNING POST beauftragt, für das hübsche Honorar von 150 Pfund im Monat und die Erstattung aller Auslagen aus dem Feld zu berichten. Hier war eine weitere glänzende Gelegenheit, inmitten der Glorie eines Krieges Abenteuer ohne Zahl zu erleben. Auf dem Dampfer, der ihn hinüberbrachte, war er nur von einer Furcht erfüllt: „daß die Schau bereits vorüber sei und die Briten gesiegt hätten, bevor er eintraf".

Zwei Wochen nach seiner Ankunft war er Kriegsgefangener der Buren. Sie eroberten den Panzerzug, den er als Passagier benützt hatte. Er rannte davon, als er sah, in welche hoffnungslose Situation er geraten war, und als er in einem Einschnitt der Bahnstrecke von drei Buren umzingelt wurde, ergab er sich wohlweislich und streckte die Hände in die Höhe. Vorsicht war der bessere Teil der Tapferkeit.

Die Buren hielten sehr viel von einer bedingungslosen Übergabe, und es war wenig sinnvoll, im Alter von 24 Jahren in

einem ruhmlosen Handgemenge getötet zu werden. Große Redner mochten sich über einen Kampf bis zum bitteren Ende verbreiten, mochten mit melodramatischen Phrasen den Soldaten an der Front klarmachen, daß sie sich niemals ergeben durften und mit dem Rücken gegen die Wand bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen hatten. Winston sah jetzt aber der harten Wirklichkeit ins Auge und hatte keine Gelegenheit, patriotische Reden zu halten.

Die Buren hielten ihn mit 60 anderen Offizieren in der Staatlichen Musterschule in Pretoria gefangen, die einer seiner eifrigen Biographen während des Zweiten Weltkrieges als Konzentrationslager bezeichnete. Diese Schule war nicht sehr gut bewacht, und nach drei Wochen gelang es Churchill, zu entkommen und einen Güterzug zu erwischen, der ihn wohlbehalten in das von den Briten beherrschte Gebiet brachte.

Vom Gesichtspunkt eines Kriegsberichterstatters aus war dies eine großartige Geschichte, ein echter Knüller, und Winston machte das Beste daraus. Die MORNING POST erhielt von ihm einen dramatischen Bericht von kühnen Taten und einer um Haaresbreite mißglückten Flucht, ein Märchen von der Art, die eine Generation entzückte, die mit den Seriengeschichten in BOY'S OWN PAPER großgeworden war.

Die Buren hatten einen Preis für seine Wiedererlangung — tot oder lebendig — ausgesetzt. Sie wollten offenbar Offiziere, die ebenfalls zu flüchten beabsichtigten, entmutigen; die von ihnen ausgesetzte Summe betrug aber nur 25 Pfund, was nicht gerade beweist, daß sie Winston Churchill als ihren gefährlichsten Feind betrachteten. „Die Zitrone dieses Abenteuers", so schreibt ein anderer Churchill-Biograph, Hugh Martin, „wurde ausgepreßt, bis die Kerne knirschten." Die Besitzer der MORNING POST jedoch kamen zu dem Schluß, daß die 150 Pfund im Monat sehr gut angewendet waren und daher blieb Winston Churchill in Südafrika, und zwar als Kriegsberichterstatter wie als Offizier in einer irregulären berittenen Einheit, einer Mischung aus Kolonialisten, Abenteurern und Söldnern, auf die die Buren mit derselben Geringschätzung herabblickten wie später die Iren auf die Black and Tans *). Er beteiligte sich an den Feldzügen im Oranjefreistaat und in Transvaal und war beim Entsatz von Pretoria und Ladysmith dabei; er benutzte jede Gelegenheit, die Leser der MORNING POST davon zu überzeugen, daß Winston Churchill die hervorstechendste Gestalt dieses Krieges sei. Er blieb so lange in Südafrika, bis es offenkundig war, daß die Buren sich nicht mehr

*) Black and Tans: eine Freiwilligentruppe, die sich in den Kämpfen gegen die aufständischen Iren nach dem ersten Weltkrieg durch besondere Rücksichtslosigkeit verhaßt gemacht hat. Anmerkung des Übersetzers.

gegen die übermächtige britische Armee halten konnten, auch wenn deren Generale noch so viele Fehler machten.

Die konservative Regierung, die das Land mit ihrem bramarbasierenden Imperialismus in einen gänzlich ungerechtfertigten und dazu noch kostspieligen Krieg hineingeführt hatte, entschloß sich, diese teuer erkauften Siege zu nutzen und Khaki-Wahlen durchzupeitschen, bei denen man politisches Kapital aus der patriotischen Begeisterung gewinnen konnte. Ein von Lloyd George geführter Flügel der Liberalen Partei hatte sich kritisch über die Führung dieses Krieges ausgesprochen, und es war leicht, diese Gruppe als „Feinde des Vaterlandes", als „Klein-Engländer" und „Burenfreunde" zu verleumden.

Winston war immer noch der konservative Kandidat für den Wahlkreis Oldham, und da er nur mit 1300 Stimmen unterlegen war, entschloß er sich, erneut sein Glück zu versuchen. Seine Kriegsabenteuer hatten ihn weithin bekanntgemacht, und er betrat, begleitet von Musikkapellen und wehenden Bannern, Oldham unter den Klängen des Liedes „Seht her, er kommt, der sieggekrönte Held!" Er fuhr in einem offenen Wagen durch die Straßen, und eines der Banner, das über ihm wehte, trug die Inschrift „Englands edelster Held". Er hatte nicht den Wunsch, wegen mangelnder Bescheidenheit in Oldham besiegt zu werden, und niemand hat ihn jemals dieses Fehlers beschuldigt. Er schlug die patriotische Trommel, so oft und so laut er konnte. Daß er im Krieg gewesen war und Runciman nicht, gewann ihm die Schlacht. Als das Wahlresultat verkündet wurde, stellte man fest, daß er Runciman um 222 Stimmen geschlagen hatte.

Der schwungvolle junge Herr Tweedledee hatte den reichen jungen Herrn Tweedledum besiegt. Das war zwar für die Arbeiter, die die öden Seitenstraßen Oldhams bevölkerten, kein großer Unterschied, aber es eröffnete Winston Churchill M. P. die politische Karriere.

Der Kuckuck im Tory-Nest

Winston Churchill war mit einem Schlage der Wunderknabe der Konservativen Partei geworden. Oldham war der erste Wahlkreis gewesen, der abgestimmt hatte. Andere Wahlkreise folgten, und die Führer der Konservativen Partei riefen ihn zu Hilfe. Er sollte in Massenversammlungen für sie sprechen, und so zog er zu einem Triumphzug aus und ergriff zugunsten Balfours in Manchester und Chamberlains in Birmingham das Wort. Er hatte aus dem Burenkrieg politischen Gewinn gezogen und nutzte die Gelegenheit, diesen jetzt in finanziellen Gewinn umzumünzen.

Churchill wurde auch nach Amerika zu Vorträgen eingeladen. Das brachte ihm 12.000 Pfund ein; überdies lernte er dabei vor einer großen Zuhörerschaft zu sprechen.

Das neue Parlament trat am 23. Januar 1900 zusammen. In seiner überwältigenden Mehrheit bestand es aus Konservativen. Der Trick mit den Khaki-Wahlen hatte sich bezahlt gemacht, und die Parteiführer zogen für künftige Gelegenheiten ihre Lehren daraus. Wenn während eines Krieges die allgemeine Hysterie und Erregung auf dem Höhepunkt angelangt ist, sollte die Regierung Wahlen veranstalten, solange das Volk noch im Siegesrausch dahinlebte. Später mußte ja auf alle Fälle die Rechnung bezahlt und den Nachwirkungen der allgemeinen Unzufriedenheit ins Auge gesehen werden. Die Khaki-Wahl war ein politisches Instrument, das seine Brauchbarkeit bewiesen hatte. Sie war nicht nur eine Wahl, sondern eine Technik skrupelloser politischer Betrügerei — die Ausbeutung einer patriotischen Hochstimmung. Man bediente sich ihrer wieder und wieder.

Der Krieg in Südafrika zog sich hin, und als das Parlament zusammentrat, griff die Opposition die Politik der Regierung aufs schärfste an. Während der Debatte über die Regierungserklärung hatte Lloyd George, der einer der heftigsten Gegner dieses Krieges gewesen war, die Aufnahme eines tadelnden Zusatzes beantragt, und man hatte es so eingerichtet, daß Winston Churchill hinter Lloyd George seine Jungfernrede halten sollte, doch änderte dieser im letzten Augenblick seine Taktik. Er legte seinen Tadelsantrag nicht vor und ließ Winston mit dem Text einer zwar sorgfältig vorbereiteten, aber jetzt belanglos gewordenen Rede zurück. Ein alterfahrener Tory-Parlamentarier, Gibson Bowles, der neben ihm saß, half ihm mit einem Witzwort aus der Verlegenheit und machte es Churchill möglich, einiges von seinen in Südafrika gewonnenen Erfahrungen zum besten zu geben.

Er war nicht der Ansicht, daß man die Buren zu hart behandelt habe, sondern gab die Meinung kund, daß, „verglichen mit anderen Kriegen, vor allem solchen, an denen die Zivilbevölkerung teilnahm, dieser Feldzug im allgemeinen mit ungewöhnlicher Humanität und Generosität geführt worden war". Verglichen mit der völligen Vernichtung der irischen Städte durch Cromwell und den Schlächtereien, die eine Begleiterscheinung der Kriege des Mittelalters auf dem Kontinent waren, konnte man den südafrikanischen Krieg durchaus als vergleichsweise ritterliche Affäre bezeichnen. Die Familienangehörigen der burischen Freischärler jedoch, die in den Konzentrationslagern an Typhus starben, waren wohl anderer Ansicht, und das war die Kehrseite der Geschichte. Winston war fähig, dem Haus einen Bericht aus erster Hand

zu geben, und obwohl er bezeugte, daß die Buren „tapfere und ausdauernde Gegner" waren, wurde seine Rede doch mit viel Beifall aufgenommen, da sie die Regierungspolitik guthieß; Joseph Chamberlain, der Erzimperialist und Hauptkriegstreiber, nannte sie eine „bewundernswerte" Rede.

Die älteren Mitglieder des Parlamentes erinnerten sich Lord Randolphs und entdeckten in dem Sohn einiges von der Manieriertheit und den Charaktereigenschaften des Vaters. Winston hatte die parlamentarische Laufbahn seines Vaters sehr genau studiert und war zu dem Schluß gelangt, daß der Mantel der Churchills auf seine Schultern gefallen war und daß er dort fortfahren mußte, wo Lord Randolph aufgehört hatte. Nichts in ihm deutete darauf hin, daß er bescheiden auf den hinteren Bänken des Parlaments sitzenbleiben würde.

Kriegsminister dieses Kabinetts war Broderick; er war stellvertretender Kriegsminister gewesen, als Lord Randolph vom Posten des Schatzkanzlers zurückgetreten war, weil es ihm nicht gelungen war, eine Verminderung der Heeresausgaben zu erreichen. Als Broderick eine Gesetzvorlage für eine Armeereform einbrachte, erinnerte sich Winston des alten Streites und entschloß sich, die Rolle seines Vaters von damals zu übernehmen.

Er bezeichnete Brodericks Heeresreform als extravagant und brachte einen Tadelsantrag ein, der „schwere Bedenken über das ständige Wachsen rein militärischer Ausgaben, die die Energien des Landes von dem seiner Natur besser entsprechenden Ausbau des Handels und der Kriegsmarine ablenkten" enthielt und die Zurückstellung der Pläne des Kriegsministers forderte. Winston erinnerte an den Kampf seines Vaters gegen das Kriegsministerium und dessen erfolglosen Feldzug gegen die dickschädligen Militärs in Whitehall und fuhr fort: „Die Regierung stellte sich damals auf die Seite der Ministerien, die das meiste Geld ausgaben, und der Schatzkanzler resignierte. Die Kontroverse war bitter, der Ausgang des Kampfes ungewiß, doch am Ende triumphierte die Regierung, und der Schatzkanzler mußte für immer aufgeben. Es will scheinen, als sei mit ihm die Sache der Kämpfer für Haushaltseinschränkungen und für Sparsamkeit im Staatshaushalt gefallen und zwar so endgültig, daß sogar die Erinnerung daran verblaßt ist und die damals gesprochenen Worte seltsam altmodisch klingen. Ich nehme an, daß die Schatzkanzler diese Lehre nicht leicht vergessen werden. Ich bin sehr froh darüber, daß das Haus mir gestattet hat, nach einer Pause von fünfzehn Jahren die zerfetzte Flagge wieder zu erheben, die ich auf einem verlassenen Feld fand. Ich stehe hier, um für die Sache der Sparsamkeit zu fechten. Ich denke, daß es an der Zeit ist, daß von dieser Seite

des Hauses eine Stimme ertönt, die für diese unpopuläre Sache spricht und daß nicht jemand, der auf den Bänken der Opposition sitzt, sondern ein von Tradition aus Konservativer, dessen Geschick aufs engste mit dem dieser Partei verbunden ist, der die Majestät und Macht des britischen Reiches über den Meeren aus eigenen Anschauungen kennt, der nicht an das Weltbürgertum glaubt, vortreten und alles in seinem Vermögen Stehende tun sollte, um gegen eine Politik zu protestieren, die von Tag zu Tag unsere öffentliche Schuld erhöht."

Das war kaum das, was die Dickköpfe im Kriegsministerium und die Führer der Konservativen von einem Mann erwartet hatten, der auf der Woge hurrapatriotischer Gefühle emporgetragen worden war. War Winston im Begriff, wie sein Vater der Kuckuck im Nest der Konservativen zu werden? Seine Inspirationen holte er sich anscheinend aus der Gedankenwelt seines Vaters und nicht aus den Büros der Einpeitscher der Regierungspolitik. Er war gegen die Ausgaben für die sogenannte Heeresreform und erklärte: „Seitdem ich in diesem Hause bin, habe ich mehr als einmal mit Erstaunen vernommen, mit welcher Gemütsruhe und wie leichtfertig Mitglieder des Parlamentes, sogar Minister, von einem europäischen Krieg reden. Ich möchte mich über die Schrecken eines Krieges nicht näher auslassen, das Haus sollte aber nicht übersehen, daß hier ein großer Wandel eingetreten ist. In früheren Zeiten, als Kriege aus persönlichen Ursachen entstanden, als die Politik eines Ministers oder die Gemütsbewegungen eines Königs den Anlaß dazu boten, als sie von kleinen Armeen von Berufssoldaten ausgefochten wurden und von dem Mangel an guten Verbindungen und damit den Schwierigkeiten des Nachschubs behindert und oft sogar von der Unbill der Jahreszeiten zum Erliegen gebracht wurden, war es möglich, das Ausmaß der Kämpfe zu begrenzen und damit die Folgen eines Krieges. Heute aber, da große Völker gegeneinander getrieben werden, da jeder Mensch zutiefst erbittert und entflammt ist, da alles, was die Wut eines Krieges mildern könnte, durch das, was Wissenschaft und Zivilisation uns an technischen Neuerungen bieten, zunichte gemacht wird, kann ein Krieg in Europa nur mit dem Ruin der Besiegten und der kaum weniger schwer wiegenden wirtschaftlichen Verelendung und der physischen Erschöpfung des Siegers enden. Die Demokratie ist rachsüchtiger als die Kabinettspolitik, die Kriege der Nationen sind schrecklicher als die der Könige. Wenn man mir erwidert, daß der Kriegsminister alles tun muß, um unserem Volk ein Höchstmaß an Sicherheit zu geben, so habe ich — so sehr ich unproduktive Ausgaben hasse — nichts dagegen einzuwenden. Dieses Ziel wird aber nicht zu erreichen

sein. Niemand weiß besser als der Kriegsminister, daß diese Ausgaben uns nicht ein Mehr an Sicherheit verschaffen werden und daß die geforderten drei Armeekorps im Falle eines Konfliktes mit einer Großmacht kaum mehr tun könnten, als die Vorhut zu spielen. Wenn man uns haßt, dann werden sie uns nicht beliebter machen, und wenn wir in Gefahr sind, werden sie uns keine Sicherheit geben. Sie sind bestenfalls eine Nachahmung kontinentaler Armeen, sie genügen aber nicht, den Gegner einzuschüchtern. Sie wären nicht imstande, uns unverwundbar zu machen, könnten uns aber nur allzuleicht abenteuerlustig machen."

Das Kriegsministerium und die Hauptsprecher der Konservativen ärgerten sich vor allem deswegen über diese Sätze, weil sie nichts darauf antworten konnten. Es war auch bis auf den heutigen Tag niemand imstande, diese von der Vernunft diktierten Überlegungen zu widerlegen. Die Admiralität faßte jedoch Mut. Winston war durchaus für „eine überlegene Flotte, die von entscheidendem Wert für die Existenz der Nation ist." Er hatte gefragt: „Warum sollen wir eine gefährlich schwache Kriegsmarine und eine gefährlich starke Armee besitzen?" Er hatte sich allerdings nicht klargemacht, daß die Marinefachleute anderer Nationen, die seine Behauptung von der Notwendigkeit einer starken Marine für das Leben einer Nation hörten, zu dem Schluß kommen könnten, eine große Marine sei auch für ihr Land eine Notwendigkeit. Wenn es richtig ist, daß große Armeen den Frieden gefährden können, gilt dieses Argument nicht auch für große Flotten? Churchill beendete seine Rede mit Sätzen, die ihm den Beifall John Brights*) und der Quäker eingetragen haben würden: „Sowohl vom Standpunkt tiefster Gefühlsempfindungen wie aus allgemein praktischen Überlegungen müssen wir eine sklavische Nachahmung der waffenstarrenden Militärstaaten des europäischen Kontinents vermeiden, weil diese uns niemals die militärische Vorherrschaft und die Sicherheit verschaffen kann, die wir ersehnen, sondern einzig und allein die natürlichen Quellen unserer Stärke zum Versiegen bringen könnte. Dafür sprechen noch bedeutendere Vernunftsgründe. Es gibt eine moralische Kraft, die, je höher die menschliche Rasse sich entwickelt, die Nationen immer nachdrücklicher stärken und beschützen wird, die sie besitzen. Diese Kraft hätte die Buren besser geschützt als all ihre Kanonen und ihre tapferen Freischaren; es wäre besser für sie gewesen, hätten sie, statt unwissend, angriffslustig und korrupt zu sein, diese hohen Tugenden besessen, die uns in den dunkelsten

*) John Bright, Führer der Chartisten, einer Mittelstands- und Arbeiterbewegung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Anmerkung des Übersetzers.

Tagen des Krieges vor dem Dazwischentreten europäischer Mächte bewahrten. Trotz aller Verleumdungen und Lügen, gesprochener wie gedruckter, kommt die Wahrheit doch immer ans Licht; jedermann weiß, sei es ein Volk oder ein Herrscher, daß im Großen gesehen — und wir müssen diese Dinge in ihren großen Zügen beurteilen — der britische Einfluß heilsamer und freundlicher Art ist und daß er dem allgemeinen Glück und der Wohlfahrt der Menschheit dient. Wir würden einen peinlichen Fehler begehen, wenn wir zuließen, daß die sittliche Stärke, die dieses Land so lange ausgeübt hat, wegen einer kostspieligen, großtuerischen und gefährlichen Soldatenspielerei, an die der Kriegsminister sein Herz gehängt hat, zum Verschwinden gebracht oder sogar zerstört würde."

Kein Pazifist hätte die Einwände gegen eine große Armee beredsamer vorbringen können. Es war allerdings ausgeschlossen, daß Winston auf dieser Linie verharren und gleichzeitig einen schnellen Aufstieg in der Konservativen Partei erhoffen konnte. Er hatte vage Ideen über eine konservative Demokratie, die ebenfalls der Gedankenwelt seines Vaters entstammten. Er besaß nicht das Temperament eines Schafes, das von den Interessenklüngeln im Regierungslager leicht zu lenken war. Er hatte keinen Respekt vor Persönlichkeiten, er hatte seines Vaters Selbstsicherheit geerbt und entdeckte, daß die Führer der Konservativen nicht mehr Gehirn besaßen als die alten Armeegenerale. Seine überwältigende Selbstsicherheit in Debatten und ein beträchtliches Maß an Widerborstigkeit, Arroganz und Verachtung für die von ihm Attackierten schufen ihm Feinde.

In einer seiner Reden griff er die Kabinettsmitglieder auf den Frontsitzen des Unterhauses derart scharf an, daß sämtliche konservativen Abgeordneten ostentativ den Saal verließen. Ein paar Tage später schritt er quer durch den Saal hinüber zu den Bänken der Liberalen. Er hatte sich davon überzeugt, daß diese Tory-Regierung viel zu einfältig war, um lange am Ruder bleiben zu können. Die Erregung des Krieges war abgeebbt, es gab keinen Zweifel, wie es um die Stimmung im Lande bestellt war. Es war nicht mehr länger kriegslustig gestimmt, die Hühner kehrten in den Stall zurück. Beim nächsten Schwung des Pendels würden die Konservativen aus der Regierung gefeuert werden. Ein sinkendes Schiff war nicht der rechte Platz für ihn.

Winston wurde von den Liberalen mit offenen Armen aufgenommen. Es war nutzlos für ihn, wieder in Oldham zu kandidieren; man würde sich dort seiner Lobsprüche für die konservative Regierung und seiner Angriffe auf die Liberalen nur zu gut erinnern. Er beabsichtigte, im Wahlkreis Nordwest-Manchester zu kandidieren. Manchester war die klassische Heimstätte des Freihandels, der nun zu einer brennenden politischen Frage geworden war. Als Joseph Chamberlain für die Reform der Zolltarife eintrat, geriet die Konservative Partei in eine Sturmzone; Balfour hielt die Konservativen so lange zusammen, als er konnte, schließlich wurde er aber zum Rücktritt gezwungen, und der Führer der Liberalen, Sir Henry Campbell-Bannerman wurde Premierminister. Im neuen Kabinett erhielt Winston den Posten eines Unterstaatssekretärs für die Kolonien.

Während der Wahlen erwies er sich als enthusiastischer Liberaler und glühender Anhänger des Freihandels, für Manchester genau die richtige Linie. In einer Massenversammlung in der Free Trade Hall in Manchester hielt er eine glänzende Rede, um eine Dankadresse an John Morley, den altehrwürdigen Führer der Liberalen, vorzuschlagen. Es war dies eine Rede, bei der die Torys sich in Wutkrämpfen wanden, während die Liberalen in Jubelstürme ausbrachen. Sätze daraus sind wieder und wieder zitiert worden; sie sind als vernichtende Beschreibung der Torys niemals mehr übertroffen worden: „Wir wünschen uns eine Regierung, die ein wenig mehr an den Mann denkt, der im tiefsten Schacht eines Bergwerkes front und ein wenig weniger an die Schwankungen des Londoner Aktienmarktes. Wir wünschen uns eine Regierung, die, statt immer nur nach außen zu sehen, vor allem, wenn nicht gänzlich, ins Innere unseres Landes blickt. Wir wünschen uns eine Regierung, die wir wirklich behalten können, das ist die Art von Regierung, von der Herr Chamberlain sagt, ‚Sie wird nach einer kurzen Zeit von der Bühne gepfiffen'. Nun, laßt uns diese Regierung erst einmal haben, dann werden wir zeigen, was es mit den Auspfeifern auf sich hat. Wir wissen, was wir wollen und haben daher auch das Glück zu wissen, wofür wir kämpfen. Einer der bedeutendsten Führer der Schutzzoll-Partei, was immer Sie sonst von ihm denken mögen, hat auf jeden Fall keinen Zweifel darüber gelassen, welchen Gebrauch er von seinem Sieg machen wird. Wir wissen genau, was wir zu erwarten haben: eine Partei der großen, eingesessenen Interessen, zu einem unverbrüchlichen Bündnis zusammengeschweißt; Korruption nach innen und Aggression nach außen, um erstere zu tarnen; die Tricks der

Tarifkämpfe, die Tyrannei einer Parteimaschine, waschkorbweise Gefühlsausbrüche, Patriotismus mit imperialistischem Einschlag; eine offene Hand für die Ausgaben des Staates und eine offene Tür für die Wirtshäuser; teure Nahrung für die Millionen und billige Arbeitskräfte für die Millionäre: das ist die Politik Birminghams, und wir werden gegen diese Politik Birminghams die von Manchester ins Treffen bringen . . . Es ist durchaus möglich, daß Sie, wenn Sie sich mit den drängenden Fragen unserer Landwirtschaft, der Getränkeindustrie, der Arbeiterbewegung auseinandersetzen, in den großen Interessenklüngeln einige Erregung und vielleicht sogar einiges Ärgernis erregen werden, wenn diese Leute von unseren Gesetzen betroffen werden. Wir wollen jedermann mit äußerster Höflichkeit und größtem Respekt behandeln; wenn wir es verhindern können, wird keiner Fliege ein Leid geschehen. Im Hinblick auf die großen und drängenden sozialen Probleme, die ich bereits erwähnt habe, müssen wir uns aber eines klarmachen: wo Privatinteressen mit denen der Gemeinschaft in Widerstreit geraten, müssen diese den Vorrang haben. Den ganzen Winter über haben wir der Wiederbelebung all der abgestandenen, veralteten, bis zum Überdruß gehörten Argumente für den Schutzzoll zugehört — allen möglichen Lehren und Theorien über den Handel und die Wirtschaft, von denen wir gehofft hatten, daß sie in diesem zwanzigsten Jahrhundert so weit hinter uns liegen würden wie der alte Volksglaube an Magie und Hexerei. Diese befremdende Erfahrung hat in einigen Kreisen Zweifel darüber reifen lassen, ob es nach all dem so etwas geben könne wie einen wirklichen Fortschritt, ob all die Mühsal und die Opfer von Generationen etwas verändert haben, ob dies alles nicht ein zweckloses Hinauf und Hinab, Auf und Nieder sei, das uns keinen Schritt voranbringt. Ich tadle diese Zweifler nicht, aber heute abend sind wir zusammengekommen, um ihnen zu sagen, daß sie im Irrtum sind. Wir sind hier, um dieses Geflüster der Verzweiflung hinwegzufegen, wir sind hier, um zu verkünden, daß wir nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts gehen. Wir bewegen uns auf eine bessere, gerechtere Organisation der menschlichen Gesellschaft zu, und unser Glaube ist stark und hochgemut: diese Zeit wird ganz bestimmt anbrechen, und das umso eher, wenn wir uns bemühen, daß die düstergrauen Wolken, unter denen Millionen unserer Mitbürger unter der Last eintöniger Arbeit fronen, aufbrechen und sich auflösen, um dann für immer im Sonnenschein einer neuen, edelmütigeren Epoche hinzuschwinden."

Winston besiegte Joynston Hicks in Nordwest-Manchester mit einer Differenz von 1241 Stimmen. Seine Prophezeiungen waren

richtig gewesen: die allgemeinen Wahlen von 1906 brachten einen Erdrutsch nach links. Es schien, als werde die Konservative Partei niemals mehr eine britische Regierung bilden. Er hatte diese Partei gerade zur richtigen Zeit verlassen.

Mit seinen 31 Jahren war Winston eines der jüngeren Mitglieder des Kabinetts. Er stand nicht auf der untersten Sprosse der Leiter, er war bereits in der Mitte angelangt; er war bald einer der populärsten Redner der Liberalen Partei im Land draußen und einer der verläßlichsten Debatteredner im Unterhaus. Als Unterstaatssekretär für die Kolonien hatte er aber wenig Spielraum, um seine Schwingen zu breiten. Kolonialminister war Lord Elgin, der Vizekönig von Indien gewesen war und wußte, wie er seine Untergebenen im Zaum halten konnte. Als Winston seinem Chef ein umfangreiches Memorandum mit seinen Ansichten über die Kolonialverwaltung unterbreitete, das mit den Worten „Das sind meine Ansichten" schloß, fügte Lord Elgin hinzu: „Aber nicht die meinen."

Es blieb der liberalen Regierung überlassen, die politischen Streitigkeiten in Südafrika beizulegen, und sie hatte sich wohlweislich für ein beträchtliches Ausmaß an Selbstverwaltung für diese Kolonie eingesetzt. Churchill hatte den Auftrag, diese Gesetze dem Unterhaus schmackhaft zu machen und die Reden der Konservativen zu beantworten, die den Zusammenbruch dieser Politik voraussagten. Er hielt eine Rede, die dieses Anlasses würdig war: „Wenn — was wir hoffen und zutiefst glauben — Südafrika bessere Zeiten bevorstehen, wenn es nach dem langen Weg, den es gegangen ist, an einem Wendepunkt angelangt ist, wenn die nahe Zukunft das Bild einer in Frieden gedeihenden, vereinten Nation der Afrikander unter dem schützenden Szepter der britischen Krone vor unseren Augen ausbreitet, dann, so sage ich, wird das Gute wie das Böse nicht auf Afrika beschränkt bleiben, dann, so sage ich, wird die Sache der Armen und Schwachen in der ganzen Welt unterstützt, und überall werden die kleinen Völker mehr Lebensraum haben, überall werden die großen Reiche, von unserem Beispiel ermutigt, einen Schritt voran tun — und es bedarf nur dieses einen Schrittes — in das warme Licht eines edleren und großmütigeren Zeitalters."

Eine Generation später, als Indiens Hinwendung zu einem solch großzügigen Übereinkommen vor der Türe stand, vergaß er diese edlen Gefühle. (Siehe die Kapitel 16, 17 und 28.)

Sir Henry Campbell-Bannerman starb, und Herbert H. Asquith folgte ihm auf dem Posten des Premierministers. Im Zuge der Umwandlung des Kabinetts wurde Lloyd George Schatzkanzler und Churchill Handelsminister. In jenen Tagen bedeutete dies,

daß eine Neuwahl angestrebt werden mußte. Die Konservativen waren so weit gekommen, Churchill als ihren zweitschlimmsten Feind zu betrachten (ihr schlimmster war Lloyd George), und sie taten, was in ihren Kräften stand, um ihn zu besiegen und den Wahlkreis Nordwest-Manchester wiederzuerobern. Die Suffragetten hatten allen Anlaß, ihn als einen ihrer Feinde im Kabinett anzusehen; sie behaupteten, er habe sie betrogen, und seine Wahlversammlungen verliefen darum mitunter recht stürmisch. Die Torys jubilierten: nach einem aufregenden Wahlkampf erlitt Churchill eine Niederlage. Der DAILY TELEGRAPH wurde in einem Leitartikel fast hysterisch vor Freude über dieses Resultat: „Churchill ist draußen — uns fehlen die Worte gerade jetzt, da wir ihrer am meisten bedürfen. Wir alle haben uns danach gesehnt, daß dies geschehe, und unsere Sehnsucht überschritt jedes faßbare Maß. Zahlen, ja sicher gibt es Zahlen, aber wer kümmert sich heute schon um Zahlen? Winston Churchill ist draußen, draußen, draußen!"

John Morley, Winstons Kabinettskollege, erklärte dessen Niederlage in Nordwest-Manchester folgendermaßen: „Unter ernstzunehmenden Beobachtern herrscht der Eindruck vor, daß die im ganzen Lande widerhallende Niederlage Winstons in Manchester eine Folge der Reaktion der Wähler auf seine allzu unbedenklichen Verhandlungen mit dieser, jener und einer dritten Gruppe war, und daß er sein politisches Gewissen dabei nicht allzu sehr mit den an ihn gestellten Forderungen belastete. Mit anderen Worten: Winston hatte keine Prinzipien. Man nimmt an, daß er deswegen 300 bis 400 dieser sehr gewissenhaften und auf Ehre bedachten Wähler verloren hat."

Die Torys betrachteten ihn nun als den Erzrenegaten. Für sie war er der Verräter seiner eigenen Klasse. Er hatte die Kameraden im Stich gelassen und war nicht mehr länger würdig, die alte Schulkrawatte zu tragen; er war ein Ruffian und ein Prolet, der Enkel eines Herzogs, der sich in einen Demagogen verwandelt hatte. Sobald sein Name im Carlton Club erwähnt wurde, knurrten angewiderte alte Obersten bittere Flüche, gerieten an den Rand eines Schlaganfalles und spuckten aus.

Der Triumph der Konservativen war allerdings nur von kurzer Dauer. Noch am Abend seiner Niederlage erhielt Churchill die Einladung, sich um den Wahlkreis Dundee zu bemühen, und er eilte auch sofort nach Schottland. Die Konservativen waren nicht imstande, ihn davon abzuhalten. Er erreichte 7079 Stimmen gegen die 4370 der Liberalen Unionisten (getarnte Konservative); der Kandidat der Unabhängigen Arbeiterpartei erreichte 4014, der der Prohibitionisten 655 Stimmen.

Winston war nie zuvor in Dundee gewesen und mit dessen sozialen Problemen nicht vertraut, aber er war sich gewiß, daß, je härter er auf die Torys einschlagen werde, desto größer seine Aussichten auf einen Sieg sein würden, und er tat, was in seinen Kräften stand. Er stieß hier jedoch auf etwas, was ihm völlig neu war — einen gefährlichen Angriff der Linken; daher war er gezwungen, seine Einstellung zum Sozialismus näher zu umreißen.

Er sei, so gab er kund, „für ein größeres Maß an Kollektivverantwortung, sowohl auf Seiten des Staates wie der Kommunen, vor allem hinsichtlich der monopolisierten öffentlichen Dienste", doch wies er den Sozialismus als „eine monströse und schwachsinnige Konzeption" zurück. „Churchill", so schreibt Philip Guedalla, „zu jeder Zeit ein entschlossener Radikaler, mit dem ausgesprochenen Hang, für sich selbst Untersuchungen über die Lage der armen Bevölkerung anzustellen (er hatte eben die höchst unschöne Tatsache der Armut entdeckt und war von dieser Entdeckung zutiefst bewegt), wollte alles für sie tun, was er konnte und glaubte, daß die Vorsehung ihn dazu ausersehen habe."

Er blieb zwei Jahre lang Handelsminister. Die wichtigsten Gesetze seiner Amtsperiode waren das zur Schaffung von Arbeitsvermittlungsbüros, das zur Bildung von Kammern für die Belange der Schwerarbeiter und das zur Bildung der Obersten Hafenbehörde für London.

Die Arbeitsvermittlungsbüros waren eine Konzession an die Forderungen der Arbeiterpartei nach einer Gesetzgebung zur Verhütung der Arbeitslosigkeit; diese Forderung hatte viele Jahre lang Keir Hardie, der einsame sozialistische Vorkämpfer, hartnäckig erhoben, der nun eine organisierte Gruppe hinter sich hatte. Die Arbeiterpartei zollte dieser Maßnahme zwar Beifall, begrüßte sie aber nicht mit Begeisterung, weil sie ihr nicht weit genug ging. Es wurden lediglich Büros eingerichtet, in denen die Arbeiter um Beschäftigung nachsuchen und die Arbeitgeber nach Arbeitskräften suchen konnten. In den Augen der Sozialisten war dies nichts als eine Bemäntelung, charakteristisch für eine liberale Regierung, die gar nicht sich auf weitreichende Maßnahmen einlassen wollte, welche den reichen Reedern, Bergwerksbesitzern und Großindustriellen höchst unwillkommen sein mußten.

Lloyd George und Winston Churchill waren jetzt die am meisten ins Auge fallenden, dynamischsten Persönlichkeiten der Liberalen Partei und galten als deren linker Flügel. In Asquith, Haldane und Grey sah man Männer, deren Einfluß mäßigend wirkte. Sie hatten den Burenkrieg während der Jahre gutgeheißen, in denen Lloyd George sich im Unterhaus wie im Lande am heftigsten dagegen ausgesprochen hatte.

Vom Temperament her hatte Lloyd George und Churchill sehr viel Gemeinsames, obwohl beider Karrieren außerordentlich verschieden gewesen waren. Lloyd George war der Sproß einer einfachen Familie und hatte sich den Weg an die Spitze der Politik allein mit seinen Fähigkeiten und seiner Energie gebahnt. Im Parlament war er ein bitterer und sarkastischer Kritiker Joseph Chamberlains und ein brillanter Debattenredner gewesen. Er hatte vor der herrschenden Aristokratie nicht den geringsten Respekt, machte ihre Anführer und Gallionsfiguren lächerlich und verachtete sie. Er hatte die radikale Gruppe der Liberalen Partei hinter sich und sein nonkonformistisches Glaubensbekenntnis kam ihm hier sehr zustatten. Er kam aus dem einfachen Volk und hatte einen instinktiven Haß gegen Reichtum und Privilegien in den Knochen. Seine besondere Abneigung galt den reichen Großgrundbesitzern.

In der politischen Praxis war Lloyd George scharfsinnig, listenreich und berechnend; er besaß großen persönlichen Charme, dazu ungeheure Energien, seine geistige Aufnahmefähigkeit kannte keine Grenzen und er war absolut rücksichtlos. Er galt als einer der bedeutendsten Volksredner seiner Zeit; von Natur aus beredt, wußte er, wie man die Gefühle der Masse ansprechen mußte. Er besaß einen unerschöpflichen Vorrat an Schlagworten und bildhaften Vergleichen und benutzte sein ganzes Arsenal an Witz, Humor und Ironie, um seine Sache vorzubringen. Churchill bereitete seine Ansprachen immer sehr sorgfältig vor; Lloyd George war natürlich und spontan, er hatte eine unheimliche Gabe, mit den Gefühlen seiner Zuhörer zu spielen. Er hatte Gibbons nicht gelesen und nahm sich Macaulays Stil nicht zum Vorbild; seine Inspirationen kamen mehr von den Kanzeln walisischer Dorfkirchen. Wie Churchill war Lloyd George im wesentlichen ein Karrieremacher. Der Radikale und Rebell lernte schnell das parlamentarische Intrigenspiel und bewegte sich in Westminster wie eine Ente im Wasser. Er hatte Gefühl, aber kaum Prinzipien und war maßlos ehrgeizig in seinem Streben, in der vordersten Linie des politischen Lebens zu stehen, koste es, was es wolle. Lloyd George bezauberte Winston, der seine Rednergabe bewunderte und sich bemühte, sie nach Kräften nachzuahmen. Lloyd Georges Einfluß sollte sich bald in Winstons Ansprachen zeigen. Auch er begann, sich über Berggipfel und die Morgenröte über den Hügeln zu verbreiten, aber während Lloyd Georges silberzüngige Rede vom Rauschen der Bergbäche inspiriert war, schien Winstons blumige Rede mühselig beim Schein einer mitternächtlichen Öllampe zusammengekocht worden zu sein.

Die liberale Regierung war an die Macht gelangt, um ein kühnes, eingängiges Programm sozialer Reformen anzupacken. Sie hatte Irland die Selbstverwaltung, Wales die Abkehr von der Zentralisierungspolitik, eine Reorganisation des Konzessionswesens, Pensionen für die Betagten und Gesetze zum Schutz der Arbeitslosen versprochen. Sie war dank der Wandlung in der öffentlichen Meinung gewählt worden, die die unvermeidliche Folge eines Krieges ist, sie hatte weitgehende Versprechungen gemacht und große Hoffnungen erweckt.

Das Oberhaus jedoch war noch völlig in Händen der landbesitzenden Aristokratie, die gewillt war, alles ihr zu Gebote Stehende zu tun, um sich die überkommenen Privilegien zu erhalten und keinerlei neue Steuern zu entrichten, mit denen die sozialen Reformen finanziert wurden. Lloyd George überhäufte die Lords mit Schmähreden und sogar Churchill erreichte die Wirkung der Limehouse-Rede des Walisers nicht. Lloyd Georges sehr populäres Budget des Jahres 1909 wurde von den Lords abgelehnt, und die Liberalen zogen daraufhin mit dem einprägsamen Feldgeschrei „Die Grafen gegen das Volk" durchs Land.

Churchill kämpfte erbittert gegen das Oberhaus, das er gerne als „Kasperltheater" bezeichnete. Er erklärte, daß die „Herzöge" einen „schäbigen und armseligen Luxus" verteidigten, und er versicherte ihnen, „der Steuerzahler werde in Zukunft nicht mehr fragen ‚Wieviel verdienst du?', sondern ‚Woher hast du dein Geld?'". Die Zeiten waren vorbei, in denen ein freies Land sich der Diktatur einer Erbaristokratie unterwarf.

In den Januarwahlen erhöhte Winston seinen Stimmenvorsprung in Dundee. Dies war ein Wahlkreis mit zwei Sitzen, und sein inoffizieller Partner in der Kandidatur war Alexander Wilkie von der Arbeiterpartei. Das Ergebnis sah so aus:

Churchill (Liberaler)	10.747 Stimmen
A. Wilkie (Arbeiterpartei)	10.365 Stimmen
J. S. Lloyd (Konservativer)	4.552 Stimmen
J. Glass (Konservativer)	4.339 Stimmen
E. Scrymgour (Prohibitionist)	1.512 Stimmen.

Weder die Liberalen noch die Arbeiterpartei hielten es für klug, zwei Kandidaten aufzustellen, denn das hätte die „progressiven Wählerstimmen" gespalten und auf diese Weise die Torys zum Zug gebracht. Als im Dezember noch einmal allgemeine Wahlen der Regierung das Mandat geben sollten, die Macht der Lords mit Hilfe der Gesetzgebung zu begrenzen, war das Resultat nahe-

zu dasselbe. Churchill und Wilkie erhielten beträchtliche Mehrheiten, und Churchill repräsentierte Dundee vierzehn Jahre lang als Liberaler. Nach einer weiteren Kabinettsumbildung war er Innenminister; das lag mehr in seiner Linie als das Handelsministerium.

Der Innenminister führte keine Kriege, und ihm unterstanden weder Soldaten noch Matrosen, aber er war zum mindesten für die Gefängnisse und die Polizei verantwortlich. Früher war vorgeschlagen worden, er solle das Ministerium für die Lokalregierungen oder das Gesundheitsministerium übernehmen, doch übten diese Posten keine Anziehungskraft auf ihn aus. Er hatte etwas gegen das Ministerium für die Lokalregierungen, weil er „es ablehnte, mit Mrs. Sidney Webb in einer Suppenküche eingesperrt zu sein". Dort konnte er auch nicht mit Soldaten herummanövrieren. Die langweiligen Probleme der Armut und der kommunalen Körperschaften überließ man besser John Burns, der Mitglied des Rates der Grafschaft London gewesen war. Mrs. Sidney Webb hatte ein Leben lang für eine Reform des Armenrechtes agitiert. Hier gab es keine Orden zu verdienen, hier gab es keinen Glanz, keine Abenteuer. Winston wußte nichts von der Last der Armut, ihn interessierten Flaggen, Trompeten und Kanonen. Wenn er aber schon keine Zeit für Mrs. Sidney Webb hatte, so hatte sie erst recht keine für ihn. Sie hielt ihn für einen glatten, oberflächlichen, rein auf den Zweck ausgerichteten politischen Karrieremacher, voll der profundesten Unkenntnis über das wirkliche Leben des werktätigen Volkes, das das Kanonenfutter für die Kriege war.

Das Jahr 1910 war erfüllt mit bedeutenden industriellen Unruhen. In Südwales entbrannte ein langer und bitterer Kampf der Bergarbeiter, der sich an den Minimallöhnen entzündete. Im Rhondda-Tal gehörten viele Bergwerke der von Lord Rhondda geleiteten Cambrian Combine; Rhondda hatte, als er noch D. A. Thomas hieß, als Mitglied der Liberalen Partei im Unterhaus gesessen. Die Kumpels in den Gruben des Rhondda-Tales verlangten zwei Schillinge und sechs Pence für die Tonne, die Grubenbesitzer waren bereit, nur einen Schilling und neun Pence zu zahlen. Die Eigentümer einer Grube gaben 950 Bergleuten den Laufpaß, und die 12.000 bei der Cambrian Combine Beschäftigten traten im Kampf um die Minimallöhne in den Streik. Auch im Aberdare-Tal traten die Bergleute in den Ausstand; sie stellten Streikposten vor den Bergwerken auf und die Lokalpolizei erklärte sich außerstande, mit dieser Situation fertig zu werden.

Die Bergwerksbesitzer und die ihnen hörigen Zeitungen forderten die Regierung nachdrücklich auf, Polizeiverstärkungen in

das Grubengebiet zu entsenden. Sie fanden im Innenministerium ein geneigtes Ohr, und Churchill entschloß sich, eine Abteilung berittener Polizei aus der Hauptstadt zur Hilfe zu schicken. Die Ankunft dieser Truppe brachte die Bergleute in Zorn. Diese Leute waren Fremdlinge in Südwales und wußten nicht, wie man mit den Walisern umging. Sie griffen eine Bergarbeiterversammlung an, hunderte von Kumpels wurden zusammengeschlagen. Das Streikkommittee entschloß sich daraufhin, die Männer, die die Gruben vor dem Absaufen bewahrten, zurückzuziehen, worauf wiederum die Presse der Bergwerksbesitzer von der Regierung lauthals die Rettung der Minen verlangte.

Am 8. November wurde auf dem Tonypandy-Platz eine Bergarbeiterdemonstration von der Polizei attackiert. Am nächsten Morgen wurden einige der Männer, denen die Sicherung der Gruben oblag, von der Polizei zur Arbeit geleitet, worauf die Streikenden sofort dazu übergingen, sich in Massen vor den Grubentoren zu postieren. Den ganzen Tag über griff die Polizei die Menge an, um sie zu zerstreuen, doch die walisischen Bergleute waren nicht leicht einzuschüchtern; beide Teile hatten beträchtliche Verluste hinzunehmen — ein Bergarbeiter wurde getötet. Es zeigte sich, daß die Polizei durch ihr Vorgehen Wutstürme in den Tälern ausgelöst hatte. Winston Churchill entschloß sich, der Polizei Soldaten zur Verstärkung zu schicken.

Recht und Ordnung mußten aufrecht erhalten bleiben, auch wenn die Bergleute samt ihren Familien hungerten. Churchill drängte darauf, daß ein höherer Armeeoffizier das Kommando übernehmen solle, und Kriegsminister Haldane willigte ein. General Sir Nevil MacCready, der Chef der Personalabteilung des Kriegsministeriums, erhielt den Befehl, sich dem Kommando des Innenministeriums zu unterstellen.

In den walisischen Tälern wurde eine beträchtliche Streitmacht zusammengezogen — 600 Mann einheimische Polizei, 500 Mann Londoner Polizei, zwei Schwadronen Husaren und ein Detachement des Lancashire-Infanterieregimentes. Die Zusammenstöße zwischen Polizei, Soldaten und Bergleuten dauerten an. Sogar der Einzelhändlerverband, sonst keineswegs von Sympathien für die Bergleute erfüllt, protestierte gegen eine solche hemmungslose Zurschaustellung der Macht, wie sie von den Eindringlingen praktiziert wurde. Von seinem Sitz im Unterhaus aus nutzte Keir Hardie jede Gelegenheit, die Haltung der Regierung anzuprangern — vor allem die des Innenministers Winston Churchill — und verurteilte in einem großartigen kleinen Pamphlet — KILLING NO MURDER — das Verfahren, Soldaten zur Schlichtung eines Arbeitskonfliktes zu verwenden: „Das letztemal wurden in Featherstone Männer

vom Militär zusammengeschossen, als Asquith Innenminister und eine liberale Regierung im Amte war. Wieder einmal sind die Liberalen an der Macht, und Asquith ist Premierminister; die Soldaten werden auf das Volk losgelassen, um es nötigenfalls niederzuknüppeln, weil es um seine ihm vom Gesetz verbürgten Rechte kämpft. Sie werden euch versichern, daß ihr einen Anspruch auf Versicherungsleistungen habt, sie werden euch, um euch ruhig zu halten, Honig ums Maul streichen, doch am Ende ist eure Liberale Partei, genauso wie die Konservative Partei, doch die Partei der Reichen und ist da, diese zu schützen, wenn Arbeit und Kapital in einen Konflikt geraten."

Nach einem langen und erbitterten Kampf, der sich über elf Monate hinzog, zwang der Hunger die Kumpels des Rhondda-Tales an ihre Arbeitsplätze zurück. Die liberale Regierung hatte die liberalen Grubenbesitzer loyal unterstützt, und Winston Churchill war bei den Arbeitern als „Held von Tonypandy" bekanntgeworden. General MacCready schrieb: „Es war einzig und allein Mr. Churchills Voraussicht zu verdanken, daß er sofort, nachdem er sich vom Stand der Dinge in den Tälern überzeugt hatte, eine starke Einheit der hauptstädtischen Polizei entsandte, um Blutvergießen zu vermeiden." (Churchill hatte offensichtlich Abscheu vor Blutvergießen, nicht aber vor langsamem Aushungern.) „Die Unterstützung, die Mr. Churchill mir gewährt hat, war ebenso wertvoll wie eine Zurückhaltung, sich in Maßnahmen einzumischen, die mir notwendig erschienen, um mit der Situation fertig zu werden."

Während des Eisenbahnerstreiks, der im August 1911 folgte, wurde die Politik von Tonypandy im nationalen Maßstab wiederholt. Zum erstenmal in der Geschichte revoltierten die Eisenbahner gegen die Eisenbahngesellschaften und verlangten die Anerkennung ihrer Gewerkschaft. Das Kabinett war der Meinung, daß das zu weit ging. Sollten sie auf ihren Forderungen bestehen bleiben, werde man die gesamten Streitkräfte der Krone gegen sie ansetzen, wurde ihnen von seiten der Regierung erklärt. 50.000 Soldaten wurden in Bereitschaft gehalten, mit scharfer Munition versehen und an Schlüsselpunkten des Landes konzentriert. In Llanelly in Südwales und in Liverpool kam es zu Schießereien, und im Unterhaus gerieten sich Keir Hardie und Churchill wiederum gewaltig in die Haare.

Keir Hardie erklärte: „Sie sagen mir, die Regierung sei an Gesetz und Ordnung gebunden. Das leugne ich nicht, doch beginnen wir am Anfang. Wenn die Eisenbahner sagten ‚Wir wollen die Anerkennung unserer Gewerkschaft' und wenn die Direktoren der Eisenbahngesellschaften der Regierung bedeuteten, daß sie nicht daran dächten, die Eisenbahnergewerkschaft anzuerkennen — was

war da die Pflicht der Regierung? Beileibe nicht, den Direktoren zu versprechen, daß man ihnen Soldaten zur Unterstützung schikken werde, sondern diesen Direktoren zu bedeuten: ‚Wir glauben, daß diese Männer im Recht sind, und kein einziger Soldat, kein einziger Polizist wird Ihnen zu Hilfe geschickt werden, bevor Sie nicht die Gewerkschaft dieser Männer anerkannt haben'."

Das liberale Kabinett war nicht bereit, in dieser Art und Weise zu Eisenbahndirektoren und Grubenbesitzern zu sprechen. Die Liberale Partei erhielt ihr meistes Geld von diesen Herren, die durchaus bereit waren, Lloyd George und Churchill zu gestatten, die Großgrundbesitzer und die Herzöge anzugreifen; wenn man aber den Kohlen- und Eisenbahnkapitalisten ins Gehege kam, war das eine völlig andere Sache. Diese Herren hatten die Liberale Partei nicht finanziert, um es ihr zu ermöglichen, Stellung gegen sie zu nehmen, wenn schlecht bezahlte Kumpel und Eisenbahner in den Streik traten.

Im Januar 1911 wurde Churchill auch als „Napoleon der Sidney Street" bekannt. Die Polizei hatte einige Russen, die wegen Gewaltverbrechen gesucht wurden, in einem Haus im Londoner East End eingeschlossen, und als die Nachricht davon das Innenministerium erreichte, entschloß sich Churchill, in höchst eigener Person das Kommando zu übernehmen. Das Haus wurde umzingelt, ein Kugelwechsel folgte, und schließlich fing das Gebäude Feuer. Die Affäre wurde weithin bekannt, und Winston Churchill wurde in Zylinder und langem Gehrock mitten in einer Gruppe feuernder Soldaten und Polizisten fotografiert. Winston war in seinem Element, dies sprach seinen Sinn für Melodramen an. Im Unterhaus bemerkte Balfour, er verstehe zwar, warum der Fotograf, nicht aber, warum der Innenminister an Ort und Stelle gewesen sei.

Ein Gefecht mit Anarchisten war eine großartige Sache für Winston, das lag ganz in der Linie der Blut-und-Donner-Tradition. Als das Haus in Brand geriet und die Feuerwehr auf der Bildfläche erschien, gab er ihrem Kommandanten auf seine Autorität als Innenminister hin den Befehl, das Gebäude abbrennen zu lassen.

In dem niedergebrannten Gemäuer wurden die verkohlten Körper der dorthin Geflüchteten gefunden; „Peter der Maler", der Mann, von dem man behauptete, er sei der Anführer der Anarchisten, war nicht darunter. Nach Churchills später geäußerter Theorie war „Peter der Maler" „eines dieser wilden Tiere, die in späteren Jahren inmitten der Konvulsionen des Großen Krieges den russischen Staat und das russische Volk brandschatzen und vernichten sollten". Winston fügte hinzu: „Das Gerücht hat ihn häufig als einen der bolschewistischen Befreier und Retter Rußlands bezeichnet. Sicherlich hätten ihn seine Eigenschaften und seine Vergangen-

heit befähigt, einen ehrenwerten Platz in diesem edlen Lande einzunehmen, doch bleibt von all dem nur ein Gerücht." Peter der Maler hatte mit den Bolschewiken ebenso wenig zu tun wie Jack the Ripper oder Dr. Crippen mit Winston Churchill, aber diese Theorie paßte ausgezeichnet in Winstons aufgebauschte Erzählung. Churchill war offenkundig zu wenig über volkswirtschaftliche Theorien oder die russische Politik informiert, um zu wissen, daß Anarchisten keine Bolschewisten und Bolschewisten keine Anarchisten sind.

Die konservative Verschwörung

In dieser Zeit vor dem ersten Weltkrieg pflegten die Zeitungen sehr ausführlich die Reden der Politiker wiederzugeben, und Churchills Angriffe auf die Konservativen wurden in weiten Kreisen gelesen. Winston schlug nach allen Seiten zu, besonders heftig waren seine Angriffe gegen das Oberhaus. Am 29. Juni 1907 fragte er in einer Unterhaus-Rede: „War das Oberhaus jemals im Recht? War es jemals in den großen, heute der Vergangenheit angehörenden Kontroversen, die kein Stoff mehr für Parteidebatten sind, im Recht? War es im Recht, als es die Emanzipation der Katholiken und die Aufhebung der Rechtsungleichheit der Juden hinauszögerte? War es im Recht, unser Land bis an den Rand einer Revolution zu bringen in dem Bemühen, die Annahme der Reformbill zu hintertreiben? War es im Recht, das Reformgesetz abzulehnen? War es mit seinen nahezu unzähligen Quertreibereien im Recht, dieses Haus daran zu hindern, dafür zu sorgen, daß sein eigener Wahlapparat sauber blieb? War es im Recht, als es alles tat, die Abschaffung des Ämterkaufes in der Armee zu verhindern? War es im Recht, als es im Jahr 1880 die Kompensation für das Aufruhrgesetz hintertrieb? Ich fordere die Oppositionspartei auf, einen einzigen Fall zu nennen, in dem das Oberhaus in einer dieser zahlreichen hinter uns liegenden Auseinandersetzungen im Recht war."

Churchill zog folgenden Schluß: „Heutzutage gibt es, im Gegensatz zu früheren Zeiten, tatsächlich Millionen von Leuten, die nicht nur unbewegliches Eigentum besitzen, sondern Renten abwerfendes, Gewinn bringendes Eigentum, und die Gefahr, der wir uns gegenübersehen, ist keineswegs die, daß diese Entwicklung zu rasch voranschreitet. Wir sind viel mehr in Gefahr, daß etwa drei Viertel der Bürger dieses Landes auf bequeme Art ein angenehmes, mit Glückszufällen gesegnetes Leben führen, während der Rest des Volkes dem Schicksal überantwortet bleibt, in den Elendsvierteln unserer Städte zu verkommen oder in den verlore-

nen, armseligen Dörfern unserer ländlichen Distrikte ein mehr als kümmerliches Leben zu führen. Das ist die Gefahr, vor der wir im Augenblick stehen, und sie erst gibt der Auseinandersetzung zwischen den beiden Parteien das rechte Profil. Es ist völlig richtig, daß es reiche Leute gibt, die Mitglieder der Liberalen Partei sind, und arme, die die Konservative Partei unterstützen, aber im wesentlichen ist die Scheidelinie zwischen beiden Parteien sozialer und wirtschaftlicher Natur – im großen und ganzen wird sie immer mehr eine Linie werden, die die Armen von den Reichen trennt. Diese Überlegung soll uns in dem Kampf leiten, zu dem wir nun angetreten sind und in dem wir ohne Rast und Ruhe nach vorwärts drängen werden – in dem Vertrauen darauf, daß wir, wenn wir ausharren, der Schicht der Privilegierten und Reichen jene bösartige und gefährliche Waffe entwinden, die man das Veto des Oberhauses nennt und die von diesem schon allzu lange gebraucht worden ist."

In einer seiner Reden in Dundee erklärte Winston, daß die Torys „wie die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen haben". Sollten sie wieder an die Macht kommen, „würden wir zu dem Zeitalter hartnäckiger und vorbedachter Verneinung alles bis jetzt Errungenen zurückkehren". Für Irland – zehn Jahre Gewaltherrschaft, für England – teure Nahrungsmittel und billiger Gin, und für Schottland – die höhere Weisheit des Oberhauses! „Ist das das Werk, das ihr tun wollt, Männer von Dundee?" In einer anderen Rede in Dundee – am 10. Oktober 1908 –, in der er sich mit der Arbeitslosigkeit beschäftigte, sagte Winston: „Die auf der Grundlage unseres industriellen Potentials aufgebaute soziale Maschinerie ist fehlerhaft, unvollkommen und schlecht organisiert. Während sich viele Leute großen Reichtums erfreuen, während die Masse der arbeitenden Bevölkerung ihren Kameraden in anderen Ländern vieles voraus hat, gibt es doch eine ansehnliche Minderheit, deren Lebensbedingungen eine Schande für eine auf dem Boden der Wissenschaften und dem Bekenntnis zum Christentum stehende Zivilisation sind und für den Staat eine schwere und an Gefährlichkeit stets zunehmende Bedrohung darstellen. Ja, in unserem berühmten Land, das von Fremden oft beneidet wird, wo die Grazie und Lässigkeit des Lebens zu einer solchen Vollkommenheit entwickelt wurde, wo es so wenig Klassenhaß und Neid gibt, wo ein so beträchtliches Maß an politischer Erfahrung und Wissen vorhanden ist, wo solch überwältigende moralische Kräfte lebendig sind, so viel Weisheit, so viel Tugend, so viel Macht, ist es noch nicht gelungen, die Vorkehrungen zur Sicherung des sozialen Lebens zu treffen, ohne die unser industrielles System nicht nur unvollkommen, sondern tatsächlich unmenschlich ist."

Churchill verbreitete sich auch ausführlich über die Bestrebungen zur Einschränkung des Alkoholmißbrauches: „Vergessen Sie nicht, wie gefährlich für den sozialen, moralischen und politischen Fortschritt der britischen Demokratie der Teufel des Alkoholismus ist. Es gibt keinen Mann, keine Frau, die, wenn sie für die Landreform oder die Getränkereform ihre Stimme erheben, nicht nur etwas dazu tun, die Leiden der Armen zu lindern, sondern auch das Gedeihen der Wohlfahrt unseres Landes unterstützen."

In der gleichen Rede übergoß er die konservativen Politiker mit beißenden Schmähungen: „Sehen Sie doch, was für eine Sorte von Politikern das ist; was sind das für Leute, die, welchem Extrem sie auch angehören mögen, Ihnen erzählen, daß sie eine harmlose, höchst einfache und unfehlbare Kur für diese Übelstände erfunden haben. Was sind das für skrupellose und rücksichtslose Abenteurernaturen, die Ihnen weismachen, daß die Tarifreform, daß ein lumpiger zehnprozentiger Zoll auf ausländische Fabrikate und ein Zoll auf Weizen sie instandsetzen werde, ‚Arbeit für alle' zu schaffen. Ich freue mich, daß sich Mr. Balfour gestern abend im Dumfries offen und ehrlich von diesen unverschämten politischen Billigschwätzern abgesetzt hat, die das Land durchziehen, um Stimmvieh für die Konservativen zu werben, indem sie kaltblütig erklären, daß eine Steuerreform oder ‚Finanzreform', wie sie das zu nennen belieben, kein Heilmittel gegen die Arbeitslosigkeit oder die Schwankungen des Handelsmarktes sei."

Am 30. Januar 1908 nannte Churchill in Nottingham die Konservative Partei eine Partei, die arm an politischen Verdiensten sei: „Was für eine Art von Sozialgesetzgebung, welche Reformen bietet die Konservative Partei heute der arbeitenden Bevölkerung Englands für den Fall an, daß sie an die Macht zurückkehrt? Ich habe die Reden ihrer Führer — wenn man so etwas überhaupt Führer nennen kann — sehr genau studiert, und es ist mir nicht gelungen, darin einen einzigen brauchbaren Plan zur Sozialreform und zur Rekonstruktion unserer Gesellschaft zu entdecken. Zu den schweren und bedrückenden Problemen der Armengesetzgebung haben sie überhaupt keine politische Meinung. Sie wissen nicht, was sie gegen die Arbeitslosigkeit tun sollen, sie wissen nicht, was sie gegen das Übel des Alkoholmißbrauches tun sollen, außer sich die Wahlstimmen der Gastwirte zu sichern; sie haben keine Ahnung, was mit dem in Händen von wenigen Leuten befindlichen und so vielen anderen verweigerten Grund und Boden zu tun sei; für das Unglück Irlands, für die Beziehungen zwischen dem irischen und britischen Volk haben sie kein Heilmittel außer den Zwang. Haben sie in anderer Beziehung eine politische Meinung, so ist sie schlechter als gar keine. Für Schottland das Veto

der Lords, für Wales eine Kirche, die vom Gewissen der überwältigenden Mehrheit des walisischen Volkes abgelehnt und die diesem auf seine eigenen Kosten aufgezwungen wird. Es wäre schlimm genug, wenn eine Partei, die nach ihrem eigenen Eingeständnis politisch erfolglos ist, mit der Absicht an die Macht zurückkehren würde, nichts zu tun als die Erfahrungen zu wiederholen und zu erneuern, die wir mit Mr. Balfours letzter Regierung gemacht haben: das müde Hinschleppen der Debatten in langweiligen Unterhaussitzungen, das Hohnlächeln über jede Art menschenfreundlicher Begeisterung, die Methode, von Zeit zu Zeit den Bierbrauern oder den Geistlichen oder den Grundbesitzern einen Brocken hinzuwerfen. Das wären aber nicht die einzigen Folgen, die ein Triumph der Konservativen hätte. Die Konsequenzen würden viel schwerwiegender, unermeßlich unheilvoller sein. Hier wird uns keine fortschrittliche Politik mit anderen Methoden angeboten, hier haben wir es sogar nicht einmal mit einer Politik des Stillstandes zu tun, wir stehen vielmehr einer wohldurchdachten Politik der Reaktion an Haupt und Gliedern gegenüber. Wir sollen gezwungen werden, in das Dunkel zurückzukehren, dem wir — wie wir hofften — dank der Leistungen unserer britischen Zivilisation und Wissenschaft endlich entronnen sind. Wenn man sich die Methoden, die uns von seiten der Konservativen Partei drohen, kühl und genau betrachtet, wird man sehen, daß sie nichts anderes sind, als der wohlüberlegte Versuch eines wesentlichen Teiles der begüterten Klassen, seine Lasten auf die Schultern der Masse des Volkes zu legen und höhere Profite dadurch zu erhalten, daß man höhere Preise verlangt. Die Konservative Partei ist keine Partei, sondern eine Verschwörung. Das ist die große Verschwörung, der die britische Demokratie nunmehr gegenübergestellt ist — ein Versuch, die Bürde den Lohnempfängern und nicht den Einkommensbesitzern aufzulegen, ein vernichtender Schlag gegen den Wohlstand, die Freiheit, die Wendigkeit und Expansivkraft der britischen Industrie und eine tödliche Gefahr für die Unverdorbenheit unseres öffentlichen Lebens. Die Konservative Partei erzählt uns, daß sie, falls sie gewinnt, uns die Schlinge des Schutzzolles um den Hals legen wird. Was haben wir darauf zu sagen? Was erklären wir dem Oberhaus? Wir antworten, daß wir im Falle unseres Sieges das Vetorecht des Oberhauses für null und nichtig erklären werden. Wenn wir bei den nächsten Wahlen eine Mehrheit erlangen — ich habe begründete Hoffnung, daß wir zweifellos eine eindrucksvolle Majorität gewinnen werden, wenn wir weise handeln, wenn wir einig und vor allem tapfer sind —, wird der Preis, den wir verlangen, ein grundlegender Wandel in den Beziehungen der beiden Häuser des Parlamentes zueinander sein,

eine Wandlung, die es dem Unterhaus ermöglicht, seinen Willen während der Amtsdauer einer Regierung durchzudrücken. Wir werden keinerlei Verantwortung für die Führung der Geschäfte übernehmen, es sei denn auf dieser Grundlage oder zu dem ausdrücklichen Zweck, diese Veränderung herbeizuführen."

In einer im Mai 1908 in der Kinnaird Hall in Dudee gehaltenen Rede gab Churchill seine Haltung zum Sozialismus kund: „Ich zögere nicht, zuzugeben, daß ich auf der Seite derer stehe, die der Ansicht sind, daß der Staats- wie der Gemeindeverwaltung mehr Gesamtverantwortung zugestanden werden sollte. Ich würde es begrüßen, wenn der Staat neue Funktionen übernähme, wenn er sich neue Bezirke für seine Aktivität erschließen würde, vor allem in Zweigen der Verwaltung, die einen ausgesprochenen Monopolcharakter tragen. Hier sehe ich ein weites Feld für den Unternehmungsgeist des Staates. Wenn man aber von uns verlangt, eine Philosophie zu loben und zu bewundern, die den Individualismus zerstört und ihn völlig durch den Kollektivismus ersetzen möchte, dann erkläre ich eine solche Konzeption für ungeheuerlich und verblendet. Sie kann in den Gehirnen und Herzen keinen echten Widerhall finden, und die Herzen sind vertrauenswürdiger als die Gehirne — allerdings nur die Herzen verständiger Leute. Kein Mensch kann nur Kollektivist oder Individualist sein, er muß vielmehr beides sein — Individualist und Kollektivist. Die menschliche Natur ist zwiefach beschaffen, die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist zweigeteilt. Der Mensch ist gleichzeitig ein Einzelwesen und ein Herdenwesen. Für einige Zwecke muß er Kollektivist sein, für andere ist er Individualist und wird es für alle Zeiten bleiben. Für unsere Gesamtheit haben wir eine Armee, eine Flotte und die Zivilbehörden; gemeinschaftlich beleuchten wir unsere Straßen, versorgen wir uns mit Wasser; gemeinschaftlich erfreuen wir uns in einem immer stärkeren Maße der Segnungen des Verkehrs. Wir lieben aber nicht im Kollektiv, die Frauen heiraten uns nicht im Kollektiv, wir essen auch nicht im Kollektiv und wir sterben nicht im Kollektiv und nicht im Kollektiv geben wir uns unseren Kümmernissen und unseren Hoffnungen hin, gewinnen oder verlieren wir in dieser Welt der Zufälle und der Stürme."

Es wäre interessant, zu wissen, welche Darstellung des Sozialismus Winston gelesen hat, daß er den Eindruck erhielt, die Sozialisten wünschten im Kollektiv zu lieben oder zu heiraten. Er war ein Meister darin geworden, einen Popanz heraufzubeschwören, wenn er nicht imstande war, einer Beweisführung zu widersprechen. Er war allerdings reichlich voreilig, als er versicherte, daß Menschen nicht im Kollektiv sterben. In den beiden Weltkriegen, die folgten, haben sie das ganz bestimmt getan.

Jedoch: auch während er einer der volkstümlichsten Sprecher der Liberalen war, überlegten einige Mitglieder des radikalen Flügels, was er als nächstes tun werde. A. G. Gardiner, viele Jahre lang Chefredakteur der DAILY NEWS, war einer von ihnen. In einer gründlichen Studie des Charakters Winston Churchills — später erneut veröffentlicht in dem Buch PROPHETS, PRIESTS AND KINGS — fragte er: „Was wird ihm die Zukunft bringen? Mit 34 Jahren steht er als die interessanteste Figur unseres politischen Lebens vor dem Land, sein Leben ist randvoll mit abenteuerlichen Taten, ihn erfüllt großer Mut, sein Sehvermögen ist ungeschwächt, er hat die Brücken hinter sich abgebrochen. ‚Ich liebe Churchill und ich vertraue ihm', sagte einer seiner Kollegen zu mir. ‚Er hat eine leidenschaftliche Vorliebe für die Demokratie, mehr als jeder andere Mann, den ich kenne, doch vergessen Sie nicht, daß noch immer der Aristokrat in ihm steckt, unterdrückt zwar und verborgen, aber zweifellos vorhanden. Die Gelegenheit kann kommen, daß diese beiden Churchills in einen schweren Konflikt miteinander geraten und ich möchte den Ausgang dieses Ringens nicht voraussagen.' Hat er genug Ausdauer? Kann jemand, der sein Leben in so fieberhafter Hast gelebt hat, sich seinen Lebenshunger bis ans Ende des Festes bewahren? Wie werden ihn seine Vierzigerjahre finden — diese fatalen Vierziger, wenn die von rosarotem Schein und von Romantik erfüllte Jugend im harten Licht täglicher Fron verblaßt und der Horizont des Lebens unvorhersehbar zusammengeschrumpft ist, wenn der ermattende Geist nicht mehr auf die Sporenhiebe äußerer Einflüsse reagiert, sondern seine Beweggründe und Energien im eigenen Inneren oder überhaupt nicht findet? Das ist die Frage, die uns innehalten läßt. Churchill ist trotz all seiner seltenen Qualitäten der Typ eines Glücksritters. Er ist auf Abenteuer aus, er folgt den politischen Ereignissen wie er den Jagdhunden folgen würde. Er hegt keine Feindschaft gegen den Fuchs, aber er möchte dabei sein, wenn er getötet wird. Es wird berichtet, daß er, ein kleiner Wirrkopf in Harrow, auf die Frage nach seinen Berufsplänen antwortete: ‚Die Armee selbstverständlich, so lange man dort einiges an Kampf erwarten kann. Wenn das vorbei ist, werde ich mich in der Politik versuchen.' Er ist noch immer der Harrow-Schüler, der sich ‚in der Politik versucht', nicht sehr davon berührt, wer der Feind sein könnte oder von den Gesichtspunkten eines Streites, sondern viel mehr darauf aus, mitten im Gewühl zu stehen und großartige Dinge zu erleben. Mit der Leichtigkeit, die dem Geist der Churchills innewohnt, erfühlt er mit erstaunlicher Sicherheit den Herzschlag des Liberalismus und zieht daraus mit außerordentlicher Befähigung seine Schlüsse. Der Sinn für höhere Ziele ist jedoch in der wilden Kampflust, die ihn

erfüllt, noch keineswegs zu finden. Die Leidenschaft für die Humanität, der Entschluß, die Gerechtigkeit siegen zu sehen, auch wenn der Himmel einstürzt und man selbst unter den Ruinen begraben wird, die Hingabe an die gute Sache – all dies muß erst noch kommen. Seine Augen ruhen nicht so sehr auf den Fixsternen als auf den schnell über den Nachthimmel huschenden Meteoren. Wenn die Entzückungen der Jugend vorbei sind, wenn der rasende Lauf einer hochgemuten Seele im Tagestrott geendet hat, kann es durchaus sein, daß dieses Fehlen des Beharrungsvermögens und der völligen Hingabe an eine Sache ein schweres Hindernis wird. Dann werden wir sehen, wie weit Mut und intellektuelle Gewandtheit, ein Geist, der auf edle Impulse unmittelbar reagiert und ein schnell auffassender politischer Instinkt ihn in der Führerschaft der Menschheit bringen."

Gardiner hatte deutlich begründete Zweifel daran, ob Winston Churchills Treue zum Liberalismus von Dauer sei oder nicht.

Erster Lord der Admiralität

Die liberale Regierung war auf der Woge eines großen Widerwillens gegen den Burenkrieg in die Macht getragen worden. Die Wahlparole der Liberalen war „Frieden, Budgetkürzungen, Reformen" gewesen. Sie hatten ein weitreichendes und sehr kostspieliges Programm sozialer Reformen versprochen, das mit einer drastischen Erhöhung der Besteuerung der Wohlhabenden und einer spürbaren Kürzung der Ausgaben für die bewaffnete Macht bezahlt werden sollte.

Eine Generation früher hatte Lord Randolph Churchill eine Verminderung der Ausgaben des Kriegsministeriums verlangt und war lieber vom Posten des Schatzkanzlers zurückgetreten, als daß er sich den Forderungen der Armee gebeugt hätte. Winston hatte, als er sich der Armeereform des Konservativen Broderick widersetzte, dieselbe Haltung eingenommen und hatte großspurig davon gesprochen, daß er nun die zerfetzte Fahne wieder erhoben habe, „die er auf einem verlassenen Feld gefunden habe".

Im Kabinett saßen Männer, die sich dem Burenkrieg aufs Entschiedenste widersetzt hatten: John Morley, Lloyd George, John Burns. Auf der anderen Seite hatten die Imperialisten unter den Liberalen – Asquith, McKenna, Haldane und Grey – den Krieg gutgeheißen. Asquith hatte keinem der „Pazifisten" das Kriegs- oder das Außenministerium anvertraut. Die Fortführung einer imperialistischen Außenpolitik mußte gewahrt bleiben. Reginald McKenna wurde in die Admiralität entsandt, Haldane ins Kriegsministerium.

In der Rede, mit der er die Broderick-Reformen angriff, hatte Churchill voller Abscheu auch nur die Spur des Gedankens zurückgewiesen, eine Armee für einen Krieg gegen eine europäische Macht aufzubauen. Die Reformen waren aufgegeben worden, doch sollte Haldane sie jetzt in neuer Form wieder zum Leben erwecken. Großbritannien, so wurde argumentiert, konnte nicht die Möglichkeit eines Krieges auf dem Kontinent aus seinen Überlegungen verbannen, jetzt, da Deutschland als Großmacht auf den Plan getreten war. Die Militärs mit ihren wohlerworbenen Rechten — die Generale, die sich im Sudan und in Südafrika ausgezeichnet hatten — konnte man nicht auf den Altenteil setzen.

Haldane ging daran, die Arme unter der Voraussetzung zu reorganisieren, daß ein Krieg auf dem Kontinent ausbrechen könnte und Großbritannien gezwungen sein würde, eine Expeditionsstreitmacht dorthin zu entsenden. Das meiste Geld verlangte jedoch die Marine. Die britischen Politiker waren stolz darauf, daß der industrielle Aufschwung des Landes auf den Besitz der Kolonien und auf die Marine zurückzuführen war; die Kolonien waren die Rohstoffmärkte, die Marine sicherte diese. Deutschland war eine rapide wachsende Industrienation geworden, und seine Politiker begannen in denselben Tönen zu reden. Wenn Wohlstand die Frucht des Besitzes von Kolonien und einer großen Flotte war, warum sollte dann Deutschland diese beiden Dinge nicht auch besitzen? Wie war es um Deutschlands Platz an der Sonne bestellt? Der Kaiser hatte grandiose Auffassungen von seiner eigenen Bedeutung für die Welt und als Führer einer Großmacht. Im Kriege von 1870—71 hatte Deutschland Frankreich besiegt, und die deutsche Militärkaste hatte unerhörte Macht und großes Ansehen gewonnen. In Deutschland hatte man sehr viele Sympathien für die Buren gehabt. Der Kaiser war stolz auf seine Flotte, und deren Vergrößerung war bei den deutschen Werftbesitzern und Rüstungsindustriellen sehr populär; mehr Schiffe für die deutsche Flotte, das bedeutete mehr Gewinn für Krupp und die Waffenkönige.

Da Deutschland seine Flottenbaupläne ausweitete, hatte die britische Admiralität einen Grund, dies als Rechtfertigung ihres Verlangens nach mehr Großkampfschiffen anzusehen. Die Admirale wollten ebenso mehr Dreadnoughts wie die an der Marine besonders interessierten Kapitalisten, die Werftbesitzer und die Besitzer großer Waffenfabriken. Die zunehmende Spannung zwischen den beiden Staaten spiegelte sich in dem Kreuzzug der Daily Mail gegen die deutsche Bedrohung wider. Im Kabinett plädierte McKenna für ein großes Flottenbauprogramm und mehr Großkampfschiffe und wurde darin von der imperialistischen Gruppe der Liberalen unterstützt. Im Außenministerium schloß Sir Edward Grey

geheime Verträge und Abmachungen mit Frankreich und dem zaristischen Rußland — Europa war damit in zwei bewaffnete Lager geteilt.

In den ersten Jahren der Amtszeit dieser Regierung stand Churchill Lloyd George zur Seite, der die Erhöhung der Marineausgaben kritisierte. 1909 forderte McKenna den Bau von sechs Großkampfschiffen und eine Erhöhung der Marineausgaben um drei Millionen Pfund. Lloyd George und Churchill waren dagegen; sie waren lediglich bereit, dem Bau von vier neuen Schlachtschiffen zuzustimmen. An einem Punkt der Unterhandlungen war das Kabinett definitiv entschlossen, dem Bauprogramm zuzustimmen, das Fisher — damals Erster Seelord *) — und die Admiralität empfohlen hatten, und McKenna drohte auf Lloyd Georges Forderung hin mit dem Rücktritt. Sir Edward Grey leistete McKenna stärksten Beistand, doch weder Lloyd George noch Churchill hatten Lust, zu resignieren und eine politische Niederlage hinzunehmen. Man einigte sich auf ein Kompromiß: die Admiralität wünschte den Bau von sechs Großkampfschiffen, das Kabinett genehmigte acht, jedoch wurde deren Bau über einen längeren Zeitraum verteilt. Ein Tagebuchauszug Sir Austen Chamberlains gibt die Auffassung der Konservativen wieder: „Auf diese Weise wurde Lloyd Georges Budget gutgeheißen. Den Verfechtern einer kleinen Marine wurde erklärt, daß dies ein Programm zum Bau von nur vier Schiffen sei, den Verfechtern einer großen Marine versicherte man, daß ja in Wirklichkeit acht gebaut würden. Als Resultat von all diesem Hin und Her verlangt jetzt das ganze Land acht Schiffe und wird sich mit weniger nicht zufriedengeben. Asquith hüpft wie eine angesengte Bohne in der Röstpfanne herum und weiß nicht, welchen Kurs er einschlagen soll: Die Liberale Partei ist gespalten und alle ihre Gruppen sind gleichermaßen unzufrieden und unruhig."

Sobald Lloyd George im Amt war, verflüchtigte sich seine während des Burenkrieges zur Schau getragene Antikriegsstimmung. Im Jahre 1911 sandte die Regierung des Kaisers das Kanonenboot PANTHER nach dem marokkanischen Hafen Agadir. Französischer und deutscher Imperialismus waren in einen Streit über diese Ecke Nordafrikas verwickelt, und Lloyd George hielt im Mansion House eine Rede, die als Warnung an Deutschland angesehen wurde, daß England im Kriegsfall auf der Seite Frankreichs stehen werde.

Diese Rede erregte weltweites Aufsehen — sie zeigte, was zu erwarten war. Insgeheim wurden überall Vorkehrungen für einen möglichen Krieg getroffen. Die Briten, die kaum etwas von Agadir

*) Der Erste Seelord ist — im Unterschied zum Ersten Lord der Admiralität, der ein Zivilist und Mitglied der gerade an der Macht befindlichen Partei ist — stets ein Seeoffizier. Er ist für die militärische Führung der Marine verantwortlich. Anmerkung des Übersetzers.

wußten und sich wenig um Marokko kümmerten, waren möglicherweise das Kanonenfutter. Sie hatten keine Ahnung davon, daß eine Handvoll von Politikern ein leichtfertiges Spiel mit ihrem Leben und ihrer Zukunft trieb und daß Winston Churchill Sir Edward Grey ein Memorandum übersandt hatte, in dem er seine Gedanken über die britische Strategie im Falle eines Krieges darlegte.

Einer seiner Vorschläge ging darauf hinaus, daß wir alle Vorbereitungen treffen sollten, den Belgiern eine Armee zur Verteidigung Antwerpens zur Hilfe zu schicken und diese Festung samt ihrer Garnison mit allem Nötigen zu versorgen. Ein anderer Vorschlag lautete, daß wir einen „äußersten Druck" auf die Niederlande ausüben sollten. Jedoch — die Agadir-Krise ging vorüber.

Aber die führenden Männer in der Regierung dachten nur noch an die Vorbereitung des Krieges. Man hatte bemerkt, daß zwischen dem Kriegsministerium und der Admiralität wenig Übereinstimmung hinsichtlich der Kriegspläne bestand und daß die Admiralität gegen die Entsendung einer Expeditionsarmee auf den Kontinent war. Asquith und Haldane waren sich einig, daß hier ein Wandel geschaffen werden mußte, und da McKenna allzusehr an die Admirale gebunden war, konnte diese Änderung leichter in die Praxis umgesetzt werden,wenn er auf einen anderen Posten versetzt wurde. Asquith schlug vor, daß Churchill die Admiralität übernehmen solle, doch Haldane zeigte sich darüber wenig erbaut. Er schrieb an Sir Edward Grey: „Asquith hatte mich gebeten, ihn zuerst allein und dann mit Churchill aufzusuchen. Ich tat das, nahm mir jedoch kein Blatt vor den Mund. Winston benahm sich recht gut und meinte, wenn er die Admiralität übernehmen werde, wolle er mit mir im Kriegsministerium sehr eng zusammenarbeiten — im Geiste seines Vaters, der immer der Meinung gewesen sei, daß es hier eine gemeinsame Verwaltung geben müsse. Ich merkte jedoch, daß er zwar voller Energie steckt, seine Aufgabe oder das weite Feld an Überlegungen, das hier abzustecken ist, aber nicht erfaßt. Außerdem — das sagte ich ihm allerdings nicht — dachte ich daran, daß es erst ein Jahr her ist, daß er sein Möglichstes getan hat, die Modernisierung der Armee in engsten Grenzen zu halten und daß daher die Leute in der Admiralität die Nachricht von seinem Kommen mit Bestürzung vernehmen würden. Sie würden wohl — zu Recht oder zu Unrecht — annehmen, daß er, sobald der Druck auf unsere Finanzen fühlbar würde, Einschränkungen verlangen werde. Er neigt dazu, erst zu handeln und dann zu denken, obwohl man seine Energie und seinen Mut nicht hoch genug loben kann."

Haldane hatte es sich in den Kopf gesetzt, selbst die Admiralität zu übernehmen, doch nach einem Besuch beim König in Balmoral kam Asquith zu der Überzeugung, daß dies ein harter Nasenstüber

für die Admirale wäre. Er entschloß sich für Churchill, der bereitwilligst annahm. Die Unterredung fand am Firth of Forth in Schottland statt. Als Winston in sein Schlafzimmer zurückkam, griff er zur Bibel. Es fiel ihm nicht allzu schwer, sie an einem Kapitel des Deuteronomiums zu öffnen, das ihn davon überzeugte, daß seine Berufung in die Admiralität mit dem Auftrag, die Flotte auf den Krieg vorzubereiten, ein Anruf des Allmächtigen war.

In der Admiralität fand Churchill endlich eine Arbeit nach seinem Herzen. Wenn er schon nicht mit Soldaten spielen und Armeen in Bewegung setzen konnte, so war er nun doch der Sprecher der britischen Flotte im Parlament und konnte eine Marineuniform tragen. Wenn er schon kein Napoleon werden durfte, so wollte er wenigstens ein Nelson sein. Ohne Zweifel war er der vom Schicksal ausersehene Mann, dessen Aufgabe es war, die Flotte „in einen Zustand sofortiger und ständiger Kriegsbereitschaft zu versetzen, für den Fall, daß wir von Deutschland angegriffen werden". Seine Versicherung, er setze seines Vaters Feldzug für die Sparsamkeit und gegen die Interessen der Kriegsindustrie fort, sein Widerstand gegen das Großkampfschiff-Programm seines Vorgängers waren über Nacht vergessen. Ein paar Wochen später schrieb Haldane in sein Tagebuch: „Winston und Lloyd George speisten gestern mit mir zu Abend, und wir hatten ein sehr nützliches Gespräch. Wir haben nun ein Kabinett, das in seinen Ansichten sehr weitgehend übereinstimmt. Seltsam zu denken, daß ich mit den beiden drei Jahre vorher für meine Armeereform um jeden Pfennig feilschen mußte. Winston ist voller Enthusiasmus über die Admiralität und ebenso eifrig wie ich im Kriegsministerium. Es macht Freude, mit ihm zuzusammenzuarbeiten."

Die Admirale allerdings waren nicht ganz so begeistert und stellten freimütig die Frage: „Was weiß denn Churchill überhaupt von der Flotte, welche See-Erfahrung hat er?" Die Antwort lautete in beiden Fällen negativ. Er besaß Energie, eine lebhafte Einbildungsgabe und konnte unausgesetzt reden. Er mochte nach außen faszinieren, mochte ein zungenfertiger und energischer Politiker sein, doch welche Erfahrungen, welches Wissen besaß er von der Handhabung, von der Strategie einer Flotte? Admiral Sir Reginald Bacon, der Biograph Lord Fishers, sollte später dazu bemerken: „McKenna, der beste Erste Lord der Admiralität, den wir jemals in jüngerer Zeit besaßen, wurde durch Winston Churchill ersetzt, der sofort mit dem Plan zur Bildung eines Admiralstabes hervortrat. Seine Ideen wurden von Lord Fisher und Großadmiral Sir Arthur Wilson nicht gutgeheißen. Diese beiden Admirale hatten bei weitem mehr Erfahrung in Marinedingen als alle anderen Offiziere und lehnten die Schaffung eines weiteren Stabschefs neben dem Ersten Seelord aufs

schärfste ab. Dieser höchst willkürliche Akt, die Erfahrung und den Rat der beiden bedeutendsten Admirale unserer Zeit zu übergehen, sollte Churchill später, in den ersten Tagen des Krieges, heimgezahlt werden."

Admiral Bacon fügte hinzu: „Seine unbändige Energie veranlaßte ihn dazu, sich ständig in unzählige Details einzumischen, die er besser den technisch versierteren Offizieren überlassen hätte, die die nötige praktische Erfahrung besaßen, um damit fertig zu werden. Das gewaltige Ausmaß oberflächlichen Wissens, das ihm eigen war, trog ihn in dem Glauben, daß dieses Wissen richtig und gründlich sei."

Die Ersetzung McKennas durch Churchill wurde in Deutschland selbstverständlich mit Interesse verfolgt. Churchill hatte auf Einladung des Kaisers an deutschen Manövern teilgenommen, und es ist kaum wahrscheinlich, daß er bei den Deutschen den Eindruck hinterließ, er sei ein Mann des Friedens. Lloyd Georges Rede im Mansion House war in Deutschland als „Säbelraßlerei" angeprangert worden und als Hinweis, daß Großbritannien sich darauf vorbereitete, Hand in Hand mit Frankreich und Rußland gegen Deutschland anzutreten.

Auf beiden Seiten der Nordsee entwarfen die Armee- und Flottenstäbe ihre Pläne in der Annahme, daß ein Krieg kommen werde, und auf beiden Seiten dachten die Politiker in den gleichen Begriffen, ohne sich ein Gewissen über die Schlachtopfer eines künftigen Krieges zu machen. Jede Seite behauptete natürlich, daß sie einzig und allein an die Sicherheit der eigenen Völker denke und nur Abwehrmaßnahmen treffe. Die britische Flotte war, vom britischen Standpunkt aus, keinesfalls eine Angriffswaffe; sie hatte lediglich den Zweck, die Küsten Großbritanniens zu verteidigen. In Deutschland verfocht Admiral von Tirpitz seine Pläne für eine stärkere Flotte mit genau denselben Argumenten. Frankreich, Rußland und Italien besaßen ebenfalls Kriegsschiffe; wenn sie diese für ihre nationale Verteidigung benötigten, hatte dann nicht auch Deutschland das Recht, eine Flotte zum Schutze seiner Handelsschiffahrt und seiner Küsten zu besitzen?

Churchill verteidigte im Februar 1912 in einer Rede in Glasgow Großbritanniens Haltung im Flottenwettrüsten folgendermaßen: „Die Aufgaben der britischen Seemacht sind im wesentlichen defensiver Art. Wir denken und wir dachten niemals an einen Angriffskrieg und wir unterschieben auch anderen Nationen solche Gedanken nicht. Es gibt jedoch einen Unterschied zwischen der britischen Seemacht und der Seemacht dieses großen, uns freundlich gesinnten Kaiserreiches Deutschland – und ich hoffe, daß es auf lange Zeit das große, freundlich gesinnte Kaiserreich bleibt. Die Flotte ist für uns

eine absolute Notwendigkeit, doch — wie man es auch betrachten mag — die deutsche Flotte ist für dieses Land gewissermaßen ein Luxus. Die Existenz Großbritanniens hängt von unserer Seemacht ab. Die Flotte ist für uns eine Lebensfrage, für die Deutschen ist sie ein Werkzeug der Expansion . . . Wenn man auf dem europäischen Kontinent rüstet, wird es uns nicht schwerfallen, zur Genugtuung des Landes damit Schritt zu halten. Da der Wettstreit im Flottenbau immer schärfere Formen annimmt, müssen wir nicht nur die Zahl der zu bauenden Schiffe erhöhen, sondern auch das Verhältnis, in dem unsere Flottenstärke zu der der anderen großen Seemächte steht, so daß die Spanne unserer Überlegenheit größer und nicht schmäler wird, je mehr Anstrengungen auf diesem Gebiet gemacht werden."

Diese Rede erregte in Deutschland Ärger; seine Politiker und Marinefachleute stimmten keineswegs der Ansicht zu, daß das, was für Großbritannien als Notwendigkeit galt, für sie selbst ein Luxus sein sollte.

So ging das Flottenwettrüsten auf beiden Seiten weiter, mit der lauten Zustimmung der daran interessierten Kreise und zur großen Genugtuung der Rüstungs- und der Schiffbauindustrie, die daran ausgezeichnet verdienten, sowie der Besitzer der Sensationsblätter und ihrer Journalisten, die sich darüber klar waren, daß ein Krieg gleich hinter einem Mord das beste Mittel war, die Auflagen zu steigern.

Als Churchill 1913 sein Angebot eines Feiertages für die Flottenrüstungen machte, kam aus Berlin keine Antwort. Admiral von Tirpitz war der Ansicht, daß dieser Vorschlag lediglich bedeutete, die überwältigende Überlegenheit der britischen Seemacht als feststehende Tatsache hinzunehmen. Vielleicht war diese Haltung auch darauf zurückzuführen, daß die Deutschen herausgefunden hatten, die britische Admiralität plane, die geheime Anfertigung der vor einiger Zeit bestellten 38,1-Zentimeter-Geschütze zu beschleunigen und damit fünf neue Großkampfschiffe anstelle der 34,3-Zentimeter-Geschütze auszurüsten. Als im März 1914 über diese Angelegenheit im Parlament gesprochen wurde, erklärte Churchill: „Wir werden zehn mit diesen Geschützen bewaffnete Schiffe zu einer Zeit haben, da jede andere Seemacht nur zwei davon besitzt."

Der schlimmste Deutschenhetzer und Schreier nach einer großen Flotte unter den britischen Konservativen der Epoche vor 1914 war Arthur Balfour. Die Geschichte seiner nahezu kriminellen Kriegslüsternheit und das Fehlen jedes echten Grundes für den britischen Alarm über das deutsche Flottenbauprogramm hat der amerikanische Publizist H. K. Norton im Januar 1928 im CENTURY MAGAZINE berichtet. Sogar Grey und Churchill haben zugegeben, daß das

Alarmgeschrei der Konservativen eine Farce gewesen ist. Grey sagte: „Unser Marinebudget für 1909 soll angeblich provozierend gewirkt haben. Es hat keine Erhöhung der Marineausgaben in Deutschland und einem anderen Land zur Folge gehabt. Die letzte Erhöhung des deutschen Flottenbauprogramms war 1908 Gesetz geworden."

Churchills Kommentar war noch deutlicher: „Die deutsche Flotten=baunovelle des nächsten Jahres stellt eindeutig heraus, daß die Grenze der Erweiterung erreicht ist und daß die Quote an Schiffen, die der deutschen Flotte jedes Jahr zugeführt werden, auf die Hälfte der Quote der letzten Jahre fallen wird. Zudem ist dieses vom Reichstag angenommene Gesetz in keiner Weise übertrieben, und ich freue mich, sagen zu können, daß die Feststellungen des zu=ständigen deutschen Ministers zu dieser Sache von den Ereignissen genau bestätigt worden sind."

Norton zieht daraus folgende Schlüsse: „Hier ist die Aussage führender englischer Staatsmänner, daß Deutschland nicht nur nicht das Tempo des Flottenwettrüstens angegeben hat, sondern auch sich geweigert hat, der provozierenden Haltung Englands, Frankreichs und Rußlands zu folgen, die, von einer verlogenen Propaganda angestachelt, ihre Ausgaben nahezu verdreifacht hatten. Trotzdem aber war es die angebliche deutsche ‚Herausforderung an die briti=sche Flottensuprematie', die das englische Volk zu der Orgie von Schlächterei und Zerstörung, die im August 1914 begann, Ja sagen ließ."

Das Marinebudget des Jahres 1913 war das größte in der briti=schen Geschichte. Diese 51,500.000 Pfund (Vorkriegswert) bedeu=teten eine Steigerung um 2,750.000 Pfund gegenüber dem Vorjahr und eine um 21,500.000 Pfund gegenüber der Zeit, bevor die liberale Regierung an die Macht gekommen war. Der radikale Flügel der Liberalen Partei erinnerte sich daran, daß Churchill wenige Jahre zuvor nach einer Verminderung der nun ins Unermeßliche gestiegenen Marineausgaben geschrien hatte. Er war jedoch beim Fußvolk der Liberalen noch immer sehr populär und wurde von den Konservativen wegen seiner Brandreden im Parlament während der stürmischen Debatten um die Home=Rule=Bill für Irland gehaßt. Die Differenzen zwischen den Konservativen und Liberalen waren aber nicht so ausgeprägt, wie das der Mann von der Straße an=nahm. Gegen Ende des Jahres 1913 hatte Austen Chamberlain in seinem Tagebuch vermerkt: „In diesem Herbst war ich mit einigen anderen Leuten tätig, in der irischen Frage einen Kompromiß zu finden, der von beiden Parteien angenommen werden konnte. Churchill war der Hauptantreiber in dieser Angelegenheit und schlug eine Koalition vor, die imstande war, einige der wichtigsten nationalen Probleme dieser Tage zu lösen."

Die britische Öffentlichkeit wußte nichts von diesen Zusammenkünften der Toryführer und der Männer, von denen sie glaubte, daß sie die bittersten und unversöhnlichsten politischen Gegner der Torys seien. Die Briten wußten auch nicht, daß hinter der Szene fieberhafte Vorbereitungen für den europäischen Krieg getroffen wurden, daß britische Diplomaten alle möglichen Arten von Geheimabmachungen mit der imperialistisch gesinnten französischen Regierung und der korrupten Autokratie des russischen Zaren eingegangen waren. Während alle führenden Politiker Europas mit Biedermannsmiene erklärten, daß sie alle für den Frieden seien, hatten die Stäbe der Armeen und Flotten Europas ihre Pläne für den Krieg ausgearbeitet, jedoch darauf gepocht, daß sie völlig auf eine Defensive eingestellt seien, aber ihre Mobilisations- und Operationspläne für den Ernstfall bereithielten.

In den ersten Augusttagen des Jahres 1914 und seither stets hat die britische Regierungspropaganda versichert, daß wir eine friedliche, auf den Krieg völlig unvorbereitete Nation gewesen seien. Das ist nur zum Teil wahr. Bereits am 13. August 1911 hatte Churchill ein Memorandum unterbreitet, das seine Auffassung über die Strategie kundgab, die Großbritannien in einem Krieg auf dem Festland anzuwenden habe. Dies sind die ersten Sätze dieser Denkschrift: „Die folgenden Bemerkungen sind in der Annahme geschrieben worden . . ., daß man zu der Entscheidung kam, eine militärische Streitmacht Großbritanniens auf dem europäischen Kontinent einzusetzen. Über einen solchen Entschluß ist im voraus in keiner Weise zu urteilen. Es wird angenommen, daß eine Allianz zwischen Großbritannien, Frankreich und Rußland besteht und daß diese Mächte von Deutschland und Österreich angegriffen werden."

In seinem Buch WELTKRISIS bemerkt Churchill: „Es stimmt, wenn man sagt, daß unsere Entente mit Frankreich und die Gespräche über militär- und marinetechnische Fragen, die seit 1906 geführt wurden, uns in eine Position gebracht haben, in der wir zwar die Verpflichtungen einer Allianz zu tragen hatten, nicht aber deren Vorteile genossen."

Als im August 1914 der Krieg ausbrach, stimmten die Politiker ein hysterisches Wutgeheul über die Verletzung der belgischen Neutralität durch die Deutschen an. Dieser Fall war jedoch bereits 1911 von den führenden Militärs in den Kreis der Möglichkeiten einbezogen worden. Churchills eigene Strategie stützte sich auf die Ausübung „härtesten Drucks" auf die Niederlande. Er war ebenso wenig an einer Neutralität der Niederlande interessiert wie die deutschen Generale an der Belgiens.

Die Theorie, daß Großbritannien unvorbereitet in den Ersten Weltkrieg eingetreten sei, kann im Lichte dessen, was wir nun über die

Tätigkeit der Generale, Diplomaten und Politiker hinter der Szene zwischen 1906 und 1914 wissen, nicht allzu ernst genommen werden. „Die Flotte war bereit", posaunte Churchill stolz in die Welt hinaus, und diese britische Flotte war einer der ausschlaggebenden Faktoren in der Strategie dieses Krieges. Churchill nimmt für sich das große Verdienst in Anspruch, daß die Flotte im August 1914 kriegsbereit war. Sein „Das war mein Werk!" blieb nicht ohne Widerspruch bei weniger prahlerischen Memoirenschreibern, die wohl ebensogut wie er darüber im Bilde waren, was in der Admiralität vor sich ging.

Sicherlich: Churchill war die ins Auge fallende Gallionsfigur der Admiralität und deren Sprecher im Parlament, seine Kritiker in der Marine haben jedoch darauf verwiesen, daß die Schiffe, die im August 1914 in See gingen, alle genehmigt und gebaut worden waren, bevor er die Admiralität betrat. Hätte durch einen unglücklichen Zufall ein Geschoß aus dem Revolver Peter des Malers Winston Churchills Karriere in Sidney Street ein Ende gesetzt, wäre es fraglich, ob dies den geringsten Unterschied in der Vorbereitung des Seekrieges gegen Deutschland ausgemacht hätte. Wäre McKenna an der Spitze der Admiralität verblieben, wären diese Schiffe ebenso fertig gewesen. Man hatte in der Admiralität in der Tat eine höhere Meinung von McKennas administrativen Fähigkeiten als von denen Churchills, obwohl McKenna keine so pathetischen Reden halten konnte. In seinem Buch THE TRAGEDY OF WINSTON CHURCHILL schreibt Victor Wallace Germains, der sich zum Sprecher einer anderen Schule von Armee- und Marineoffizieren macht, folgendes: „Zum Beispiel kam die Idee, daß die Flotte im Angesicht des drohenden internationalen Konfliktes weiter auf Kriegsfuß bleiben und nicht nach der Probemobilmachung wieder aufgeteilt werden sollte, nicht von Churchill, sondern von dem Prinzen Louis von Battenberg — später Lord Mountbatten —, der damals Erster Seelord war. Churchill war nicht viel mehr als das offizielle Sprachrohr der Admiralität. Jeder andere Erste Seelord hätte das gleiche getan und tun müssen. Was die tatsächliche materielle Bereitschaft der Flotte betrifft, so ist das Verdienst daran viel eher Reginald McKenna zuzuerkennen als Churchill, denn McKenna hat dies trotz der beträchtlichen Opposition seines Nachfolgers, dessen Kollegen Lloyd George und deren Nachbeter im Unterhaus, der Presse und der Partei erreicht."

Als im Juli nach der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich die große internationale Krise ausbrach, war die Mehrheit des britischen Kabinetts zuerst dagegen, sich wegen der österreichischen Forderungen an Serbien in einen Krieg zu stürzen. Haldane und Grey führten die Minderheit an, die von Anfang an

für einen Krieg war. Als sich die Krise zuspitzte, schmolz die Gruppe der Friedensfreunde mehr und mehr zusammen und das Kabinett schloß sich, vor allem nach dem Abfall Lloyd Georges, der Kriegsclique an. Nur John Morley und John Burns erhoben bis zum letzten Moment ihre Stimmen gegen den Krieg, den sie als ein internationales Verbrechen betrachteten, mit dem sie nichts zu tun haben wollten. Sie resignierten lieber, als daß sie das gigantische Spiel mit dem Leben von Millionen guthießen. In seiner berühmten „Denkschrift über meinen Rücktritt" enthüllt Morley die Tatsache, daß eine Mehrheit des Kabinetts zum Eintritt in den Krieg entschlossen gewesen war, bevor überhaupt die Frage der belgischen Neutralität in irgendeiner Art aufgeworfen worden war.

Winston Churchill erfüllte der Kriegsausbruch mit wilder Begeisterung — hier bot sich ihm eine große Gelegenheit an. In ihrer Selbstbiographie beschreibt Mrs. Asquith die Szene, die sich im Hause Downing-Street 10 in der Nacht der Kriegserklärung abspielte: „Henry saß zurückgelehnt an seinem Schreibtisch, einen Federhalter in der Hand . . . An was dachte er? . . . An seine Söhne? . . . Mein Sohn war zu jung für den Krieg; würden sie alle in den Kampf ziehen müssen? . . . Ich stand auf und lehnte meinen Kopf an den seinen; wir konnten vor Tränen nicht sprechen. Als ich in Downing-Street ankam, legte ich mich nieder. Wie war das geschehen . . . wie konnte das geschehen? Wie war es fünf Tage vorher gewesen? Die Leute waren verstimmt, sorgten sich aber nicht ernstlich und jetzt schwangen die Laute eines wirklichen Krieges wie Funksignale um uns und die ganze Welt lauschte. Nach dem Abendessen sah ich, bevor ich Henry im Kabinettszimmer aufsuchte, nach den schlafenden Kindern. Lord Crewe und Sir Edward Grey waren bereits da, und wir saßen schweigend beisammen und rauchten Zigaretten; ein paar Leute gingen hinaus, andere kamen herein, niemand sprach ein Wort. Die Uhr auf dem Kaminsims schlug, und als der letzte Ton der mitternächtlichen Stunde verklang, war es so still wie in der Morgendämmerung. Wir waren im Krieg. Ich verließ den Raum, um zu Bett zu gehen und als ich am Fuße des Treppenhauses innehielt, sah ich Winston Churchill mit glückstrahlendem Gesicht auf die Doppeltüren des Kabinettzimmers zueilen."

Sir George Arthur schreibt in seinem Buche CONCERNIG WINSTON SPENCER CHURCHILL: „Die Jahre der Vorbereitung waren für ihn vorüber, der Tag des Kampfes war für die Marine angebrochen. Man sagt sehr schön, daß es im Leben jedes Menschen eine alles beherrschende Stunde gibt, auf die alle früheren Stunden hinführen, von der aus alle späteren Ereignisse betrachtet werden müssen. Es ist möglich, daß, als der Big Ben seine elf schicksalhaften Schläge

erdröhnen ließ, Winston Churchill empfand, daß er bei jedem dieser Augenblicke verweilen wollte."

Wie scheinbar beiläufig und insgeheim England in den Ersten und damit in den Zweiten Weltkrieg verwickelt wurde, hat der bekannte englische Marinehistoriker und Schriftsteller Russell Grenfell in seinem höchst bemerkenswerten Buch BEDINGUNGSLOSER HASS? dargestellt: „Die Verstrickung Englands in den Krieg 1914/18 läßt sich zurückführen auf den Januar 1906: Es war mitten in der Unruhe eines allgemeinen Wahlkampfes fürs Unterhaus, als Kriegsminister Haldane sich in den Wahlkreis des Außenministers Sir Edward Grey begab, um dort eine Wahlrede für ihn zu halten. Während die beiden Politiker miteinander über Land fuhren, fragte Grey den Kriegsminister, ob er nicht Besprechungen zwischen dem englischen und dem französischen Generalstab einleiten wolle, um für den Fall eines Krieges auf dem Festland die Möglichkeit gemeinsamen Vorgehens vorzubereiten. Leichtfertiger konnten die Millionen Männer, die später als Opfer dieses Landpartiegespräches fallen sollten, wohl nicht zum Tode verurteilt werden. Zu jenem Zeitpunkt wußte nicht einmal der Premierminister, Sir Henry Campbell-Bannerman, geschweige denn die anderen Kabinettsmitglieder, was hier abgemacht worden war." In späteren Kapiteln seines Buches enthüllt Captain Grenfell, wieso dieser Plan bis zum Kriegseintritt Englands im August 1914 geheim bleiben konnte. Wir können hier nicht in die Details gehen, doch muß gesagt werden, daß die Männer, die die Opfer dieses zwanglosen Arrangements wurden, diesen Plan nicht kannten, und daß die meisten von denen, die davonkamen, ihn bis auf den heutigen Tag nicht kennen.

Zweiter Teil

Der Erste Weltkrieg

Antwerpen und die Dardanellen

Die Gelegenheit für eine ins Auge fallende Heldentat bot sich Churchill in den allerersten Wochen des Krieges. Die deutschen Armeen überrannten Belgien, doch wurde Antwerpen als starke Festung betrachtet, die noch immer die linke Flanke der Alliierten deckte und wert war, gehalten zu werden. Der Kaiser hatte den strikten Befehl gegeben, sie einzunehmen, und am 28. September hatte die Beschießung des äußeren Fortgürtels mit den mächtigen 42=Zentimeter=Mörsern begonnen. Die von Panik erfüllte belgische Regierung sandte einen Hilferuf hinaus. Die angeblich unüber=

windliche Festung war so stark wie die belgische Armee. Britische Truppen, die hier hätten helfen können, standen nicht zur Verfügung, man kam aber in einer mitternächtlichen Konferenz im Hause Kitcheners überein, daß Churchill nach Antwerpen gehen solle, um dem belgischen Ministerpräsidenten den Rücken zu steifen, und daß man ferner die Königliche Marineinfanterie-Division hinüberschicken werde.

Churchill eilte nach Antwerpen, und es gelang ihm, die Belgier zu überreden, den Kampf fortzusetzen, bis die versprochenen Verstärkungen aus Großbritannien eintrafen. Diese bestanden aus der erwähnten Division in Stärke von etwa 8000 Mann, von denen aber nur etwa 2000 voll ausgerüstet und ausgebildet waren. Ein britischer Kriegsberichterstatter, Hugh Martin, der mitgefahren war, berichtet: „Churchill traf die Marineinfanterie zwischen Antwerpen und Mecheln und forderte sie mit eindringlichen Worten auf, entweder zu siegen oder in einem verzweifelten, aber ruhmreichen Kampf unterzugehen; es ist aber nicht bekannt, daß er die Reservisten und Rekruten der Division in der gleichen Weise angesprochen hat, als diese zwei Tage später eintrafen. Das ist vielleicht entschuldbar bei jemandem, der im Rausch der Schlacht dem Ruhm nachjagt. Die Reservisten boten, davon konnte ich mich selbst überzeugen, tatsächlich ein beklagenswertes Schauspiel; ihnen fehlte nahezu alles, was ein Soldat, der in den Kampf zieht, besitzen sollte. Die Patronen trugen sie in den Rocktaschen mit sich herum, und die Bajonette steckten in den Gamaschen. Nachschubeinheiten besaßen sie so gut wie überhaupt keine und waren daher für kaum etwas anderes zu verwenden, als Garnisonsdienst in den Festungen zu tun." Sir Jan Hamilton berichtete ironisch: „Churchill springt mit ihnen um, als sei er Napoleon und sie die Alte Garde. Er wirft sie dem Feind direkt in den Rachen."

Nach ein oder zwei Tagen in Antwerpen kam Winston zu dem Schluß, daß hier die Entscheidung in diesem Krieg fallen werde und der Weg zu unsterblichem Ruhm darin bestand, an Ort und Stelle das Oberkommando zu übernehmen. Er telegrafierte dem Premierminister: „Wenn Seiner Majestät Regierung der Meinung ist, daß ich hier von Nutzen sein kann, bin ich bereit, zurückzutreten und das Kommando über alle für Antwerpen bestimmten Entsatzstreitkräfte in Verbindung mit der belgischen Armee zu übernehmen, vorausgesetzt, daß mir der militärische Rang und die Vollmachten des Kommandeurs einer detachierten Armeegruppe gegeben werden. Ich fühle mich verpflichtet, meine Dienste anzubieten, da ich mir sicher bin, daß diese Disposition die besten Aussichten für einen siegreichen Ausgang eines Unternehmens bietet, in das ich tief verwickelt bin. Ich müßte dann einen kompletten

Stab anfordern, der im Verhältnis zu den anzusetzenden Kräften steht, da alle bereits hier befindlichen Offiziere an Schlüsselpunkten Dienst tun. Ich erwarte Ihre Antwort. Runciman würde ein guter Erster Lord der Admiralität sein."

Das war nun allerdings ein außergewöhnliches Telegramm für einen Ersten Lord der Admiralität. Wenn die Rolle der Flotte im Krieg so ausschlaggebend war und er der für sie verantwortliche Minister, warum sollte er sich dann so plötzlich und mit solchem Ungestüm entschließen, auf dieses Amt zu verzichten. War die britische Flotte auf einmal eine zweitrangige Sache geworden? Der Premierminister berichtet in seinem Tagebuch: „5. Oktober—Als ich heute morgens ins Amt kam, fand ich ein Telegramm Winstons vor, der vorschlug, von seinem Amt zurückzutreten und das Kommando über diese große Streitmacht an der Front zu übernehmen. Natürlich schickte ich ihm sofort ein Telegramm, in dem ich zwar sagte, daß ich sein Angebot sehr zu schätzen wisse, in dem ich ihm aber gleichzeitig unmißverständlich bedeutete, daß wir auf seine Dienste in der Admiralität nicht verzichten könnten. Ich beabsichtigte nicht, das Telegramm im Kabinett vorzulesen, da aber jedermann, auch der König, zu fragen begann, wann Winston endlich zurückkehre, war ich doch gezwungen, es zu tun. Winston hat es bis zum Husarenleutnant gebracht und, falls sein Angebot angenommen worden wäre, würde er der Vorgesetzte zweier verdienter Generalmajore geworden sein, ganz zu schweigen von den Brigadegeneralen, Obersten und so fort, und das, obwohl die Marine zu dieser Streitmacht nur ihre leichte Brigade abgestellt hatte. 6. Oktober — Winston besteht darauf, drüben zu bleiben, was die Admiralität ohne Oberhaupt läßt, und ich mußte ihm erklären, daß er die Entscheidung gefälligst mir zu überlassen habe. Ich glaube, daß Winston zurückkehren sollte, zumal ja jetzt ein sehr fähiger General auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen ist. Er hat uns immerhin gute Dienste geleistet."

Am 11. Oktober besuchte Asquiths Sohn, der Brigadegeneral Arthur Asquith, seinen Vater, und der Premierminister vermerkte danach in seinem Tagebuch: „Ich hatte mit ihm nach Mitternacht ein langes Gespräch, in dessen Verlauf er mir einen umfassenden und sehr lebendigen Bericht über den Verlauf der Expedition nach Antwerpen und den Rückzug von dort gab. Die Marineinfanterie ist selbstverständlich eine hervorragende Truppe und kann überall verwendet werden, aber Winston hätte diese beiden Marinebrigaden niemals hinausschicken dürfen. Mir war versichert worden, daß sämtliche Reservisten zurückgelassen worden waren und daß der größte Teil der Truppe aus erfahrenen Marinereservisten bestand. Tatsächlich war nur ein Viertel der Truppe Reservisten, der

Rest war eine hilflose Herde völlig unerfahrener Rekruten, von denen die meisten noch nie einen Schuß abgefeuert hatten und von denen keiner jemals einen Spaten in der Hand gehabt hatte."

Später, im Oktober, hatte Churchill eine Unterredung mit Asquith, der sie in folgenden Worten festgehalten hat: „Ich hatte einen langen Besuch von Winston, der sich zuerst bis ins letzte Detail über die gegenwärtige Lage verbreitete und dann plötzlich sehr vertraulich wurde und mich bat, offen mit ihm über die Zukunft zu sprechen. Da er, wie er sagte, in den letzten Tagen Blut geleckt hat, beginnt er wie ein Tiger nach noch mehr zu gieren und bittet darum, früher oder später, je früher aber desto besser, von seinem derzeitigen Amt entbunden zu werden und ein militärisches Kommando, gleich welcher Art, zu erhalten. Ich bedeutete ihm, daß wir ihn in der Admiralität nicht missen könnten, er aber spottete über all das und behauptete, daß der die Marine betreffende Teil der Sache praktisch bereits vorüber sei, weil unsere Überlegenheit von Monat zu Monat größer werde. Wenn er an die Kitchener-Armee denkt, läuft ihm das Wasser im Munde zusammen. Soll man diese viel Ruhm versprechenden Posten aus der Pensionierung ausgegrabenen Nichtskönnern überlassen, die in den veralteten taktischen Auffassungen von vor 25 Jahren aufgewachsen sind, die ein behütetes, in militärischer Schablone aufgehendes Leben gelebt haben? Nahezu eine ganze Stunde lang erging er sich in pausenlosen Schimpfereien und Bitten, und ich bedauerte sehr, daß kein Stenograph in Reichweite war, da einige seiner unbedachten Äußerungen nahezu unbezahlbar waren. Er war jedoch zu drei Vierteln aufrichtig und erklärte, daß eine politische Karriere ihm im Vergleich zu militärischem Ruhm nichts bedeute."

Die Belgier jedoch wurden von Winstons theatralischem Gebaren keineswegs inspiriert. Hugh Martin, dem zuvor das Schauspiel „einiger Gefechte mit der blanken Waffe" versprochen worden war, sah, „wie die Offiziere mit der flachen Säbelklinge auf ihre Leute eindroschen und verzweifelt versuchten, diese wieder zu sammeln". Die belgischen Soldaten hatten keinen Geschmack an diesem ruhmreichen Krieg gewonnen.

Was waren dies nun für Männer, die Churchill dem Feind in den offenen Rachen zu werfen bereit war? Er prahlte, daß die Flotte bereit sei, doch traf dies ganz bestimmt nicht auf diese Männer zu. Ein paar Bataillone dieser Reservisten verirrten sich über die niederländische Grenze und wurden interniert. 800 bis 900 Mann wurden gefangengenommen, 138 wurden verwundet, 50 Mann und sieben Offiziere fielen.

Die Expedition nach Antwerpen wurde damit begründet, daß ein Widerstand an dieser Stelle den deutschen Vormarsch auf die Kanal-

häfen aufhalten werde. Wenn aber Antwerpen so wichtig für die Führung des Feldzuges war, so muß man fragen, warum man sich nicht schon vorher einige Gedanken darüber gemacht hatte. Stand Antwerpen nicht auf den Karten der Admiralität, und wie konnte es geschehen, daß die Männer, die dort ins Gefecht geworfen wurden, so armselig ausgerüstet waren? War die Tatsache, daß Männer ohne hinreichende Ausrüstung und Nachschub nicht kämpfen konnten, dem Ersten Lord der Admiralität nicht bekannt? Waren diese Details diesem von der Gier nach Glanz und Ruhm besessenen Mann entgangen?

Man überlege einmal, was geschehen wäre, wenn der Premierminister Churchills Forderung zugestimmt und ihm gestattet hätte, Oberkommandierender des Frontabschnittes Antwerpen zu werden. Kitchener war tatsächlich damit einverstanden, Winston zum Generalleutnant zu befördern und ihn losziehen zu lassen. In diesem Falle hätte er durchaus „in den Rachen des Feindes" hineinmarschieren und bis zum letzten Blutstropfen mit dem Rücken gegen die Wand kämpfen können. Vielleicht wäre er auch interniert oder gefangengenommen worden, was sogar den Kaiser und von Tirpitz heiter gestimmt hätte. Die Regierung hätte sich aber in diesem Falle einen anderen Ersten Lord der Admiralität suchen müssen, und vielleicht wäre dann die Dardanellen-Expedition anders verlaufen.

Man kann die schönsten Pläne entwerfen und doch in die Irre gehen. Dies geschah in Frankreich und Flandern, als sich die Armeen beider Seiten eingruben. Das Kriegsministerium hatte alles für einen „kurzen, harten Krieg" vorbereitet. In seinem Memorandum von 1911 hatte Churchill die mögliche Entwicklung eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland vorausgesagt und war dabei so weit gegangen, in Umrissen darzulegen, was sich wahrscheinlich in den ersten 40 Tagen ereignen werde. Er hatte den Schluß gezogen, daß sich dann „Gelegenheiten zu einer Entscheidungsschlacht anbieten könnten".

Die 40 Tage waren aber vergangen, und der Krieg, weit davon entfernt, in ein entscheidendes Stadium eingetreten zu sein, konnte nach Meinung Lord Kitcheners möglicherweise drei Jahre dauern, und noch waren keine ruhmreichen Siege errungen. Die britische Presse erzählte viel von dem russischen Vormarsch an der Ostfront und erfüllte die Bevölkerung mit Hoffnungen auf die auf Berlin rollende „große russische Dampfwalze". Allein — auch im Osten schien einiges schiefgegangen zu sein.

Der Krieg verlief nicht nach Plan. Auch auf dem Meere hatte es noch kein Trafalgar gegeben, trotz Winstons inspirierten Vorhersagen. Der Erste Lord der Admiralität war wütend darüber, daß die

deutsche Flotte nicht in die Nordsee hinausgedampft war. In einer Rede in Liverpool erklärte er mit Emphase, daß man die deutschen Schiffe, falls sie nicht herauskommen und kämpfen würden, „wie die Ratten in ihren Löchern ausräuchern werde". In seinem Buch WELTKRISIS nennt er diesen Satz eine „unglückselige Phrase, die meiner müden Zunge entschlüpft ist", und beklagte sich darüber, „daß man sich darauf berufen und sie nach allen Richtungen hin ausgeschlachtet habe". Es mag die Rede eines müden Mannes gewesen sein, es war aber auch das prahlerische Geschwätz eines rücksichtslosen Mannes. Kurz danach gingen drei Kreuzer mit 1459 Offizieren und Mannschaften verloren.

Die Hoffnungen auf einen raschen Sieg schwanden dahin, sowohl an der Westfront wie an der russischen, wo die Heere des Zaren zurückgedrängt wurden und Lord Kitchener bereitete sich auf einen Krieg vor, der möglicherweise drei Jahre und noch länger dauern würde.

Ende Oktober 1914 war die Türkei an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten, und im Januar 1915 meldete Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, daß die Russen sich im Kaukasus in großer Bedrängnis befänden. Die Russen, weit davon entfernt, ein Aktivposten in der Rechnung zu sein, erwiesen sich immer mehr als eine schwere Belastung. Das Kabinett hatte bereits über die Aufrichtung einer neuen Front in Südosteuropa diskutiert. „Die alliierte Strategie in Frankreich", schreibt Lloyd George in seinen Kriegserinnerungen, „ist ein blutiger Fehlschlag gewesen, der uns beinahe eine nicht wieder gutzumachende Niederlage beigefügt hätte. Als er eintrat, hatte das Oberkommando keinen halbwegs vernünftigen Gegenvorschlag zur Hand. Die alliierten Generale waren von der Entschlossenheit, mit der die Deutschen sich eingruben, völlig aus dem Konzept gebracht. Es fiel ihnen nichts Besseres ein, als Millionen von Männern bei dem hoffnungslosen Versuch, einen Durchbruch durch die deutsche Front zu erzielen, hinzuopfern. Die großen Schlachten des Jahres 1914 hatten alle Träume und Hoffnungen der Militärs auf beiden Seiten vernichtet."

Winston Churchill befürwortete den Versuch, den Dardanellenriegel aufzusprengen. Er sah voraus, daß ein solch aufsehenerregendes Unternehmen gelingen und daß die britische Flotte vor Konstantinopel erscheinen werde, er prophezeite, daß die Türkei unterliegen und kapitulieren werde und daß dann ein Weg offenstand, auf dem man den Russen Hilfe zukommen lassen könne. Kitchener hatte allerdings dafür keine Truppen übrig, und Lord Fisher zögerte, seine kostbaren Schiffe dazu herzugeben. Das, was Churchill vorhatte, war — um seine eigenen Worte zu zitieren —, „so etwas wie eine organisierte Hetzjagd".

Die Admiralität fragte den vor den Dardanellen kommandierenden Vizeadmiral in einem Telegramm, ob er den Durchbruch durch die Meerengen „mit Schiffen allein für durchführbar halte. Es sei vorgesehen, dafür alte, mit Minenräumgeräten versehene Schlachtschiffe zu verwenden, vor denen Kohlendampfer und andere Handelsschiffe als Sperrbrecher und Minenräumer herfahren. Die Wichtigkeit dieses hier zu erzielenden Erfolges würde schwere Verluste rechtfertigen".

Vizeadmiral Carden antwortete: „Ich glaube nicht, daß die Dardanellen in einem einzigen Ansturm genommen werden können. Es wäre möglich, sie in ausgedehnten Operationen zu bezwingen, für die man eine große Zahl von Schiffen benötigen würde." Churchill setzte trotz dieser Auskunft die Propaganda für seinen Dardanellenplan fort. Lloyd George schreibt dazu in seinen Kriegserinnerungen: „Winston Churchill steht in ständiger Verbindung mit Lord Kitchener, und wenn irgendein Plan seinen rastlosen Geist beschäftigt, so weiß jeder, der mit seinen Methoden vertraut ist, daß er unermüdlich in jeden dringt, der über einige Entscheidungsgewalt verfügt. Er war bereit, loszuschlagen, ohne die sofortige Entsendung von Heereseinheiten abzuwarten. Sein Vorschlag ging dahin, daß dies in der einleitenden Phase eine reine Flottenoperation sein solle."

Das gesamte Kabinett — mit Ausnahme von Lloyd George — akzeptierte Churchills Plan. Lloyd George berichtet: „Ich stand mit meiner ablehnenden Haltung und Skepsis allein. Lord Fisher schwieg. Ich war mir damals nicht bewußt, daß er und andere Admirale gegen das Abenteuer opponierten, weil dies eine reine Flottenoperation ohne die Unterstützung des Heeres sein sollte. Kitchener war so lange dafür, als man ihn nicht um Soldaten bat, und Churchill drang mit all seiner Impulsivität und seiner feurigen Energie auf die Ausführung seines Planes."

„Auf diese Weise", schrieb der offizielle australische Kriegshistoriker, „wurde dank der übertriebenen Einbildungskraft eines Churchill, seiner laienhaften Ansichten über das Wesen der Artillerie und der verhängnisvollen Macht eines jugendlichen Schwärmers über ältere und langsamer arbeitende Gehirne die Tragödie von Gallipoli geboren."

In seinem Buch Weltkrisis hat Churchill sein Verhalten in der Dardanellen-Frage sehr ausführlich verteidigt. Er berichtet, daß sich anfangs, als das Vorhaben zwanzig Tage lang diskutiert wurde, keine Stimme dagegen erhoben habe und keine Einwendungen gegen seine Pläne vorgebracht worden seien. Er habe sich zu Recht darauf berufen können, daß seine Ratgeber und Kollegen sich ihrer Verantwortung nicht entziehen hätten können. Sie seien entweder ein-

verstanden gewesen oder hätten geschwiegen, als sie ihre Zweifel hätten äußern sollen. In einem späteren Stadium sollte Lord Fisher ausrufen „Ich war immer gegen das Dardanellen-Unternehmen!", doch war Churchill der Auffassung, daß es im ersten Stadium dessen Beifall hatte.

„Gegen Ende Januar jedoch", so berichtet uns Churchill, „nachdem die ersten Vorbereitungen getroffen worden waren, als viele Befehle gegeben worden und eine Menge Schiffe mit seiner vollen Zustimmung hinausgeschickt worden waren, legte Lord Fisher ein immer stärker werdendes Mißfallen an den Tag und opponierte immer heftiger gegen den Plan." Während einer Debatte im Kriegsrat drohte Lord Fisher mit seinem Rücktritt, wurde aber von Lord Kitchener dazu bewogen, auf seinem Posten zu bleiben. „Als ich mich endgültig zum Weitermachen entschloß", sagte Lord Fisher später zu der Dardanellen-Kommission, „ging ich aufs Ganze." Churchill schreibt: „Ich möchte auf keinen Fall verschweigen, daß ich auf den alten Admiral einen starken und beharrlichen Druck ausübte."

Am 19. Februar hatte die Beschießung der Außenforts begonnen, aber es zeigte sich, daß der Dardanellen-Feldzug keineswegs das zu werden versprach, was einer „organisierten Hetzjagd" glich. Diese Aufgabe war für die Flotte allein zu schwer und verlangte einen Heeresangriff umfassendster Art. „Da wir mit der Beschießung begonnen haben", sagte Kitchener, „wäre die Wirkung einer Niederlage im Orient sehr schwerwiegend. Es gibt hier kein Zurück." Er war bis dahin gegen die Entsendung von Heerestruppen gewesen, weil er dachte, daß man diese an der Westfront dringender brauche, doch die Ereignisse zwangen ihn, seine Meinung zu ändern. Churchill schrie nach mehr Soldaten.

Überdies gab es internationale Komplikationen. Sir Edward Grey hatte am 14. November 1914 der russischen Regierung in einer Geheimerklärung den Besitz Konstantinopels versprochen, und sie verlangte nun eine öffentliche Erklärung, die auch gegeben wurde. „In den ersten Tagen des März", schreibt Churchill, „versicherten sowohl Großbritannien wie Frankreich der russischen Regierung, daß sie der Annektion Konstantinopels als Teil der Friedensvertragsbedingungen im Falle eines Sieges zustimmen würden, und folglich wurde diese wichtige Tatsache am 12. März 1915 der Öffentlichkeit bekanntgegeben."

Die Alliierten waren bestrebt, Griechenland in den Krieg hineinzuziehen, um eine griechische Armee an den Dardanellen einsetzen zu können. „Der griechische König", so berichtete der britische Botschafter aus Athen, „ist für den Krieg, und der griechische Generalstab ist bereit, vier oder fünf Divisionen in den Krieg gegen die

Türken zu schicken." Der russische Außenminister setzte jedoch am 3. März in Petersburg den britischen Botschafter davon in Kenntnis, *daß „die russische Regierung einer griechischen Beteiligung am* Dardanellen-Unternehmen nicht zustimmen könne, da dies mit Bestimmtheit Verwicklungen heraufbeschwören werde". Sasonow fügte hinzu: „Der Zar hat in einer Audienz, die ich gestern bei ihm hatte, erklärt, daß er auf keinen Fall einer griechischen Mitwirkung am Dardanellen-Feldzug seine Zustimmung geben werde."

Eines der Hauptziele des Angriffes auf die Dardanellen war somit die Eroberung von Konstantinopel für den Zaren geworden, aber auch die Griechen waren am Besitz der Stadt interessiert. Churchill, der bestrebt war, die Unterstützung der griechischen Armee zu gewinnen, berichtet, daß er in seiner Bedrängnis folgende Note an den Außenminister, Sir Edward Grey, richtete: „Ich beschwöre Sie, in dieser Krisis nicht den Fehler zu begehen, sich den Ereignissen nicht gewachsen zu zeigen. Halbherzigkeiten werden alles verderben, und eine Million Männer wird wegen der dadurch bewirkten Verlängerung des Krieges sterben müssen. Sie müssen dreist und gewalttätig vorgehen, Sie haben ein Recht dazu. Unsere Flotte ist drauf und dran, die Dardanellen zu bezwingen. Nur die Armeen, die wir dazu auffordern, werden Konstantinopel erobern können, und trotzdem streben wir nach nichts anderem als dem Sieg der gemeinsamen Sache. Sagen Sie den Russen, daß wir hinsichtlich Konstantinopels mit ihnen einer Sinnesart sind, daß sie aber einer griechischen Mitwirkung in dieser Sache kein Hindernis in den Weg legen dürfen. Wir müssen Griechenland und Bulgarien auf unserer Seite haben, wenn diese beiden Länder damit einverstanden sind. Ich fürchte sehr, daß Sie Griechenland verlieren, und sollte sich Rußland der griechischen Hilfe widersetzen, werde ich mein Äußerstes tun, damit Konstantinopel nicht in seine Hände fällt. Rußland wird ohne unseren Beistand unterliegen und hat dann keinen anderen Ausweg als den, ein Verräter zu werden — und gerade das wird es nicht tun. Sollten Sie dieses Griechenland — das Griechenland Venizelos' — nicht unterstützen, werden Sie ein Griechenland haben, das seine Sache auf Deutschland stellt."

Dies war der diplomatische Hintergrund des Dardanellen-Unternehmens.

Lord Fisher revoltierte nunmehr offen gegen die Gesamtanlage dieser Operationen. Aus der vorausgehenden Beschießung und dem danach angesetzten Durchbruch war jetzt ein kombiniertes Flotten- und Armee-Unternehmen großen Ausmaßes geworden, für das er Großkampfschiffe nicht riskieren wollte. Die Trumpfkarte der Überraschung hatte nicht gestochen. Die Türken hatten die Halbinsel stark befestigt, und ihre Verteidigung war, geführt von dem fähigen

deutschen General Liman von Sanders, reorganisiert worden. Die Angriffe der alliierten Armeen auf Gallipoli waren dazu verurteilt, ein Fehlschlag zu werden. Sie verwandelten sich in eine entsetzliche und nutzlose Schlächterei; britische, australische und neuseeländische Verbände waren dem Untergang preisgegeben.

Gegen Ende des Feldzuges, als die Räumung der Halbinsel beendet war, waren nach dem Bericht des amtlichen Historikers nahezu 500.000 Mann an den Dardanellen eingesetzt gewesen. „Von dieser Streitmacht waren 43.000 britische Offiziere und Mannschaften getötet oder gefangengenommen worden, waren vermißt oder an Krankheiten gestorben. Die britischen Verluste, einschließlich der evakuierten Kranken, beliefen sich auf 205.000, die der Franzosen auf 47.000 Mann."

Churchills Verteidiger sind ihm im Hinblick auf die Dardanellen-Affäre mit der Behauptung zu Hilfe gekommen, daß die Operationen, hätte man sie noch ein paar Wochen fortgesetzt, die Katastrophe in einen entscheidenden Sieg verwandelt hätten, der für die spätere Geschichte unserer Welt von umfassender Bedeutung gewesen wäre. Das mag wahr sein, bewiesen werden kann es schwerlich. Dies ist eines der berühmten „Wenn's", an denen die Kriegsgeschichte so reich ist und über die so viel fabuliert wird. Was wäre geschehen, wenn Hasdrubal rechtzeitig Hannibal hätte zu Hilfe eilen können. was wäre geschehen, wenn Blücher nicht vor Anbruch der Nacht auf dem Schlachtfeld von Waterloo eingetroffen, wenn die französische Kavallerie dort nicht in eine Schlucht hinein attackiert hätte, aus der es keinen Ausgang gab?

Churchill hat der britischen Öffentlichkeit eingeredet, daß die Einnahme der Dardanellen das Vorspiel zu einem überwältigenden Sieg und einem triumphalen Frieden sein werde. Hier ist ein Auszug aus einer für ihn charakteristischen Rede, die er am 7. Juni 1915 in Dundee hielt: „Sie müssen Verluste zur See wie zu Lande erwarten, die Flotte aber, die vor den Dardanellen operiert, besteht aus veralteten Schiffen, die anderswo kaum mehr mit Nutzen verwendet werden können . . . Der Verlust dieser Schiffe, soweit nicht dabei Offiziere und Mannschaften sterben mußten, was in nahezu allen Fällen vermieden wurde, ein solcher Verlust, so möchte ich sagen, dürfte in der Meinung von Freund wie Feind überschätzt werden . . . Die Operationen der Armee werden auch kostspielig sein, Leute aber, die unterstellen, daß Lord Kitchener sich darauf eingelassen habe, ohne die vordringlichen Ansprüche unserer Armeen in Frankreich und Flandern zu berücksichtigen, sind nicht nur im Irrtum, sie setzen auch zuviel voraus. Wenn Sie unsere Verluste offen und ehrlich betrachten, dürfen Sie auch den Gewinn nicht vergessen. Die Armee Sir Jan Hamiltons und die Flotte Admiral de Robecks tren-

nen nur ein paar Meilen von einem Sieg, wie man ihn in diesem Krieg noch nicht erlebt hat. Ich spreche hier von einem Sieg, der die Zukunft der Nationen in andere Bahnen lenkt und die Dauer des Krieges verkürzt . . . Es hat niemals eine Operation auf einem Nebenkriegsschauplatz gegeben, bei der die zu erringenden strategischen, politischen und wirtschaftlichen Vorteile besser übereinstimmten und die mit den auf den Hauptkriegsschauplätzen zu erringenden Entscheidungen besser abgestimmt gewesen wäre. Über die Meerengen der Dardanellen und die Hügel von Gallipoli hinweg führt einer der kürzesten Pfade zu einem triumphalen Frieden."

Diese bombastische Rede wurde nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Konstantinopel gelesen. Die offizielle HISTORY OF THE WAR berichtet: „General Liman von Sanders hat zugegeben, daß diese Äußerungen ihm dabei halfen, sich vor Augen zu führen, daß die britischen Angriffe mit verstärkter Wucht wieder aufgenommen werden würden."

Die deutschen Generale müssen ebenso untröstlich wie Winston Churchill selbst gewesen sein, als die politische Krise, die dem Rücktritt Lord Fishers folgte, Churchill aus der Admiralität entfernte und ihm eine weitere Kontrolle der Kriegführung versagte. Fisher sagte zu Lloyd George: „Ich bin zurückgetreten, ich kann das nicht mehr länger aushalten. Unsere Schiffe werden versenkt, obwohl wir eine Flotte vor den Dardanellen haben, die größer ist als die deutsche. Unsere Armee und unsere Marine werden zugunsten der Dardanellen ausgeblutet." Die anderen Seelords steiften Lord Fisher den Rücken. Sie legten eine Denkschrift vor, die seinem Unmut über die Verzettelung der Flotte und die Führung des Krieges das Wort redete und erklärte, Schuld daran trügen diejenigen, „die die Kontrolle der Bewegungen und des Nachschubs weitgehend den Händen des Ersten Seelords entzogen hätten".

Das Kabinett wünschte, daß Lord Fisher auf seinem Posten bliebe, doch dieser weigerte sich standhaft. „Mr. Winston Churchill sitzt nicht darum im Kabinett, um mich ständig übers Ohr zu hauen", erklärte er. Die Konservativen standen Fisher zur Seite und drohten damit, den politischen Waffenstillstand zu brechen und die Zustände in der Admiralität öffentlich anzuprangern. Sie erklärten, daß sie Churchill in dieser Behörde nicht mehr dulden wollten. Briefe gingen zwischen Asquith und Bonar Law hin und her; man entschloß sich, eine Koalitionsregierung zu bilden. Churchill wurde aus der Admiralität entfernt und zum Kanzler des Herzogtums Lancaster gemacht.

Lord Riddell fand ihn, als er ihn in der Admiralität aufsuchte, mit beinahe gebrochenem Herzen. „Dies hier", sagte er mit einer Handbewegung auf die Karten der Kriegsschauplätze an der Wand,

„ist es, für das ich lebe. Ich bin zu Ende mit all dem, wegen dem ich mir den Kopf zerbrochen habe — das Wagnis des Kriegführens, die Niederlage Deutschlands."

Churchill unternahm einen letzten, verzweifelten Versuch, seinen Posten in der Admiralität zu behalten, indem er ein langes, flehentliches Schreiben an Bonar Law, den Führer der Konservativen, sandte. Die Torys gaben nicht nach — Churchill mußte gehen.

Ein paar Monate blieb er seiner Sinekure treu, vom Kriegskabinett war er ausgeschlossen. Dann faßte er den Entschluß, zurückzutreten. „Ich bin Offizier", schrieb er an den Premierminister, „und halte mich ohne Einschränkung zur Verfügung der Militärbehörden, wobei ich bedenke, daß mein Regiment in Frankreich steht. Ich habe ein reines Gewissen, das es mir erlaubt, meine Verantwortung für das Vergangene mit Würde zu tragen."

Dem Unterhaus sagte er auf eine eines Schauspielers würdige Weise Lebewohl, als er seine Dardanellen-Politik verteidigte und Lord Fisher antwortete. Er war noch immer Feuer und Flamme wegen Konstantinopel: „Im Osten nehmt Konstantinopel, nehmt es mit den Schiffen, wenn ihr dazu imstande seid, nehmt es mit der Armee, wenn ihr müßt. Nehmt es mit Hilfe eines Planes der Armee oder der Flotte, den Euch die Fachleute empfehlen, aber nehmt es, nehmt es schnell, nehmt es, solange ihr Zeit dazu habt."

Winston wurde Major bei den Gardegrenadieren und ging nach Frankreich. Einen Monat später wurde Gallipoli geräumt, und diese Räumung wurde von der britischen Presse mit einem Jubel begrüßt, als sei sie ein großer Sieg. Eine Generation hindurch verfluchten aber blinde und verstümmelte Soldaten die Dardanellen — sie waren die Opfer eines „gerechtfertigten Kriegsspieles", das verlorengegangen war.

An die Front und zurück

„Churchill ging nach Frankreich", schreibt Lord Beaverbrook in seinen Erinnerungen, „und erhielt von General Sir John French, dessen Karriere als Oberkommandierender sich ihrem Ende näherte, einen Posten als Generaladjutant im Großen Hauptquartier, oder — falls er diesen nicht haben wollte — einen als Brigadekommandeur angeboten. Churchill entschied sich für die Brigade, bestand jedoch darauf, sich vorher einige Erfahrung im Schützengrabenkrieg anzueignen. Zu diesem Zweck tat er ein paar Monate bei den Gardegrenadieren Dienst. Danach erhielt er auch wirklich eine Brigade der Division Bridges, doch am ersten Tage, nachdem diese Sache in die Reihe gebracht war, geschah es, daß French nach Hause ging und Asquith erzählte, was da geschah. Der Premierminister war

entsetzt und beschwor French, der die Ausführung seines Befehles nicht durchzusetzen vermochte, Churchill nicht mehr zu geben als ein Bataillon."

French wurde einen Monat später abberufen und Haig wurde Oberkommandierender. Winstons Beziehungen zu ihm waren nicht sehr gut, und er konnte daher keine Drähte ziehen. „Über nichts war er so enttäuscht und verletzt, als über die Rücknahme des Angebotes, man wolle ihm eine Brigade übertragen", berichtet sein Biograph Lewis Broad. „Seine Kommandierung war bereits bekanntgegeben worden, und er verbrachte seine Freizeit damit, in seinem fruchtbaren Gehirn Pläne für neue Methoden zur Niederringung der Hunnen auszuarbeiten. Er war zutiefst gedemütigt, doch war alles vergessen, als er das Bataillon übernahm, das man ihm übertragen hatte — das 6. der Königlich Schottischen Füsiliere." Er wurde zum Oberstleutnant befördert, doch bot sich ihm keine Gelegenheit, taktische oder strategische Fähigkeiten zu beweisen.

„Er liebte das Soldatenleben", schrieb Captain X, der Verfasser eines plump schmeichlerischen Büchleins WITH WINSTON CHURCHILL AT THE FRONT. „Dies hier war nach seinem Herzen, und ich glaube, daß er ein sehr guter Soldat hätte werden können. Wie oft haben wir ihn sagen hören, als er uns in schweren Tagen ermutigen wollte: ‚Krieg ist ein Spiel, das mit lächelndem Gesicht gespielt werden muß!' " Wie dem auch sei: Churchill blieb nicht sehr lange an der Front. Im Herbst 1916 war er wieder im Unterhaus. Man hatte ihm sein Kommando abgenommen; die Militärbehörde hatte beschlossen, das 6. Bataillon der Königlich Schottischen Füsiliere, das beträchtlich unter seinen Sollstand gesunken war, mit anderen Bataillonen zu verschmelzen. „Man hatte ihm klargemacht", schreibt Lewis Broad, „daß ein Mann mit seinem Verstand und seiner genialen Begabung nicht das Recht besaß, sich an drittrangigen Dingen wie dem Dienst in einem Ersatztruppenteil zu verschwenden. Trotz der hohen Wertschätzung, die er für den Dienst im Schützengraben samt seinen Risiken hatte, ließ sich Winston davon überzeugen, daß er kein Recht habe, darauf zu beharren."

Anderen Männern gelang es nicht, so schnell von der Front zurückzukommen. Auch sie hätten vielleicht der Meinung sein können, daß ihr Verstand und ihre Begabung in der Heimat besser am Platze seien, allein sie hießen eben nicht Winston Churchill. „Und so", sagt sein Biograph, „schulterte Malbrouk seinen Tornister und kehrte aus dem Felde heim, worüber wir uns mit einem Seufzer der Erleichterung freuen dürfen. Ein Zufallsgeschoß aus einem deutschen Gewehr hätte den Lauf der Geschichte verändern können, als Winston Churchill in den Gräben lag."

Wieder im Parlament, stürzte er sich in den politischen Tageskampf, eifrig darauf bedacht, ins Rampenlicht und ins Kabinett zurückzukehren. Die Unzufriedenheit mit der Asquith-Regierung wurde damals immer stärker, und hinter der Szene wurde eifrig intrigiert. Im Dezember 1916 trat Asquith zurück, und Lloyd George wurde Premierminister. Churchill und er waren enge Freunde, doch wartete Winston vergeblich auf seine Berufung ins Kabinett, die niemals kam. Das war jedoch nicht Lloyd Georges Fehler. Er wünschte Winston in seinem Kabinett zu haben, die Konservativen waren aber dagegen. Lloyd George berichtet in seinen Erinnerungen, warum dem so war: „Bonar Law mißtraute ihm aufs äußerste. Ich tat mein möglichstes, seine Einwendungen zu zerstreuen, und ich brachte das bei solchen Gelegenheiten gern gebrauchte Argument vor, daß Churchill als Kritiker viel gefährlicher denn als Mitglied des Kabinetts sein werde. Als ich bei Bonar Law diese Vorstellungen erhob, lautete dessen Antwort: ‚Es wäre mir lieber, ihn zu jeder Zeit gegen uns zu haben.' Ich bedauerte diese Haltung aufs tiefste, doch konnte ich ein Auseinanderbrechen der Koalition, der ausschlaggebenden Grundlage der neu zu bildenden Regierung, nicht für den Preis einer sofortigen Hereinnahme Churchills in das Kabinett verantworten. Ein paar Monate später gelang es mir, ihm die Leitung des Munitionsministeriums zu übertragen, doch sogar dann noch war die Antipathie der Konservativen gegen ihn so stark, daß für eine kurze Zeit die Zukunft der Regierung auf dem Spiele stand.

Ein Konservativer bemerkte dazu: ‚Darf ich Sie erneut und zum letztenmal ersuchen, es sich gut zu überlegen, bevor Sie die Bestallung aussprechen, über die wir mehr als einmal debattiert haben. Diese Bestallung würde bei einigen Ihrer wichtigsten Kollegen außerordentlich unpopulär sein — nach Meinung einiger von ihnen dürfte sie zu einem sehr frühen Zeitpunkt das Auseinanderbrechen der Koalition bewirken, wenn das nicht bereits jetzt sehr leicht einige Rücktritte zur Folge haben könnte. X, der diese Dinge heute von sich aus mit mir erörtert hat und der auch mit Ihnen darüber sprach, berichtete mir, daß die Berufung in der Armee außerordentliches Mißfallen erregen würde. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß es in der Marine nicht anders sein würde. Er ist in der Opposition eine potentielle Gefahr, nach unser aller Meinung wird er aber als Mitglied der Regierung eine aktive Gefahr in unserer Mitte sein.'

Ein anderer Minister schrieb zur gleichen Zeit: ‚Abgesehen von allen anderen Überlegungen: ist es weise von Ihnen, daß einer Ihrer Minister ein gefährlich ehrgeiziger Mann ist?' Ein anderer einflußreicher konservativer Minister schrieb ähnlich: ‚Was Chur-

chill und seinen Eintritt in die Regierung betrifft, so habe ich Fragen gestellt, und nach dem, was Z. mir erzählte, bin ich davon überzeugt, daß dies in Ihrer Partei eine sehr schwere Krise heraufbeschwören würde . . .'" Lloyd George fährt fort: „Warum waren diese Leute alle so bitter und unbeugsam? Winstons politisches Vorleben erzürnte naturgemäß seine alte Partei. Er tat alles so halb und halb, und wenn er es aufgab, griff er seine alten Bundesgenossen an und verurteilte seine früheren Grundsätze mit einer Wildheit und einem beißenden Spott, der an den Gemütern nagte. Als der Krieg ausbrach, zwang die Gefahr, die der Nation drohte, alle Parteien zu einem Waffenstillstand zusammen, in dem für diese Zeit kein Platz für Antipathien oder Haßgefühle war. Die Konservativen konnten jedoch Churchills Wechsel zu ihren Feinden nicht vergessen, und die Wühlereien gegen ihn hörten niemals auf. Wäre er ein treuer Sohn der politischen Schicht geblieben, in die er hineingeboren und in der er erzogen worden war, hätte man seinen Anteil an dem Dardanellen-Fiasko stillschweigend übergangen und ein anderes Opfer dem Zorn der Öffentlichkeit zum Fraß vorgeworfen. Es gab eine mehr als hinreichende Anzahl von Leuten, die man für den Opferaltar auswählen konnte. Churchills Fehler gaben nachtragenden Torys die großartige Gelegenheit, einen offenen Verrat an ihrer Partei bestrafen zu können. Die Peitsche, die Churchill den Eintritt in das Kabinett verwehrte, war trotz der Knoten der Beleidigungen, mit denen sie durchflochten war, so beschaffen, daß es nicht aussah, als werde sie von rachsüchtigen Parteigängern, sondern von pflichtbewußten Patrioten geschwungen.

Tagelang diskutierte ich mit dem einen oder anderen meiner Kollegen über Churchill, seine Gaben, Unzulänglichkeiten und Fehler, vor allem die, die er in letzter Zeit gemacht hat. Einige dieser Männer waren über seine Berufung mehr in Sorge als über den Krieg. Dies war eine ernstliche Krise. Es ist interessant, in konzentrierter Form jede Phase des Mißtrauens und der Bestürzung zu verfolgen, mit denen Mittelmäßigkeit eine geniale Begabung auf nächste Entfernung beobachtet. Unglücklicherweise liefert ein Genie seinen Kritikern stets das Material für ihren Tadel — das war immer so und wird immer so sein. Auch Churchill macht keine Ausnahme von dieser Regel.

Man gab zu, daß er ein Mann mit blendenden Gaben war, daß seine Persönlichkeit faszinierte, man erkannte seine Tapferkeit und seine unbezwingliche Arbeitskraft an, fragte aber, warum er trotz all dem zwar mehr Bewunderer, aber weniger Gefolgsleute als jeder andere bekannte Mann Großbritanniens besaß. Man verwies darauf, daß auf dem Tiefpunkt ihres Schicksals Joseph Chamberlain in Birmingham wie Campbell-Bannermann in Schottland auf treue

Anhänger zählen konnten, deren Hingabe niemals zu erschüttern war. Churchill aber erfreute sich zu keiner Zeit der Zuneigung irgendeines ländlichen Bezirkes, einer Provinz oder einer Stadt und hätte sie wohl auch nicht behalten. Sein Übergehen von der einen zur anderen Partei war dafür nicht allein verantwortlich zu machen. Einige der bedeutendsten Gestalten der britischen Politik sind in einer Partei geendet, die sich von der unterschied, in der ihre Karriere begann. Dies war also keine ausreichende Erklärung für den Mangel an Vertrauen, den ihm die Öffentlichkeit entgegenbrachte. Man fragte daher nach der Ursache und bekam folgende Erklärung dafür: Sein Geist glich einer mächtigen Maschine, in deren Material oder deren Konstruktion aber irgendein geheimnisvoller Defekt verborgen war, der sie daran hinderte, zu jeder Zeit verläßlich zu funktionieren. Man wußte nicht, was es war. Wenn dieser Mechanismus versagte, verwandelte die Kraft der Maschine allein das Ereignis in eine Katastrophe, nicht nur für die Maschine allein, sondern für die Zwecke, für die man sie verwendet hatte und für diejenigen, die sie bedienten. Das war der Grund, warum den Leuten dieser Partner nicht behagte. Ihrer Meinung nach wies das Metall seines Geistes einen unheilvollen Fehler auf. Das war nach der Meinung von Churchills Kritikern der Grund, warum an diesem Wendepunkt seine bedeutenden Fähigkeiten nicht genutzt wurden. Sie betrachteten ihn nicht als willkommene Zugabe zu dem Stamm an Aktivisten und Idealisten, die in der Stunde der Not von Wert waren, sondern als Gefahr für später, gegen die man gewappnet sein mußte.

Ich kannte einige der Gefühle, die seine ehemaligen konservativen Freunde beseelten, und wußte, daß ich ein großes Risiko eingehen würde, wenn ich Churchill irgendein Ministerium anböte; der unsinnige Zorn, den sie an den Tag legten, als später Gerüchte von meinen Absichten an ihre Ohren drangen, übertraf alle meine Befürchtungen und verwandelte die ganze Angelegenheit in eine schwere Krise, die die Existenz der Regierung bedrohte. Ich nahm das Risiko auf mich und, obwohl ich gelegentlich Ursache hatte, mein Vertrauen zu bereuen, bin ich doch davon überzeugt, daß ich recht daran tat, die bösen Ahnungen meiner Kollegen nicht zu beachten, denn Churchill leistete uns sehr gute Dienste, als die Fortführung des Krieges von einem ununterbrochenen Nachschub von Munition abhing. Churchills Zukunft wird davon bestimmt sein, ob er sich Reputation für seine Klugheit erwirbt, ohne daß er seine Kühnheit verliert."

Lloyd George glaubte, daß im Kriegskabinett Churchills „unberechenbare Impulse und seine Urteilskraft gebändigt und kontrolliert werden konnten, bevor er sich in eine Aktion stürzt. Männer

seines feurigen Temperamentes und seiner Geisteshaltung brauchen außerordentlich starke Bremsen. Unglückseligerweise waren die Tory-Minister — mit Ausnahme von Balfour und Sir Edward Grey — von dem einmütigen Wunsch beseelt, daß er kein Mitglied des Kabinetts sein dürfe; die meisten von ihnen machten es zur Bedingung ihres Eintrittes in die Regierung, daß er von diesem ausgeschlossen bleiben solle."

Churchill war aus diesen Gründen zwanzig Monate ohne Amt. Als er zurückkehrte, gab man ihm das Munitionsministerium, wo es ihm nicht gestattet war, Armeen in Bewegung zu setzen oder Flottenverbände zu dirigieren. Dort blieb er bis zum Ende des Krieges.

Es ist leicht zu verstehen, warum die Torys indigniert und unbeugsam waren; Churchill war ja schließlich aus der Konservativen Partei desertiert und hatte die Prinzipien der Torys aufs heftigste angegriffen. Es ist aber schwer zu begreifen, warum sie in ihm irgendwelche genialen Züge entdeckt haben sollten, obwohl sein Geist eine „mächtige Maschine" war oder man des Glaubens sein konnte, daß er große organisatorische und administrative Fähigkeiten besaß.

Churchill hatte zwischen 1900 und 1911 politische Ämter mit vergleichsweise geringer Verantwortung inne gehabt. Er hatte als Erster Lord der Admiralität nichts Bedeutendes geleistet, bevor der Krieg ausbrach. Seine Unternehmungen in Antwerpen und an den Dardanellen waren völlige Fehlschläge gewesen, beschämende Niederlagen, und hatten — im Falle der Dardanellen — sehr viel Menschen, Munition und Geld gekostet. Seine Leistungen als Führer von Heereseinheiten auf dem Kontinent glichen kaum mehr als einer schlechten Burleske. Ungefähr alles, was man für Churchill bis zum Jahre 1918 sagen konnte, war, daß er schrankenlose Energie und einen ebenso schrankenlosen Ehrgeiz entwickelte, daß er unbegrenztes Selbstvertrauen besaß und sehr viel von seiner genialen Begabung redete.

Wie im Zweiten Weltkrieg wurde Großbritannien im Ersten durch die Torheit der Deutschen und das Eingreifen der USA vor einer Niederlage gerettet. Diesen beiden Faktoren muß man die Ausdauer und das Geschick zurechnen, die der General Pétain im Frühjahr 1917 bei der Unterdrückung der Meuterei in der französischen Armee bewies.

Churchill unternahm große Anstrengungen, um seine Freunde in den Vereinigten Staaten zugunsten der alliierten Sache zu beeinflussen, es ist aber fraglich, ob ihm ein beträchtliches Verdienst daran zukommt, daß die USA in den Krieg eintraten — sicherlich glich es nicht der gewaltigen Macht, die er ausübte, um die ameri-

kanische Intervention von 1941 herbeizuführen. Die Palme des Erfolges muß hier der geschickten Propaganda Sir Edward Greys und der Aktivität des im September 1914 von Charles Masterman organisierten Kriegspropaganda-Büros zuerkannt werden. Sir Gilbert Parker wurde mit der sehr wichtigen Aufgabe betraut, den Propagandafeldzug zu führen, der die öffentliche Meinung in den USA im günstigen Sinne beeinflussen sollte. Alle diese Männer wurden bei ihrem Werk von den stark anglophilen Neigungen des amerikanischen Botschafters in London, Walter Hines Page, unterstützt, den Präsident Wilson in einem Augenblick der Verärgerung nicht zu Unrecht „britischer als die Briten" genannt hatte.

Gewichtige wirtschaftliche Überlegungen begünstigten ebenfalls Amerikas Kriegseintritt, so die Aussicht, daß Munitionsbestellungen eine drohende Depression abwenden würden, sowie das große Interesse, das Wall Street daran hatte, die riesigen Anleihen an die Alliierten mit Hilfe einer amerikanischen Intervention zu sichern. Märchen von angeblichen deutschen Greueltaten in Belgien und anderswo, denen man in den USA blinden Glauben darum schenkte, weil sie von keinem geringeren Manne als James Bryce gedeckt wurden, halfen ebenfalls, die öffentliche Meinung gegen Deutschland einzunehmen und die Amerikaner zu dem Glauben zu verführen, daß Grey ein Recht hatte, darauf zu bestehen, daß Großbritannien einzig und allein für die Zivilisation und die Humanität kämpfe. Die Torheit der Deutschen bestand vor allem in der Führung des U-Bootkrieges, mit dem sie die britische Blockade parieren wollten. Das mag ebenso legal — vielleicht sogar legaler — gewesen sein als die Exzesse der britischen Blockade, doch spielte es eine ausschlaggebende Rolle dabei, die USA in den Krieg hineinzuziehen.

All diese Dinge waren notwendig, denn anders als Präsident Roosevelt eine Generation später unternahm Präsident Wilson von Anfang an alles, Amerika neutral zu halten und seinem Land einen Krieg zu ersparen. Gelegentlich platzte er, verärgert über den auf ihn ausgeübten Druck, mit der Feststellung heraus, daß die Vereinigten Staaten „zu stolz seien, zu kämpfen" und daß der einzige dauerhafte Frieden ein „Frieden ohne Sieger" sei. Schließlich wurde er aber von der britischen Propaganda, von dem Druck der Anglophilen seiner Umgebung — bei Staatssekretär Lansing angefangen — und von den deutschen Unbesonnenheiten, vor allem der Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges zu Beginn des Jahres 1917, zermürbt.

Das Geschehnis, das am meisten dazu beitrug, das amerikanische Volk gegen Deutschland in Harnisch zu bringen, war die Versenkung des großen Schnelldampfers LUSITANIA am 7. Mai 1915 durch ein deutsches U-Boot vor der irischen Küste. Dieser Zwischen-

fall ereignete sich, als Churchill noch Erster Lord der Admiralität war. Es gibt eine Anzahl interessanter, niemals ganz geklärter Details hinsichtlich der Versenkung dieses Schiffes, die die USA und Deutschland zwei Jahre vor dem tatsächlichen Eintritt Amerikas in den Kampf an den Rand des Krieges brachte. Es ist wohlbekannt, daß die LUSITANIA als Hilfskreuzer in den Flottenlisten geführt wurde. Sie hatte eine große Menge Munition geladen und darum ihren Status als vor Angriffen immunes Handelsschiff verloren. Amerikanische Passagiere waren sowohl von den deutschen Behörden wie von dem amerikanischen Staatssekretär Bryan davor gewarnt worden, dieses Schiff zu benutzen. Die Frage, ob die LUSITANIA bewaffnet gewesen sei, ist niemals geklärt worden, obwohl die NEW YORK TRIBUNE behauptete, daß dem so gewesen sei.

Am erstaunlichsten sind die folgenden Fakten: Als die LUSITANIA in New York ablegte, war ihr regulärer Kapitän plötzlich durch Kapitän William Thomas Turner ersetzt worden. Als das Schiff die Gefahrenzone erreichte, wurden die strikten Fahranweisungen nicht beachtet. Die ganz genauen Anordnungen, die Turner in New York erhalten hatte, befahlen ihm, das sehr gefährliche Gebiet, in dem das Schiff auch versenkt wurde, zu meiden und Zickzackkurse zu steuern, um die Möglichkeit zu verringern, daß das Schiff von einem Torpedo getroffen würde. Alle diese Anordnungen wurden mißachtet. Die LUSITANIA lief in die verbotene Zone hinein, verminderte die Fahrt und lief auch keine Zickzackkurse. Ob Kapitän Turner nach dem Verlassen New Yorks irgendwelche Funkbefehle erhielt, die seine ursprünglichen Anordnungen abänderten, ist niemals bekannt geworden. Turner verhinderte auch notwendige Maßnahmen wie die, die Passagiere in die Rettungsboote zu bringen. Er mag vielleicht geglaubt haben, daß das Schiff schwimmen bleiben werde, denn man vermutet, daß die Ursache des Sinkens nicht der Torpedo, sondern eine spätere Explosion der Munition in der Ladung war.

Die amerikanische Öffentlichkeit geriet in sehr große Erregung, und viele Leute, darunter der ehemalige Präsident Roosevelt, forderten den sofortigen Kriegseintritt. Um die amerikanische Erbitterung gegen Deutschland noch zu steigern, veröffentlichte die britische Regierung vorzeitig – am 12. Mai 1915 – den Bryce-Bericht über die deutschen Grausamkeiten. Die ganze Wahrheit über die LUSITANIA-Episode wird wohl nie mehr ans Tageslicht kommen. Die besten Berichte bis zum heutigen Tage stammen von amerikanischen Publizisten. Die beklagenswerten Fälschungen des Bryce-Berichtes über die deutschen Grausamkeiten wurden von einem hervorragenden britischen Schriftsteller, Sir Arthur Ponsonby, in seinem Buch FALSEHOOD IN WARTIME aufgedeckt.

Es ist jetzt als geschichtliche Wahrheit anerkannt, daß Großbritannien, nachdem es den völligen Sieg gewonnen hatte, den Lloyd George 1916 gefordert hatte, den Frieden ebenso vollkommen verlor, wie dies Churchill in den Jahren 1943 bis 1945 tat. Für Lloyd George war dies ebenfalls ein Fall von „Triumph und Tragödie", wie er Churchill einige zwanzig Jahre später widerfuhr. Dafür war, so weit dies Großbritannien betraf, Lloyd George ebenso verantwortlich zu machen wie eine Generation später Churchill, obwohl auch dieser einen Teil der Schuld an der ersten Tragödie wegen seines heftigen antibolschewistischen Kreuzzuges tragen muß. Dieser hatte nahezu dieselben schwerwiegenden Folgen für die späteren britisch-russischen Beziehungen wie der Frieden von Versailles für das deutsche Problem zwischen den beiden Weltkriegen.

Am 8. Januar 1918 veröffentlichte Präsident Wilson seine berühmten 14 Punkte, die seine Ansichten über das Ziel des Krieges enthielten, in den die USA neun Monate zuvor eingetreten waren. Es waren dies nahezu dieselben Vorstellungen, wie sie die Atlantik-Charta von 1941 enthielt, außer daß sie etwas präziser und ausführlicher sich mit der Regelung der Nachkriegsprobleme beschäftigten und daß sie von Wilson tatsächlich ehrlich gemeint waren und nicht nur als Tarnung für eine im Grunde gewollte Angriffshandlung. Die Deutschen unterzeichneten den Waffenstillstand am 11. November 1918 im Vertrauen darauf, daß die 14 Punkte die Grundlage des kommenden Friedensvertrages sein würden.

Dies war aus verschiedenen Gründen höchst unwahrscheinlich. Die 14 Punkte waren lange zuvor von den Geheimverträgen, die die Alliierten zu Beginn des Krieges schlossen, Lügen gestraft worden. Noch mehr: bald nach dem Waffenstillstand hatte Lloyd George seine Khaki-Wahlen abgehalten, deren Hauptschlagwort „Hängt den Kaiser!" hieß und die ebenso von Haß gegen alles Deutsche trieften wie Churchills Flüche ein Vierteljahrhundert später. Die Alliierten — außer Rußland, das in Paris nicht vertreten war — verlangten die Erfüllung der Geheimverträge und, nachdem die Gefühle der britischen Öffentlichkeit am Vorabend der Friedenskonferenz zu weißglühendem Haß gegen Deutschland erhitzt worden waren, hatte Lloyd George nicht den Mut, sich offen und ehrlich zum Maßhalten zu bekennen, auch dann nicht, als er zu der Überzeugung gelangt war, daß ein gerechter Frieden zustandekommen müsse, wenn Europa ein weiterer Krieg erspart bleiben sollte.

Daß Lloyd George in Paris ein rauhes Erwachen erleben mußte, hat der sehr erfahrene britische Auslandskorrespondent Sisley Huddleston bewiesen, der diese Geschichte in seinem Buch In our Time erzählt. In seiner Erbitterung über Clemenceau und Orlando hatte Lloyd George ihm ein Interview gewährt, das in der West-

MINSTER GAZETTE vom 31. März 1919 veröffentlicht wurde. Das Ausmaß seiner Verärgerung läßt sich aus folgenden Äußerungen Lloyd Georges ablesen: „Wir wünschen einen vernünftigen Frieden. Ich wiederhole: einen vernünftigen Frieden. Sehr berechtigte Gefühle des Zornes haben sich in allen Ländern der Alliierten angesammelt, doch wir müssen uns an die Realitäten halten und müssen einen brauchbaren Vertrag, der auch unterzeichnet wird, vorbereiten, einen Vertrag, der keine neuen Kriege ausbrütet, ob er einige alliierte Nationen nun enttäuscht oder nicht. Wenn wir Staatsmänner diesen Dingen nicht ins Auge sehen können, müssen wir abtreten. Unsere Pflicht liegt auf der Hand, und unsere Politik darf keine unüberwindbaren Antagonismen schaffen."

Viele realistisch denkende Briten begrüßten das Interview mit Freude und Hoffnung, doch Lloyd George fürchtete die politischen Rückwirkungen. Als er Mitte April nach London zurückkehrte, verleugnete er das Interview und tat nichts, oder kaum mehr, als zu versichern, daß ein gerechter Vertrag vorbereitet werde. Präsident Wilson unternahm wenig, eine kluge Politik dieser Art oder eine drastische Änderung des Vertrages zu unterstützen. Die Forderung nach Erfüllung der Geheimverträge und Clemenceaus Starrköpfigkeit hatten ihm alle Illusionen geraubt, obwohl er diese Geheimverträge gelesen hatte, bevor er von Washington nach Paris gereist war. Statt entschlossen gegen den Wahnsinn dieses Friedensvertrages anzukämpfen, konzentrierte Wilson sein Hauptaugenmerk darauf, den Völkerbund in den Friedensvertrag einzubauen und die USA zu veranlassen, diesem Völkerbund beizutreten.

Auf diese Weise waren die Deutschen, denen man so ungefähr die Pistole auf die Brust hielt, gezwungen, den Friedensvertrag, an dessen Zustandekommen sie keinen Anteil hatten, am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles zu unterzeichnen. Die Ergebnisse sind nun bereits Geschichte, und die unheilvollsten dieser Ergebnisse waren der Aufstieg Adolf Hitlers, der Zweite Weltkrieg und die verderbendrohenden Nachwirkungen dieses zweiten Weltkonfliktes.

Churchills Kreuzzug gegen die Bolschewisten

Die Koalitionsregierung Lloyd Georges entschloß sich, den Sieg für die Khaki-Wahlen von 1918 zu nutzen. Churchill wurde in Dundee mit einer Mehrheit von 15.365 Stimmen gewählt. Das Unterhausmitglied der Labour-Partei, das den anderen Sitz innehatte, wurde ebenfalls wiedergewählt. Die Koalition hatte ihre Gegner überrannt: die Männer der Unabhängigen Arbeiterpartei, die gegen den Krieg gewesen waren — MacDonald, Snowden und

andere –, wurden als Deutschenfreunde und Pazifisten hingestellt und unterlagen, desgleichen Arthur Henderson, der aus der Regierung ausgeschieden war. Die Wähler waren siegestrunken, und Lloyd George, der „Mann, der den Krieg gewonnen hatte", samt seiner konservativ-liberalen Koalition, die von den eiskalten Profitmachern, die sich am Krieg bereichert hatten, unterstützt wurde, war voll des süßen Triumphes.

In Dundee war Churchill mit allen Mitteln bestrebt, die chauvinistische Narretei und patriotische Hysterie des Augenblicks bis zum äußersten zu nutzen. Das Dardanellen-Abenteuer war dem Gedächtnis seiner Wähler entschwunden, trunken, wie sie im Überschwang des Sieges waren. Churchill war einer der Männer der Stunde, und dies war nicht die Stunde, da man auf die Stimme der Vernunft lauschen durfte. Die Enttäuschung sollte erst später kommen.

Winston wünschte in die Admiralität zurückzukehren, wurde aber statt dessen mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut. Vieles von dem, was er dort zu tun hatte, war nicht nach seinem Geschmack. Er mußte die Demobilisierung der Armee beaufsichtigen und durfte nicht auf neue Siege ausgehen.

Es wurde aber noch immer ein Krieg geführt: britische Soldaten standen noch in Rußland. Die Herrschaft des Zaren, den Churchill so eifrig an der Macht zu halten gewünscht hatte, war zusammengebrochen. Die Armeen des Zaren hatten sich aufgelöst, und die russischen Bauern und Arbeiter, die niemals Begeisterung für den Krieg bekundet hatten, und die, schlecht gekleidet, schlecht ernährt und ohne die Waffen, die sie benötigten, um den deutschen Armeen standzuhalten, in die Schlacht geworfen worden waren, hatten revoltiert. Der Krieg war für sie kein prächtiges, erregendes Abenteuer gewesen. Die korrupte zaristische Autokratie, die die britische Regierung sowohl mit Geld wie mit aktiver Hilfe zu retten versucht hatte (die Verluste auf Gallipoli waren der Preis, den britische, australische und neuseeländische Soldaten beim Versuch des Durchbruches nach Rußland zu zahlen hatten), war hinweggefegt worden, und die Bolschewisten hatten die Macht an sich gerissen.

Ihr Kampfgeschrei hieß „Frieden und Sozialismus", und sie waren das genaue Gegenteil von dem, wofür Winston Churchill mit seiner Politik einstand. Sie waren gegen den „imperialistischen Krieg" gewesen, sie hatten die in den zaristischen Archiven liegenden Geheimverträge veröffentlicht und hatten die imperialistischen Abenteurer in allen Ländern angeprangert. Die Massen Rußlands wurden in einer Art geführt, wie sich Churchill das niemals erträumt hatte. Eine gewaltige soziale Umwälzung war in Rußland im Gange, geführt von Männern, die entschlossen waren, sie in eine

sozialistische Revolution umzuwandeln und die alte Gesellschaftsordnung, die als Folge des Krieges auseinandergebrochen war, vollends zu zertrümmern.

Als Teil der militärischen Operationen gegen die Deutschen waren während des Krieges britische Truppen nach Murmansk und Archangelsk geschickt worden, doch setzte die russische Regierung den Krieg nicht fort. Ihr Wahlspruch hieß nun: „Keine Annexionen und keine Entschädigungen". Auch wenn die Regierung den Krieg hätte fortsetzen wollen: die russischen Soldaten hatten darüber anders entschieden — „mit ihren Füßen", wie Lenin sich ausdrückte. Es gab aber noch Überreste zaristischer Armeen, geführt von dem General Denikin und dem Admiral Koltschak. Winston Churchills Sympathien waren auf ihrer Seite — wie konnte das anders sein. Er sprach eifrig dafür, den Konterrevolutionären alle nur mögliche militärische Hilfe zu leisten. „Der hartnäckigste und verantwortungsloseste Vorkämpfer eines antibolschewistischen Krieges", schreibt Lloyd George in seinem Buch THE TRUTH ABOUT THE PEACE TREATIES, „war Winston Churchill. Er hatte zweifellos einen angeborenen Widerwillen gegen den Kommunismus . . . Sein herzogliches Blut revoltierte dagegen, daß man die Großfürsten aus Rußland hinausgeworfen hatte."

Während Lloyd George in Paris französische Pläne für einen Angriff auf die bolschewistische Regierung bekämpfte, versuchte Churchill in London, das Kabinett zu überreden, einer militärischen Intervention zuzustimmen. Lloyd George schreibt dazu: „Es gab mächtige und außerordentlich hartnäckige Einflüsse im Kabinett, die auf eine militärische Intervention in Rußland hinarbeiteten. Ich, der ich nicht in London, also nicht an Ort und Stelle war und keinen direkten Einfluß auf die Lage ausüben konnte, wurde für eine Weile ausmanövriert, und Bonar Law, der in meiner Abwesenheit den Vorsitz im Kabinett führte, wurde überstimmt. Winston Churchill vor allem verwendete seine gesamte dynamische Energie und seinen ganzen Geist darauf, eine bewaffnete Einmischung gegen die bolschewistische Macht zu organisieren."

Als Lloyd George für eine Zeitlang nach London zurückkehrte, benutzte Churchill, nach Lloyd Georges Bekundung, „sehr gewandt die Gelegenheit, die sich dank der Abwesenheit Präsident Wilsons und meiner Person von Paris darbot, dorthin zu reisen, und seine Pläne gegen Rußland der Aufmerksamkeit der französischen, amerikanischen und britischen Friedensdelegation zu empfehlen."

Lloyd George hatte vor, Vertreter der russischen Regierung nach Paris einzuladen, um mit ihnen die Situation zu besprechen. „Für meine Person", so sagte er dazu, „hätte ich mit den Sowjets als der tatsächlichen Regierungsgewalt in Rußland verhandelt, auch Präsi-

dent Wilson hätte das getan. Wir beide einigten uns jedoch darauf, daß wir unsere Kollegen im Friedenskongreß nicht so weit treiben wollten." So erhielt die Sowjetregierung überhaupt keine Stimme in den Friedensverhandlungen, die die neuen Grenzen Europas zogen, die Grenzen Rußlands festlegten, Polen und die Tschechoslowakei schufen und Deutschland die Bedingungen diktierten, die so viel dazutaten, daß Hitler an die Macht kam und die Voraussetzungen schufen, die 1939 wieder zu einem Krieg führten.

Hätten die alliierten Mächte in Versailles die Sowjetregierung anerkannt und mit ihr als der Regierung eines Volkes verhandelt, dessen Mitarbeit in Europa ausschlaggebend für die Erhaltung des Friedens sein mußte, hätten sich die internationalen Beziehungen möglicherweise anders entwickelt und damit wäre wahrscheinlich der Zweite Weltkrieg vermieden worden.

Die Sowjetregierung streckte die Hand der Freundschaft hin, wurde aber zurückgestoßen. Am 21. Januar 1919 berichtete Präsident Wilson, daß ein Vertreter der USA in Kopenhagen mit Litvinov vertrauliche Unterredungen gehabt habe. Litvinov habe zu verstehen gegeben, daß die Sowjetregierung durchaus bestrebt sei, einen dauerhaften Frieden zu erlangen und dazu sogar bereit sei, „in allen Punkten Kompromisse zu schließen, einschließlich des Schutzes für die fremden Unternehmungen in Rußland, der Gewährung neuer Konzessionen und hinsichtlich der russischen Auslandsschulden". Der amerikanische Unterhändler berichtete: „Die konziliante Haltung der Sowjets ist nicht in Zweifel zu ziehen. Litvinov zeigte mir ein offenes Funktelegramm, das er soeben von Tschitscherin, dem sowjetischen Außenminister, erhalten hatte, und das den Willen der Regierung bekräftigte, in der Frage der russischen Auslandsschulden Zugeständnisse zu machen. Litvinov und seine Kollegen sind sich völlig darüber im klaren, daß Rußland noch für lange Zeit erfahrenen Beistand und Rat benötigt, vorzugsweise in finanziellen und technischen Fragen, und daß es ohne die Einfuhr von Industrieprodukten — vorzugsweise Maschinen — nicht weiterbestehen kann." Es wurde Litvinov jedoch nicht gestattet, im Umkreis von Versailles zu erscheinen.

Waren die Sowjets zu diesem Zeipunkt entgegenkommend, so waren es die alliierten Regierungen nicht. Sie litten unter der falschen Vorstellung, daß die Bolschewisten spielend vernichtet werden konnten. In Großbritannien wurde der antibolschewistische Kreuzzug von Churchill angeführt, der nahezu nichts von dem wußte, was sich in Rußland wirklich ereignete und ständig im Land auf und ab reiste, um sein Haßlied zu singen. Während eines Mittagessens im Aldwych-Club in London (11. Januar 1919) erklärte er: „Von allen Tyranneien der Geschichte ist die der Bolschewisten die

schlimmste, die vernichtendste, die erniedrigendste. Es ist reiner Humbug, vorzugeben, sie sei nicht viel schlimmer als der deutsche Militarismus. Das Elend, das das russische Volk unter den Bolschewisten erleiden muß, übertrifft bei weitem alles, was es unter den Zaren ertragen mußte. Die Schreckenstaten eines Lenin und Trotzki sind unvergleichlich schrecklicher, folgenschwerer und zahlreicher als alle, für die der Kaiser verantwortlich ist. Die Deutschen haben auf jeden Fall zu ihren Verbündeten gehalten; sie haben sie zwar verführt und haben sie ausgebeutet, aber sie haben sie nicht verlassen und betrogen. Das mag Ehre unter Dieben sein, doch das ist immer noch etwas besseres als Unehre unter Mördern."

Viel von Churchills Erbitterung gegen die Bolschewisten scheint der Tatsache entsprungen zu sein, daß Lenin und Trotzki nach der Oktoberrevolution von 1917 sich der Fortführung des Krieges gegen Deutschland widersetzten. Auch wenn sie dies gewünscht haben sollten, wäre es ihnen unmöglich gewesen wegen der Massendesertationen von der Front, dem Haß gegen den Krieg und der Entschlossenheit der Soldaten, von denen die meisten zwangsweise eingezogene Bauern waren, nach Hause zu gehen. Lenin und Trotzki waren für all das nicht verantwortlich, sie hatten als Emigranten im Ausland gelebt. Lenin hatte sich vom Beginn des Krieges an diesem widersetzt und die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs waren ebensowenig seine Verbündeten wie die Deutschlands und Österreichs. Lenin wie Trotzki waren vor der Verfolgung der Zarenherrschaft, die Rußland in den Krieg gestürzt hatte, ins Ausland geflohen. Lenin hatte nach 1914 unablässig gegen den „imperialistischen Krieg" geschrieben und alle Sozialisten angeklagt, die ihn, gleich aus welchem Grund, unterstützt hatten. Lenin war ein Antiimperialist und ein Marxist.

Trotzdem darf man sich nicht darüber wundern, daß Churchill Lenin nicht verstand. Er hatte Gibbons, Macauly und Kipling gelesen, nicht aber Marx, und er hatte auch nicht die geringste Kenntnis von den politischen und sozialen Grundlagen der russischen Revolution. Das Elend des russischen Volkes, der Zusammenbruch der Gesellschaft als Resultat des Krieges, das waren keine Folgen des Bolschewismus, sondern der Niederlagen der russischen Armeen und des Chaos, in das dieser Krieg ein Volk gestürzt hatte, dessen unfähige Regierung auseinandergebrochen war.

Churchills hysterische Ausbrüche über die Schreckenstaten eines Lenin und Trotzki waren selbstverständlich reiner Unsinn. Nicht die Bolschewistenführer hatten Rußland in den Krieg gestürzt; sie hatten alles unternommen, es aus ihm herauszuführen und wünschten den Frieden, weil die russischen Soldaten ihn verlangten. Ein Krieg ist immer grauenhaft, und Churchill hatte bei seiner Vor-

bereitung eine bei weitem größere Rolle gespielt als Lenin und Trotzki. Beide waren für die Dardanellen-Katastrophe nicht verantwortlich zu machen, beide hatten die Gier des Zaren nach Konstantinopel nicht geteilt. Sie wiesen eine solche Haltung von sich und veröffentlichten die Geheimverträge, damit die ganze Welt sehen konnte, welch diplomatisches Doppelspiel, welche Schurkereien hinter der Bühne getrieben worden waren. Man konnte ihnen nicht vorwerfen, sie hätten ihre Verbündeten betrogen, denn sie hatten die Alliierten niemals als solche anerkannt.

Was sie getan hatten, war, die Diktatur des Proletariats an die Stelle der Diktatur des Zaren zu setzen und ihr Ziel war der Sozialismus und der Frieden. Die Schreckenstaten, auf die Churchill sich mutmaßlich bezog, gehörten zu den Wechselfällen eines Bürgerkrieges; die Übernahme der Macht durch die Bolschewiken war vergleichsweise unblutig verlaufen, weil die Soldaten und Matrosen von Petersburg ihnen dabei geholfen hatten. Ganz bestimmt war das Blutvergießen, das die erste Periode der Revolution begleitet hatte, unvergleichlich geringer als das des Krieges gewesen, während dem die miserabel bewaffneten russischen Soldaten zu Zehntausenden von den deutschen Maschinengewehren niedergemäht worden waren.

Dies war jedoch von Churchills Standpunkt aus ein ruhmvolles Opfer gewesen. Der Krieg an der Ostfront war so grausig, scheußlich und mörderisch gewesen, wie nur ein Krieg sein konnte, doch hatte Churchill deswegen niemals den Zaren, die Großfürsten oder die russischen Generale angeklagt; sie waren ja seine Gegenspieler gewesen. Wie aber kam er dazu, Lenin und Trotzki Mörder zu schimpfen? Waren sie etwa die Baumeister des Ersten Weltkrieges gewesen?

In einer Rede im Mansion House am 19. Februar 1919 prangerte Churchill die „lausige Äfferei des Bolschewismus" an und verlangte, daß Waffen, Ausrüstung und technische Hilfe denen gesandt werden sollte, die die Sowjetregierung bekämpften.

„Seit dem Waffenstillstand hatte meine Politik geheißen ‚Frieden mit dem deutschen Volk, Krieg der bolschewistischen Tyrannei' ", schrieb Churchill im März 1920 in einem Memorandum an Lloyd George. „Freiwillig oder gezwungen haben Sie jedoch einen nahezu entgegengesetzten Kurs verfolgt, dessen Folgen wir jetzt gegenüberstehen. Sie sind außerordentlich unheilvoll. Möglicherweise trennt uns nur noch ein sehr geringer Abstand von einem weltweiten Zusammenbruch und dem Ausbruch der Anarchie in ganz Europa und Asien. Rußland ist dem Ruin verfallen; was davon noch übrig ist, liegt im Machtbereich dieser tödlich gefährlichen Schlangen."

Er prophezeite, daß die bolschewistische Regierung sehr leicht aus dem Sattel geworfen werden könne. Am 29. Juni 1919 schrieb die Times: „Während der Debatte über das Armeebudget gab Churchill eine optimistische Analyse der Lage in Rußland. Die militärische Schwäche der Bolschewisten sei nun offenkundig geworden. Wo man sich ihnen entschlossen entgegengestellt habe, seien sie zurückgeworfen worden. Man habe die begründete Hoffnung, daß die Vereinigung der Koltschak-Armee mit den Truppen in Archangelsk sehr bald möglich sein werde und daß noch vor Sommerende die Lage in Rußland eine Wendung zu unseren Gunsten nehmen werde."

In seinem Buch Weltkrisis rühmt sich Churchill, daß er allein den General Denikin „mit Waffen und Ausrüstung für nahezu eine Viertelmillion Mann versehen habe". Ein Bürgerkrieg wird meistens sehr rücksichtslos geführt, und die konterrevolutionären Generale hatten hinsichtlich der Massaker und des Terrors nichts mehr zu lernen. Sie brannten Dörfer nieder, erschossen Revolutionäre und befahlen Massenexekutionen im traditionellen russischen Stil. Waren das etwa keine Schreckenstaten? Churchill sparte sich seine Schimpfworte für die Bolschewisten auf. In einem Tagesbefehl an die Rote Armee vom 24. Oktober 1919 sprach Trotzki mit der Würde und Mäßigung, die man an Churchills Schmähreden schmerzlich vermißte: „Soldaten der Roten Armee! An allen Fronten seid ihr auf die feindseligen Anschläge der Briten gestoßen. Die Armeen der Gegenrevolution haben mit britischen Kanonen auf euch geschossen. In den Depots von Shendursk und Onega, an der Süd- und an der Westfront findet ihr Nachschub aus britischen Fabriken. Die Gefangenen, die ihr gemacht habt, tragen in England hergestellte Uniformen. In Archangelsk und Astrachan werden Frauen und Kinder von britischen Bomben, die britische Flugzeuge abwerfen, verstümmelt und getötet. Britische Schiffe beschießen unsere Küsten ... Aber auch jetzt, da ihr in einem harten Kampf gegen Judenitsch, den Söldling der Briten, steht, verlange ich von euch, niemals zu vergessen, daß es zwei England gibt. Neben dem England des Profits, der Schlächterei, der Gewalt und des Blutdurstes gibt es das England der Arbeiter, der geistigen Kräfte, der hohen Ideale und der internationalen Solidarität. Gegen uns kämpft das niedrige, ehrlose England der Börsenjobber, das England der Arbeiter und der breiten Masse steht auf unserer Seite."

In seinem Buch Memoirs of a British Agent beschreibt Bruce Lockhart, der von von der britischen Regierung zu einem Studium der Lage nach Rußland entsandt worden war, welch verheerende Wirkung Churchills Intervention auf die Beziehungen Großbritanniens zur Sowjetunion ausübte. In den frühen Tagen der Revolution

notierte er „... eine vergleichsweise tolerante Haltung der Bolschewisten, da die Grausamkeiten, die sich später zutrugen, eine Folge der zunehmenden Verrohung des Bürgerkrieges waren. Dafür ist die alliierte Intervention mit den trügerischen Hoffnungen, die sie weckte, am meisten verantwortlich zu machen. Ich möchte nicht sagen, daß eine Politik des Heraushaltens aus den inneren Angelegenheiten Rußlands den Kurs der bolschewistischen Revolution geändert hätte, ich bestehe aber darauf, daß die Intervention den Terror verstärkte und das Blutvergießen verschlimmerte."

Bruce Lockhart wußte einiges von dem, was sich in Rußland ereignete, Churchill wußte nichts davon. Nach Lockhart stand „Churchill völlig unter dem Einfluß Boris Savinkovs, des russischen Schriftstellers, in dem er einen russischen Bonaparte sah. Savinkov ist aus irgendeinem Grund, den ich nicht verstehe, von den Engländern stets als Mann der Tat und daher als Held angesehen worden. Savinkov war ein Plänemacher — ein Mann, der die ganze Nacht hindurch herumsitzen, Brandy trinken und darüber schwätzen konnte, was er am nächsten Tag tun werde. Wenn aber dann der Morgen kam, überließ er das Handeln anderen Leuten. Daß er Talent besaß, kann nicht geleugnet werden; er hatte ein paar ausgezeichnete Erzählungen geschrieben und verstand das Wesen der Revolution besser als irgend jemand anders und wußte, wie man sich ihrer zum eigenen Nutzen bedienen konnte. Er hatte sich so weit mit Spionen und Provokateuren eingelassen, daß er gleich den Helden seiner eigenen Erzählungen kaum noch wußte, ob er sich selbst betrog oder diejenigen, die er zu betrügen vermeinte. Gleich den meisten anderen Russen war er ein sehr eindrucksvoller Sprecher, eine Persönlichkeit, die ihre Zuhörer in Bann schlug."

So also sah Churchills russischer Napoleon aus. Lockhart war ein Augenzeuge der russischen Revolution, hatte die bolschewistischen Führer kennengelernt und verstand, was Churchill nicht verstand. Dieser hat seitdem seine Interventionspolitik im Unterhaus mit der Behauptung zu verteidigen versucht, daß er im Recht gewesen sei, als er es unternommen habe, den Bolschewismus in dessen Geburtsstunde zu erdrosseln. Wie aber war 1918 die Situation in Rußland? Lockhart schildert sie sehr klar: „Die Revolution brach aus, weil die Geduld des russischen Volkes mit einem System beispielloser Unfähigkeit und Korruption ein Ende hatte. Keine andere Nation würde sich den Entbehrungen, die Rußland erdulden mußte, für eine ähnlich lange Zeit ausgesetzt haben. Als Beispiele für diese Unfähigkeit nenne ich die schandbare Handhabung der Lebensmittelversorgung, den völligen Zusammenbruch der Verkehrseinrichtungen und die sinnlose Mobilisierung von Millionen nicht benötigter und nicht einsatzfähiger Soldaten. Als Exempel für die Korruption erwähne

ich die schamlose Profitmacherei aller derer, die mit der Ausgabe und Übernahme von Kriegskontrakten befaßt waren. Offenkundig hat der Zar selbst als oberster Autokrat die Verantwortung für ein System zu tragen, das vor allem wegen der Männer, denen er die Kontrolle darüber anvertraute, zusammenbrach.

Man muß sich als erstes darüber im klaren sein, daß diese Revolution vom ersten Tage an eine Revolution des Volkes gewesen ist. Von der ersten Stunde an hatten weder die Duma noch die Intelligenzschicht die Lage in der Hand. Zweitens war diese Revolution eine Revolution für Land, Brot und Frieden — vor allem anderen für den Frieden.

Es gab nur einen Weg, Rußland davor zu retten, bolschewistisch zu werden, und der hieß, ihm gestatten, Frieden zu schließen. Nur darum, weil er keinen Frieden machen wollte, ging Kerenski unter, und einzig und allein darum, weil Lenin versprach, den Krieg zu beenden, kam er ans Ruder. Man könnte entgegnen, daß Kerenski Lenin und Trotzki hätte erschießen lassen müssen. Die Soldaten, die stets in einer solchen Weise argumentieren, ignorieren dabei die psychologischen Voraussetzungen. Da das alte Regime zusammengebrochen war, konnte der Typ des Führers (i. e. Kerenski), den die erste Revolution hervorbrachte, kein anderer sein, als ein Mann, der seine Gegner niemals erschießen lassen würde. Dies war der erste Abschnitt eines völlig natürlichen Prozesses. Zweitens hätte im Fall, daß Kerenski Lenin und Trotzki erschießen ließ, ein anderer Kriegsgegner deren Platz eingenommen und dank seiner Haltung auch gesiegt."

Die Kosten der Militärhilfe, die den gegenrevolutionären Armeen zuteil wurden, sind von der Regierung mit 100 Millionen Pfund beziffert worden. Churchill erklärt zu seiner Verteidigung, daß dies „eine absurde Übertreibung" sei. Die tatsächlichen Kosten — mit Ausnahme der für die Munition — hätten nicht ein Zehntel davon betragen. Es liegt auf der Hand, daß kein Krieg so viel kostet, wenn man die Munition aus den Berechnungen streicht, denn Menschenleben sind billig. Churchill war nicht der Meinung, daß man die Munitionskosten einbeziehen dürfe, da die Munition, „obwohl ihre Produktion sehr viel Geld gekostet hatte, jetzt nur noch ein unverkäuflicher Rest des Großen Krieges war, der keinen Geldwert mehr besaß. Hätte man sie behalten, bis sie verdarb, hätte man zusätzliche Kosten auf sich nehmen müssen".

Welch erstaunliche Verteidigung! Da die Kanonen in Großbritannien zu rosten begannen, waren wir berechtigt, sie nach Rußland zu schicken, damit sie dort gegen russische Bauern und Arbeiter verwendet werden konnten! Als die britische Regierung später eine Entschädigung für die in Rußland verlorengegangenen

Besitztümer verlangte, erhob Rakovski eine Gegenforderung, indem er sich darauf berief, daß der Interventionskrieg Rußland zwei Milliarden Pfund gekostet habe!

Nicht nur das Geld, das Churchills Krieg kostete, war hier zu veranschlagen. Dieser Krieg hinterließ in Rußland eine Erbschaft bitterer Erinnerungen, des Hasses und des bösen Willens, deren Tragweite kaum zu unterschätzen ist. Lloyd Georges Friedensvertrag von Versailles bewirkte, daß die britischen Beziehungen zu Deutschland und Italien schweren Belastungen unterworfen waren und für die Nachkriegszeit schwere Gefahren bargen. Churchills russischer Raubzug garantierte, daß die britischen Beziehungen zu Rußland sich ebenso oder noch schwieriger gestalten und einem bösen Verdacht ausgeliefert sein würden.

Herbert Spencer liebt es, darauf hinzuweisen, daß politische Handlungen oft genau die gegenteiligen Folgen als die haben, die ihren Initiatoren vorschwebten. Das war ganz klar der Fall bei den Bemühungen der Alliierten, das bolschewistische Experiment in seinem allerersten Stadium zum Scheitern zu bringen. Die meisten Historiker stimmen heute darüber überein, daß ohne die alliierte Einmischung in Rußland es durchaus möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich gewesen wäre, daß in einem spontan geführten Bürgerkrieg oder einer allgemeinen Anarchie das Sowjetsystem untergegangen wäre. Die Einmischung der Alliierten gab dem Nationalgefühl der Russen jedoch entscheidende Antriebe und führte der Sache der Bolschewisten viele Leute zu, die bei einem anderen Verlauf der Dinge sich ihr widersetzt oder sich geweigert hätten, ihr zu Hilfe zu kommen. Diese Intervention von außen einigte wahrscheinlich das russische Volk, rettete die kommunistische Revolution und sicherte die Fortdauer der bolschewistischen Herrschaft. Als der Mann, der an der Spitze der Interventionstreiber stand, muß Churchill gerechterweise — neben Lenin und Trotzki selbst — als Retter des bolschewistischen Systems bezeichnet werden, desjenigen Systems, das ihn später so sehr peinigte und ihn zu so vielen Schwankungen in seinen politischen Anschauungen zwischen giftigstem und erbittertstem Haß und überschwenglichstem Lob verführte.

Dritter Teil

Zwischen den beiden Weltkriegen

Nicht mehr im Parlament

Die Lloyd-George-Koalition und ihre Hauptfiguren verloren sehr rasch an Prestige. Die Soldaten kehrten in die Heimat zurück und entdeckten, daß das „Land, geschaffen für Helden", das ihnen in Lloyd Georges Reden versprochen worden war, eine Fata Morgana war. Statt dessen fanden viele von ihnen keine Arbeit, und die Schaufenster der Leihhäuser füllten sich schon sehr bald mit Kriegsorden.

In den Industriegebieten, vor allem in den Bergwerksrevieren, gab es ernsthafte Unruhen; die Regierung versuchte die Kumpel

abzulenken, indem sie eine Königliche Kommission einsetzte, die Untersuchungen über eine Nationalisierung der Bergwerke anstellen sollte; ihre verschiedenen Empfehlungen wurden aber zu den Akten gelegt.

In Irland braute die Revolution; Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung schlugen fehl, der Terror der Black and Tans folgte. Die liberale Presse war voll bitterer Kritik, der radikale linke Flügel der Liberalen Partei ging zur Arbeiterpartei über.

Lloyd George und Winston Churchill, die volkstümlichsten Männer der britischen Demokratie vor dem Kriege, wurden nun als die Wortführer „der Männer mit den harten Gesichtern, die am Kriege sehr gut verdient hatten", angesehen. Sie hatten der großen Liberalen Partei das Grab gegraben; ein Teil dieser Partei war, geführt von Asquith, ebenfalls in die Opposition gegangen. Lloyd George und Churchill bemühten sich verzweifelt, die Koalition am Leben zu erhalten, und zwar als nationale Regierung und Gegnerin des Sozialismus.

Im Lande draußen führte die Unabhängige Arbeiterpartei, die gegen den Krieg gewesen war; Ramsay MacDonald und Philip Snowden wurden nun von einem Publikum achtungsvoll angehört, das sie während des Krieges niedergepfiffen hatte. Ein neuer Typ des Gewerkschaftsführers war in Erscheinung getreten, und der Gesamtverband der Gewerkschaften war eine echte politische Kraft geworden, die der Koalitionsregierung feindselig gesinnt und geneigt war, mit den russischen Revolutionären zu sympathisieren.

Bollwerke der Liberalen Partei, wie Südwales und der Clyde-Distrikt, wurden Zentren der Rebellion der Industriearbeiterschaft und wandten sich den Sozialisten zu. Dem Anspruch der Liberalen, für die Massen zu sprechen, hatte ihre Zusammenarbeit mit den Konservativen in der Koalitionsregierung ein Ende gesetzt. Lloyd George und Churchill griffen nicht mehr die Großgrundbesitzer und das Großkapital an, sondern den Sozialismus. Sie hatten nur einen Wunsch: die Koalition möge ewig dauern.

Das Hauptquartier der Konservativen hatte darüber jedoch andere Ansichten. Der Streit zwischen Asquith und Lloyd George hatte die Liberalen geschwächt, und der Tory-Klüngel war entschlossen, sich Lloyd Georges und seiner Trabanten zu entledigen, um selbst die völlige Kontrolle über die Regierung zu übernehmen. Großbritannien war wegen der Tschanak-Krise mit der Türkei an den Rand eines Konfliktes geraten, und Churchill hatte eine Aktionslinie verfolgt, die das Land beinahe in einen zweiten Krieg mit der Türkei gestürzt hätte.

Die Konservativen riefen eine Parteiversammlung in den Carlton-Club ein, in der Stanley Baldwin eine entschlossene Haltung gegen

Lloyd George empfahl und damit die Koalition aufkündigte. Churchill strebte danach, eine Partei der mittleren Linie mit Austen Chamberlain und Birkenhead zur Verfügung zu haben, doch die Konservativen wollten davon nichts wissen. Bonar Law wurde ersucht, eine Regierung zu bilden, und gegen Ende 1922 folgten allgemeine Wahlen.

Churchill kehrte nach Dundee zurück, um dort als Liberaler und Freihändler um seinen Sitz zu kämpfen, aber Dundee interessierte sich für andere Dinge als den Freihandel, und die Parolen der Liberalen Partei erregten dort keinerlei Begeisterung. Winston nannte sich einen Nationalliberalen und genoß die Unterstützung der örtlichen Konservativen, weil er mit Macht auf die antibolschewistische und antisozialistische Pauke hieb.

Gegen ihn zog Edward Scrymgour, der Kandidat der Prohibitionisten, zu Felde; Kandidat der Arbeiterpartei war E. D. Morel, der der Kommunisten William Gallacher.

Churchill war nun in die Defensive gedrängt. Morel, ein ehemaliger Liberaler, war ein ausgezeichneter Redner und ein profunder Kenner der internationalen Affären. Er kannte die diplomatische Geschichte des Krieges und wußte, wie sich alles zugetragen hatte. Jede Rede Morels war eine vernichtende Kritik des Krieges. In Europa, so sagte er, hatten die Regierungen eine Politik verfolgt, die ihre Völker auf die Schlachtbank geführt hatte; zudem kritisierte Morel auf überzeugende Weise die Fehler, die Churchill während des Krieges gemacht hatte. Wenn Morel irgendetwas vergaß, dann half ihm Gallacher mit einer doppelten Dosis Vitriol aus. Scrymgour, der in Dundee sehr bekannt war, genoß die Unterstützung der Strenggläubigen und war ebenfalls gegen Churchill.

Winston war dadurch behindert, daß er sich einer Blinddarmoperation hatte unterziehen müssen, weswegen er zu spät in den Wahlkampf eingreifen konnte. Trotzdem griff er seine Gegner mit der Wildheit eines Tigers an. Sozialismus und Kommunismus waren nach ihm das gleiche doppelköpfige Untier. „Herr Gallacher", so erklärte er, „ist lediglich Herr Morel mit dem Mut der Überzeugung, den er sich in den Gefängnissen gewann (Gallacher war eingekerkert gewesen), und Trotzki ist lediglich Herr Gallacher mit der Macht in Händen, die zu ermorden, die er nicht zu überzeugen vermag." Trotzki hatte einmal verächtlich über Winston gesprochen, und der hatte das niemals vergessen. Vielleicht war das zu einem späteren Zeitpunkt eines der Dinge, in denen er mit Stalin völlig übereinstimmte. Zu dieser Zeit war offensichtlich Trotzki für Churchill der blutrünstige Oger, der in seinen Reden immer wiederkehrte. Es blieb ihm aber versagt, Dundee auch in der Zukunft zu behaupten.

So sah das Wahlergebnis aus:

E. Scrymgour (Pohibitionist)	32.578	Stimmen
E. D. Morel (Arbeiterpartei)	30.292	Stimmen
D. J. Macdonald (Nationalliberaler)	22.244	Stimmen
W. Churchill (Nationalliberaler)	20.466	Stimmen
W. Gallacher (Kommunist)	6.682	Stimmen

Churchills Mehrheit von 15.700 Stimmen der Khaki=Wahlen war verschwunden, er war mit 10.000 Stimmen unterlegen — ein schwe=rer Schlag für ihn. Er kehrte niemals mehr nach Dundee zurück und verließ das Land, um sich in Italien und Spanien zu erholen, um den Bolschewismus und den Sozialismus in den Zeitungen zu ver=fluchen und auch, um seine Geschichte des Ersten Weltkrieges zu schreiben.

Der 1922 gewählten konservativen Regierung war keine lange Lebensdauer beschieden. Bonar Law starb, und Stanley Baldwin, der entschlossen war, das Land um ein Mandat für seine Politik der Vorzugszölle für das Imperium zu bitten, folgte ihm. Daraufhin schlossen sich Lloyd George und Asquith zusammen, um die Sache des Freihandels gegen ihn zu verteidigen, und Winston, der sich noch immer als Nationalliberaler bezeichnete, ging in West Leicester in den Wahlkampf. Das Resultat:

F. Pethick Lawrence (Arbeiterpartei)	13.634	Stimmen
W. Churchill (Liberaler)	9.236	Stimmen
A. Instone (Unabhängiger)	7.696	Stimmen

Es gab als Liberaler keine Rückkehr; eine Wiedererweckung dieser Partei war unmöglich, ihr Stern war untergegangen. Asquith und seine Gefolgsleute erhielten im neuen Parlament nur 158 Sitze, die der Konservativen hatten von 347 auf 255 abgenommen, die Arbeiterpartei hatte nun 191. Das Land hatte sich gegen die Schutz=zollpolitik der Konservativen entschieden, und die Liberalen waren bereit, die erste Labour=Regierung zu unterstützen, die, von Ramsay MacDonald geführt, nun die Macht übernahm. Sie war gänzlich vom guten Willen der Liberalen abhängig, und daher war ihr keine lange Dauer bestimmt.

Winston studierte die politische Szenerie und kam zu dem Schluß, daß es nach ungefähr zwanzig Jahren an der Zeit war, sich aus dem Gehege der Liberalen zu lösen. Am 17. Januar 1924 übergab er der Presse einen Brief, mit dem er den Entschluß der Liberalen Partei, einer Minderheitsregierung der Labour=Partei ihre Zustimmung zu geben, sehr streng kritisierte. Nach ihm war die Labour=Partei „von Natur aus zum völligen Umsturz der sozialen und wirtschaftlichen Lebensformen entschlossen und einzig und allein auf diesen Zweck

hin ausgerichtet. Sich vertiefende Streitereien und Tumulte werden die einzigen Folgen der Herrschaft dieser Minderheit sein".

Winston war nun Feuer und Flamme für eine Zusammenarbeit mit den Konservativen. Ein hysterischer, gewalttätiger Antisozialismus war plötzlich einer seiner hervorstechendsten Züge geworden. Während des Krieges hatte er in Dundee zu einer gemeinsamen Anstrengung aufgerufen, den Sieg zu gewinnen. „Zu diesem Zweck", so hatte er erklärt, „muß unsere ganze Nation organisiert, muß sie sozialisiert – wenn Sie dieses Wort gern hören – muß sie kurzum in Form gebracht werden." So sprach er, als man den Krieg gewinnen wollte; warum sollte er vor ähnlichen Methoden, den Frieden zu gewinnen, zurückschrecken? Während einem der Wahlfeldzüge hatte er in Dundee sogar die Verstaatlichung der Eisenbahnen verlangt.

War er denn nicht im letzten Abschnitt des Krieges Munitionsminister gewesen, ein Amt, das geschaffen wurde, um die Rüstungsproduktion zu kontrollieren, zu regulieren und zu steigern, als es der Kriegskoalition wünschenswert erschien, die Privatunternehmen daran zu hindern, während eines nationalen Notstandes Riesengewinne zu machen? Er hatte sich des Unternehmungsgeistes und der Erfolge dieses Ministeriums gerühmt, als er selbst an dessen Spitze stand. Warum sollte er nun eine gemäßigte Regierung der Labour-Partei, geführt von Ramsay MacDonald, mit Schaudern betrachten, da doch die Liberale Partei das Zünglein an der Waage war und die Regierung jederzeit abhalftern konnte, falls diese eine extreme Politik zu verfolgen begann?

Die Konservative Partei hatte sich nicht geändert, seit er sie als „die Partei der zu einem sehr gefährlichen Bündnis zusammengeschlossenen großen Interessentengruppen" bezeichnet hatte. Sie hatte sich in der Zwischenzeit tatsächlich noch weiter in dieser Richtung entwickelt. Was war aus dem großen sozialreformerischen Programm geworden, das Churchill vor 1914 in unzähligen Wahlreden gepriesen hatte? Er hatte vor längerer Zeit eine Auswahl seiner Reden zu diesem Thema unter dem Titel LIBERALISM AND THE SOCIAL PROBLEM in einem Buch zusammengefaßt, zu dem der radikale Journalist H. W. Massingham eine Einführung geschrieben hatte.

Glaubte Winston wirklich, daß die Konservativen sich grundlegend gewandelt hatten und die große Hoffnung der Demokratie geworden waren? Er hatte das Oberhaus attackiert, er hatte seinen beißenden Spott über die Tory-Partei, deren Führer, und alles, was sie tat, ausgegossen. War er wirklich überzeugt, daß diese Partei neu geboren worden war? Oder dachte er nur in den Maximen seiner eigenen politischen Laufbahn und bahnte sich, weil er sehr gut wußte, daß die Labour-Partei und die Sozialisten keinen Platz für

ihn hatten, den Weg in die Konservative Partei zurück, die einzige Partei, die ihm einen Platz im Rampenlicht und Aussichten auf einen neuen Posten bot? Später sollte sich Churchill einmal in einer Zeitung an einer Apologie „Beständigkeit in der Politik" versuchen, in der er auf verschiedene britische Politiker verwies, die ihre Parteien gewechselt hatten, wobei er sogar den Fall des „unglückseligen Ramsay MacDonald" anführte. Nun hatte aber keiner dieser Politiker, die er erwähnte, zweimal in einer Generation einen politischen Purzelbaum geschlagen, keiner hatte das Licht auf der Straße nach Damaskus zweimal gesehen.

Winston hatte sich noch im Dezember 1923 in West Leicester über die Prinzipien des Liberalismus verbreitet, aber schon Mitte Januar 1924 unternahm er verzweifelte Anstrengungen, vom Zentralsekretariat der Konservativen Partei als dessen offizieller Kandidat für die Nachwahlen im Abbey-Bezirk im Wahlkreis Westminster nominiert zu werden; diese Nachwahlen waren nach dem Ableben des konservativen Unterhausmitgliedes, eines Brigadegenerals Nicholson, notwendig geworden. Man hatte Kontakte mit den Leitern der Konservativen Partei aufgenommen und alles schien in bester Ordnung, als die Konservativen in diesem Wahlbezirk alles über den Haufen warfen, indem sie einen Neffen des Verstorbenen nominierten. Winston hatte jedoch den Beistand Balfours, Austen Chamberlains und Lord Birkenheads. Die Unterhausfraktion der Konservativen wollte ihn wieder in ihren Reihen haben, damit er die Labour-Regierung mit seinen hartnäckigen Angriffen verfolgen konnte, doch die Unentwegten im Abbey-Distrikt wollten nicht nachgeben. Winston glaubte immer noch daran, daß ihm dieser Sitz sicher sei. Er gab eine Erklärung heraus, die nach Täuschung roch: „Wäre ich der Ansicht, der derzeitige konservative Kandidat repräsentiere wirklich die diesem Wahlkreis charakteristischen Eigenschaften, hätte ich mich niemals zur Kandidatur gestellt" — welch ein hanebüchener Unsinn!

Winston hatte nur einen Wunsch: er wollte wieder ins Unterhaus. Die Torys in Westminster erzählten überall herum, daß er sich geweigert habe, in die Konservative Partei einzutreten. Er erwiderte: „Ich glaube nicht, daß es recht von mir wäre, mich so zu ändern, nur um mir den Wiedereintritt ins Parlament zu erleichtern." (Einige Monate später tat er diesen Schritt doch, um der offizielle Kandidat der Konservativen für den Wahlkreis Epping zu werden.) „Wenn ich auf ehrliche Weise mit der Konservativen Partei zusammenarbeiten kann", fügte er hinzu, „dann nicht, weil ich meine Haltung geändert habe, sondern weil diese Partei klugerweise und sehr richtig zu einem die Massen ansprechenden, fortschrittlichen Programm zurückgekehrt ist oder dabei ist, dies zu tun."

Dafür gab es auch nicht das geringste Anzeichen. Die Torys waren nicht fortschrittlicher gesinnt als zu der Zeit, da er von ihnen als Leuten gesprochen hatte, die „von Sentimentalität trieften, Patrioten mit imperialistischem Einschlag waren und eine Politik der offenen Hand für den Schatzkanzler, der offenen Tür für die Gastwirte, der teuren Ernährung für die Millionen und der billigen Arbeitskräfte für die Millionäre begünstigten". Das „die Massen ansprechende, fortschrittliche Parteiprogramm" existierte nur in Winstons Phantasie, doch war sein Verhalten ebenso gut geeignet, die Stimmen der Torys zu erhalten wie jedes andere. Da der von den Torys im Abbey=Distrikt Erwählte sich selbst als den konservativen Kandidaten bezeichnete, mußte sich Winston etwas anderes einfallen lassen. „Liberaler Konservativer" klang immer noch widersprüchlich, und „Unabhängiger Konservativer" war auch keine gute Bezeichnung. So kandidierte er als *„Konstitutionalist"*, was alles Mögliche besagen konnte, auf jeden Fall aber höchst patriotisch klang.

Winston war immer der Meinung gewesen, daß eine Wahlkampagne einer Zirkusvorführung gleichen solle, und der Kreis seiner Anhänger reichte von Schwergewichtsboxern über Chorgirls bis zu den Damen des höchst vornehmen Mayfair=Viertels. Da er von der „charaktervollen Haltung" Westminsters tief beeindruckt war, wollte er es mit einer Art Barnum=and=Bailey=Schau versuchen, wurde aber von dem konservativen Kandidaten mit einer Differenz von 43 Stimmen geschlagen. Captain Nicholson zog ins Unterhaus ein und verschwand damit aus der Geschichte, der Ärger Winstons, der auf eine aufsehenerregende, theatralische Rückkehr ins Parlament gehofft hatte, war groß. Das Wahlresultat sah so aus:

Captain Nicholson (Konservativer)	8187	Stimmen
W. Churchill (Konstitutionalist)	8144	Stimmen
F. Brockway (Sozialist)	6156	Stimmen
S. Duckers (Liberaler)	291	Stimmen

Winston mußte also die MacDonald=Regierung nicht von den Frontbänken der Opposition im Unterhaus aus, sondern von außerhalb angreifen. Ein paar Monate später war er der Kandidat des als sicher angesehenen konservativen Unterhaussitzes für Epping.

Als die Labour=Regierung den Abschluß eines Friedensvertrages mit Rußland vorschlug, waren Churchills antisozialistische Reden an Vehemenz kaum mehr zu überbieten. Seine Besorgnisse über das Schicksal der Religion in Rußland stiegen ins Ungemessene. In Epping sagte er, daß es in Rußland ein Verbrechen geworden sei, Kindern unter 15 Jahren eine religiöse Erziehung angedeihen zu lassen; dies also seien die Leute, denen, wie die Labour=Partei sagte,

England 40 Millionen geben sollte, damit sie mit diesen guten Taten fortfahren könnten. Die demokratischen Republiken Frankreich und die USA täten nichts dergleichen, Großbritannien aber solle dieses Geld ausleihen, um bei den blutbeschmierten Tyrannen in Moskau gut Wetter zu machen.

Im September erfreute er die Mitglieder des Schottischen Konservativen Klubs in Edinburgh mit einer blutrünstigen antisowjetischen Ansprache. Er erklärte, daß es den Russen überlassen bleiben müsse, ihre Probleme selbst zu lösen. Großbritannien solle es dem gesunden Verstand seiner Kaufleute überlassen, mit ihnen Handel zu treiben, wenn sich die Gelegenheit dazu biete, es solle aber auf keinen Fall einem Regime besondere Unterstützung gewähren, das seinem Ursprung und seinen Zielen nach verbrecherisch sei und das auf die Zerstörung der Errungenschaften der Zivilisation in der ganzen Welt aus sei. Einen Vertrag wie diesen habe es noch niemals gegeben; warum stehe der Name des Königs nicht darunter? Churchill deutete an, der Umstand, daß der Vertrag die Unterschrift des Königs nicht trug, sei nicht darauf zurückzuführen, daß viele Verwandte des Monarchen von der bolschewistischen Regierung ermordet worden seien, sondern vielmehr darauf, daß man den Schrullen und Launen Moskaus gefällig sein wolle; um die Gefühle der russischen Diktatoren zu schonen, mißachte Großbritannien seine große und verehrungswürdige Verfassung.

Die Wahlen, die der Affäre mit dem Sinovjev-Brief*) folgten, waren eine Sache nach Winstons Herzen; seine große Rednergabe bewies er bei einer Ansprache in Loughton, in der er Ramsay MacDonald vorwarf, sich auf einen Kuhhandel mit den Bolschewisten eingelassen und kameradschaftliche Gefühle für die bösartigen und schmutzigen Schlächter in Moskau gezeigt zu haben: „Ihr Präsidium oder ihre höchste Parteiinstanz schreibt Briefe, um in unseren Regimentern oder unseren Schiffen Zellen des Aufruhrs zu bilden, damit sich auf unseren Straßen und unseren Dörfern ihre Propaganda breitmachen kann. Sie erlassen Anordnungen zur Vorberei-

*) Diesen Brief, dessen sich die Konservativen während des Wahlkampfes im Oktober 1924 mit Nachdruck bedienten, soll Gregor Sinovjev, der Leiter der bolschewistischen Auslandspropaganda, an die britischen Kommunisten geschrieben haben, um sie aufzufordern, sich auf die kommunistische Revolution in England vorzubereiten. Die Konservativen griffen daraufhin die Labour-Partei aufs heftigste an und bezichtigten sie, den Kommunisten einen Freibrief, ja sogar eine Lizenz gegeben zu haben, ihre revolutionäre Propaganda in Großbritannien fortzusetzen. Später wurde der Sinovjev-Brief als Fälschung entlarvt, doch zu der Zeit hatte er der Sache der Labour-Partei bereits gewaltigen Schaden zugefügt und der konservativen Propaganda sehr gute Dienste geleistet, weil es nun leicht fiel, die Labour-Partei in diesen Wahlen zurückzudrängen.

tung blutiger Revolten oder eines Bürgerkrieges, dessen Brände und Metzeleien unser Land verwirren und beflecken sollen. Sie schicken Briefe dieser Art in dieses Land zur gleichen Zeit, da sie mit der britischen Regierung über eine Anleihe verhandeln und noch mehr Geld von uns wollen. Ich muß schon sagen, daß sich so etwas in der Geschichte unseres Landes noch niemals ereignet hat."

Dr. Goebbels hat es auch nicht besser gekonnt.

Schatzkanzler der Torys

Churchills ungestüme antirussische Wahlfeldzüge und seine erbitterten Angriffe auf die Regierung Ramsay MacDonald ließen die Konservativen seine liberale Vergangenheit bald vergessen. Nur Lord Birkenhead kam ihm als Schmähredner gleich, und Birkenhead war ein Graf und Mitglied des Oberhauses, das Churchill ein Kasperltheater genannt hatte.

Birkenhead wandte sich mit einer Botschaft an den Wahlkreis Epping, in der er darauf drängte, daß man Churchill, „den bedeutendsten derzeitigen Unterhausabgeordneten", wieder an die Macht bringen solle. Austen Chamberlain unterstützte Winston, weil „die alten Streitereien zwischen Liberalen und Konservativen der Vergangenheit angehören". Sie alle miteinander waren jetzt Gegner der Sozialisten. Die alte Liberale Partei war so gut wie tot, in den allgemeinen Wahlen von 1924 erhielt sie nur noch 40 Sitze.

Die künstlich durch den Sinovjev-Brief heraufbeschworene Angst, die antibolschewistischen Schaunummern, die völlig bedenkenlose falsche Auslegung des russischen Vertrages — von dem behauptet wurde, er gebe Mördern britisches Geld, während er in Wirklichkeit britischen Grundbesitzern, deren Eigentum in Rußland konfisziert worden war, eine Entschädigung garantierte und der eingegangen wurde, um sowohl den Handel wie normale diplomatische Beziehungen zu Sowjetrußland wiederherzustellen —, all das half dazu, die Panikstimmung am Vorabend der Wahl auf Siedehitze zu bringen. Die Konservativen fanden sich mit einer großen Majorität von 211 Sitzen vor allen anderen Parteien im Unterhaus wieder.

Mit seinen Wahlreden und seinem Toben gegen Bolschewisten und Sozialisten hatte sich Winston den Weg in die Hürde der Torys zurück gebahnt. Er war nun einer ihrer siegreichen Helden, und sein Lohn war der Schatzkanzler-Posten in der Baldwin-Regierung. Dies war die Überraschung des neuen Ministeriums. Man erzählte sich, Baldwin habe beabsichtigt, Winston aufzufordern, Kanzler des Herzogtums Lancaster zu werden, dieser aber habe den Schatzkanzlerposten verlangt. Die älteren Konservativen staunten; so etwas hätte sich unter Bonar Law niemals ereignet. Es war zwar an

der Zeit, daß der verlorene Sohn zurückkehrte, war es aber nötig, daß man ihm als Willkommensgruß gleich die Bewachung des Goldenen Kalbes übertrug?

Man erinnerte sich, daß Winstons Vater, Lord Randolph Churchill, auch Schatzkanzler gewesen war und daß ihn damals die Dezimalstellen in Verlegenheit gebracht hatten — diese „verdammten Pünktchen". Welche Eigenschaften Winston Churchill für dieses Amt qualifizierten, wußte niemand. Hätte er die Admiralität oder das Kriegsministerium übernommen, wäre niemand überrascht gewesen, denn dort wäre er in seinem Element gewesen — aber was hatte Winston denn im Schatzamt zu suchen?

Die Konservativen besaßen nun im Parlament eine überwältigende Mehrheit und konnten tun, was ihnen beliebte. Sie hatten den Wahlkampf damit gewonnen, daß sie die Sozialisten als den Beelzebub hinstellten, und hatten dabei zu jedem Mittel gegriffen, jetzt aber hatten sie keinerlei Konzeption für den Wiederaufbau des Landes. Sie waren nur imstande, die Befehle der wahren Herrscher Großbritanniens auszuführen — der Hochfinanz und des Big Business.

Die Herren der Londoner City wünschten die Rückkehr zum Goldstandard, die Experten des Schatzamtes empfahlen sie ebenfalls, und Winston Churchill entschloß sich automatisch, sie zum Kernstück seines ersten Budgets zu machen. Die schmeichelhafteste Auslegung für seine Entscheidung ist, daß er keine Ahnung von den wirtschaftlichen Konsequenzen seines Entschlusses und dessen verheerenden Folgen für den britischen Handel und die britische Industrie hatte.

Während des Krieges war Großbritannien vom Goldstandard abgegangen, doch diese Entscheidung hatte Winston Churchill damals keine Sorge bereitet. Der Wert des Pfundes war so weit gefallen, daß es nur noch 90 v. H. seines Vorkriegswertes besaß. Die Finanziers der City — Londons Wall Street — waren mit allen Mitteln entschlossen, Londons Stellung als Finanzzentrum der Welt zu erhalten. Die Rückkehr zum Goldstandard lag darum nur in ihrem Interesse, doch der Exporthandel dachte darüber anders. Auch mit dem Kurs des Pfund Sterling von 1924 hatten die Kaufleute Schwierigkeiten, ihre Waren auf den Märkten des europäischen Kontinents zu verkaufen. Mit einem Pfund, das 18 Schilling wert war, wurden ihre Schwierigkeiten bei einer Rückkehr zum Goldstandard vermehrt, denn ihre auswärtigen Kunden würden nun 20 Schilling für Waren zu zahlen haben, die vorher 18 Schilling gekostet hatten. Die Rückkehr zum Goldstandard bedeutete, daß die britischen Exporteure ihre Kunden nur behalten konnten, wenn sie die Preise senkten. Dies hatte wiederum zur Folge, daß die

Exportindustrie ihre Produktionskosten senken mußte; die Kapitalisten wußten nur einen Ausweg dafür — die Senkung der Arbeiterlöhne.

Dies lag keineswegs in der Absicht der Wähler. Die britischen Arbeiter, die den Konservativen im guten Glauben ihre Stimme gegeben hatten, daß diese sie und ihre Kinder vor den „blutdürstigen Bolschewiken" retten könnten, hatten das in völliger Unkenntnis der Tatsache getan, daß ein konservativer Schatzkanzler als allererstes zu finanziellen Maßnahmen greifen werde, die Lohnsenkungen zur Folge haben und damit das Vorspiel zu Jahren der Massenarbeitslosigkeit sein sollten, Jahren unsagbaren Elends für die arbeitende Bevölkerung. Die Sinovjev-Wahl war ein Betrug gewesen, das Volk war getäuscht und in die Irre geführt worden und hatte auf Jahre hinaus die Strafe für seine Ignoranz und seine Dummheit zu zahlen.

Der Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes, der die denkwürdige Warnung niedergeschrieben hatte, daß die wirtschaftlichen Folgen der Reparationspolitik des Vertrages von Versailles aller Wahrscheinlichkeit nach verheerend sein würden, sollte nun verdeutlichen, was möglicherweise „die wirtschaftlichen Folgen Herrn Churchills" sein würden; er tat das in einem brillianten kleinen Pamphlet, dessen Voraussagen auf den Buchstaben genau eintrafen. Er erklärte, daß die Rückkehr zum Goldstandard mit Sicherheit Arbeitslosigkeit und schwere Auseinandersetzungen in der Industrie zur Folge haben werde: „Um damit zu beginnen: es wird schwere Depressionen in der Exportindustrie geben. Das wird an sich nützlich sein, denn es wird eine Atmosphäre schaffen, die für die Herabsetzung der Löhne günstig ist. Die Lebenskosten werden sich um einiges verringern, und das wird ebenfalls dazu beitragen, gute Argumente für eine Herabsetzung der Löhne an die Hand zu geben. Trotzdem werden sich die Lebenshaltungskosten nicht weit genug verringern, und als Folge davon wird die Exportindustrie so lange nicht in der Lage sein, ihre Preise hinreichend zu senken, bis die Löhne, die in den geschützten Industriezweigen gezahlt werden, ebenfalls gesunken sind. Nun werden aber die Löhne in den geschützten Industriezweigen nicht fallen, nur weil es in den ungeschützten Zweigen Arbeitslosigkeit gibt. Deshalb muß auch eine Arbeitslosigkeit in den geschützten Industrien angestrebt werden. Das Mittel dazu werden die Kreditrestriktionen sein. Mit ihrer Hilfe kann man über die Bank von England bewußt die Arbeitslosigkeit in jedem gewünschten Ausmaß steigern, bis eben die Löhne nachgeben. Wenn dieser Prozeß vollendet ist, werden die Lebenshaltungskosten auch gefallen sein, und mit einigem Glück werden wir dort stehen, wo wir am Anfang standen."

Genau das geschah — die ersten Opfer waren die Bergarbeiter. Die Grubenbesitzer, die dem Wettbewerb des Kontinents ausgesetzt waren — einschließlich der deutschen Lieferungen von Reparationskohle, die mit Hilfe des Friedensvertrages erpreßt wurden — waren entschlossen, die Bergarbeiterlöhne zu senken. Keynes stellte die Zusammenhänge sehr klar dar:

„Der Schatzkanzler ist der Meinung, daß die Rückkehr zum Goldstandard ebensowenig wie der Golfstrom für die Zustände im Kohlenbergbau verantwortlich gemacht werden kann. Das ist eine ziemlich alberne Feststellung. Warum sollte den Bergarbeitern ein niedrigerer Lebensstandard zugebilligt werden als anderen Teilen der Arbeiterschaft? Sie mögen faule, unnütze Gesellen sein, die nicht so hart arbeiten, wie sie sollten, aber gibt es irgendeinen Beweis dafür, daß sie fauler oder nichtsnutziger sind als andere Leute? Schon aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit hat man keine Veranlassung, die Löhne der Bergarbeiter zu senken. Diese Männer sind Opfer des Molochs Wirtschaft, der beste Beweis für die weitgehenden Lohnangleichungen, die das Schatzamt und die Bank von England ausgeheckt haben, um die Ungeduld der Mächtigen der City nach Überbrückung der ‚schmalen Kluft' zwischen 4,40 und 4,86 Pfund zu stillen. Diejenigen, die diesen Arbeitern folgen werden, sind das ‚bescheidene Opfer', das immer noch notwendig ist, um die Stabilität des Goldpfundes zu sichern. Das Elend der Bergarbeiter ist die erste, aber nicht — oder wir müßten viel Glück haben — die letzte der wirtschaftlichen Folgen des Herrn Churchill.

Die Grubenbesitzer schlagen vor, daß diese Kluft mit einer Lohnkürzung ohne Rücksicht auf eine Reduzierung der Lebenshaltungskosten, das heißt also mit einer Verminderung des Lebensstandards der Bergarbeiter, überbrückt werden soll. Sie müssen zu diesem Opfer bereit sein, um Schwierigkeiten überwinden zu helfen, für die sie auf keinen Fall verantwortlich zu machen sind und über die sie keine Kontrolle haben. Churchills Verfahren, die Devisenkurse um zehn Prozent zu verbessern, war also ein Verfahren, sämtliche Löhne früher oder später um zwei Schillinge je Pfund zu verkürzen. Was er unter den im vergangenen Frühjahr obwaltenden Umständen tat, rief nur Verwirrung hervor, denn er verpflichtete sich, Löhne wie Geldwert herabzudrücken, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie man das tun könne. Warum handelte er so dumm? Teilweise deshalb, weil er kein instinktives Urteil hat, das ihn vor Fehlern bewahrt, teilweise darum, weil er, da ihm dieses instinktive Urteil fehlt, vom Geschrei der in konventionellen Bahnen denkenden Finanzleute betäubt worden ist, vor allem aber, weil er von seinen Experten schwer in die Irre geführt wurde.

Eine Kreditrestriktion ist ein unerhört mächtiges Instrument, doch dauert es seine Zeit, bis sich Erfolge einstellen, vor allem, wenn man nach einem entgegengesetzten Kurs ruft. Die Politik, die Arbeitslosigkeit bewußt zu steigern, um auf diese Weise Lohnsenkungen zu erpressen, ist bereits zum Teil im Schwange, und die Tragödie unserer Situation liegt darin, daß von dem irrtümlichen Standpunkt aus, der von offizieller Seite angenommen wurde, dieses Verhalten theoretisch gerechtfertigt erscheint. Keine Gruppe der Arbeiterschaft wird bereitwillig unter dem Druck von Arbeitslosigkeit, Streiks und Aussperrungen niedrigere Löhne annehmen; um aber ein solches Ergebnis sicherzustellen, vermehren wir absichtlich die Arbeitslosigkeit."

Die Rückkehr zum Goldstandard war das unvermeidliche Vorspiel zur Aussperrung der Bergarbeiter und zum Generalstreik von 1926. Vor das Ultimatum der Kohlenherren – und damit eine beträchtliche Lohnkürzung – gestellt, wandten sich die Bergarbeiter an die anderen im Trade Union Congress zusammengeschlossenen Gewerkschaften.

Der Generalstreik bot Churchill wiederum eine Gelegenheit, Napoleon zu spielen. Er besichtigte die im Hyde Park aufgefahrenen Milchwagen und wurde Herausgeber der British Gazette, der Zeitung, die die Regierung herausbrachte, als die Drucker in den Streik traten. Die Besitzer der Morning Post, des reaktionärsten der konservativen Blätter, boten der Regierung ihre Druckerei und ihr Haus an, und die Zeitung wurde von Streikbrechern hergestellt. Winstons Biograph Lewis Broad meint: „Ich bezweifle, ob ihm irgendein anderer Zeitungsherausgeber hinsichtlich der Auflagenerhöhung den Rang ablaufen wird. Als das Blatt am 5. Mai zum erstenmal erschien, wurden etwa 230.000 Stück verkauft, als es acht Tage später zum letztenmal herauskam, war die Auflage zehnmal größer." Broad vergißt allerdings zu sagen, daß dies nicht nur auf das Genie des Herausgebers Churchill zurückzuführen war, sondern auch darauf, daß, abgesehen von einem Mitteilungsblatt der streikenden Drucker, außer einer Miniaturausgabe der Times keine Zeitung zu erhalten war.

Zu den jungenhaft ehrgeizigen Bestrebungen Churchills gehörte auch, ein bedeutender Zeitungsherausgeber zu werden. Nun war also die Stunde für einen weiteren aufsehenerregenden Triumph gekommen. Nach Hugh Martin, einem anderen seiner Biographen, „begab er sich in die Redaktion der Morning Post, fest entschlossen, dort seine Pflicht zu tun". Am nächsten Tag erschien die Morning Post unter dem neuen Titel British Gazette, obwohl Format und Stil so ziemlich die gleichen waren. Das Blatt enthielt folgende Ankündigung: „Am Spätabend des gestrigen Tages wur-

den dem Herausgeber wichtige Besucher gemeldet: sein Zimmer betraten der Schatzkanzler (Churchill), Sir Samuel Hoare (später Staatssekretär für Indien) und J. C. Davidson (Haupteinpeitscher der Konservativen) samt einem Gefolge von Regierungsbeamten. Sie waren gekommen, um den Vorschlag zu unterbreiten, die MORNING POST der Verfügungsgewalt von Seiner Majestät Regierung zu unterstellen und in das neue Regierungsblatt, die BRITISH GAZETTE, zu verwandeln. Der Redaktionsstab hieß die Herren dem Vernehmen nach herzlich willkommen."

Acht Tage lang sonnte sich Churchill auf dem Stuhl des Chefredakteurs der BRITISH GAZETTE im neuen Glanz; er war nun der Kopf des Redaktionsstabes der MORNING POST, der gewohnt war, ein scharf antisozialistisches, antigewerkschaftliches, gegen die arbeitende Klasse gerichtetes Blatt herauszugeben und nun die herrlichste Zeit seines Lebens hatte. Winston denunzierte den Gewerkschaftskongreß, die Bergarbeiter und die Labour-Partei als Feinde der Nation. Er unterdrückte deren Ansichten und zitierte ein französisches Blatt, nach dessen Meinung der Streik ein sensationeller Anschlag der Sowjets war.

Ein Friedensmanifest des Erzbischofs von Canterbury wurde nicht veröffentlicht, die GAZETTE brachte verzerrte, höchst einseitig gefärbte Berichte über die Unterhausdebatten, mit Anspielungen auf Abgeordnete wie etwa „Mr. George Lansbury, ein milder Sozialist und ein leidenschaftlicher Schreihals". Lloyd George bezeichnete die Arbeit der GAZETTE in der dem Generalstreik folgenden Unterhausdebatte als „Taktlosigkeit schlimmster Art, in die kitschigen Fetzen eines drittklassigen Journalismus gekleidet".

Der Generalstreik brach zusammen; Churchill triumphierte, und der Hunger zwang die Kumpel, die Arbeit zögernd wieder aufzunehmen. Es war dies eine der längsten und unheilvollsten Arbeitsniederlegungen der britischen Geschichte, während der die Bergarbeiter mit ihren Frauen und Kindern große Not litten. Grimmig und verdrossen fuhren die Männer schließlich wieder in die Gruben ein; Jahre der Armut und der Arbeitslosigkeit lagen vor ihnen. Winston Churchill hatte seinen Krieg gegen die Bergarbeiter gewonnen.

Auch seine größten Bewunderer erheben nicht den Anspruch, daß er ein bedeutender Schatzkanzler gewesen sei; seine Kritiker aber erklären, daß er der schlechteste von allen gewesen sei. Mit seinem ersten Budget gewährte er den großen Steuerzahlern Erleichterungen; die Einkommensteuer wurde von vier Schillingen und sechs Pence auf vier Schillinge je Pfund herabgesetzt.

Hochfinanz und Big Business, die den Wahlfeldzug der Konservativen finanziert hatten, erhielten nun ihre Belohnung. Nicht daß

Big Business zufriedengestellt gewesen wäre. Sir Alfred Mond, der spätere Lord Melchett, Chef des großen Chemie-Konzerns, meinte, das Ganze bedeute nur, daß man Peter beraube, um Paul bezahlen zu können. Obwohl die Einkommensteuer, um die Industrie zu ködern, um 20 Millionen Pfund reduziert wurde, mußten 14 Millionen Pfund als Beitrag zu den Pensionszahlungen ausgegeben werden. Jahre hindurch hatte die Labour-Partei die Zahlung von Witwenpensionen gefordert. In seiner kurzen Amtszeit als Schatzkanzler hatte Philip Snowden die Vorarbeiten dazu geleistet und wenn die Labour-Regierung nicht über dem Rußland-Vertrag zu Fall gekommen wäre, hätten diese Pensionen in ihrem Haushalt für 1925 gestanden.

Churchill übernahm diesen Plan, weil er sich klarmachte, daß dies sein Budget für die reichen Leute fortschrittlicher erscheinen lassen würde und ihm gestattete, als Freund der Witwen zu posieren und den Beifall dafür für die Konservative Partei in Anspruch zu nehmen. Ein anderer charakteristischer Zug seines Budgets war die Wiedereinführung der McKenna-Zölle, die Snowden, ein starrer Freihändler, abgeschafft hatte. Winston setzte sie wieder in Kraft, trotzdem er noch während der Nachwahlen für den Distrikt Westminster Abbey erklärt hatte, daß der Freihandel eine der Grundlagen seiner politischen Überzeugung sei. Was machte das jetzt schon aus? Er war ein Tory-Schatzkanzler in einer Tory-Regierung. Er war darauf vorbereitet, den dicken Brocken der Zolltarife zu schlucken, wie er alle die anderen Glaubenssätze der Torys geschluckt hatte, die er mit solcher Verachtung angegriffen hatte, als er vor dem Krieg einer der Sprecher der Liberalen gewesen war.

Mit seinem nächsten Budget, dem von 1926, plünderte er die Straßenbaufonds: er überwies sieben Millionen Pfund, die die Kraftfahrer in Form von Steuern für den Straßenbau gezahlt hatten, auf den Haushaltstitel für allgemeine Ausgaben. „Zwölf Monate zuvor", so lautete Snowdens Kommentar, „nannte ich das vorhergehende Budget das Budget der reichen Leute. Das neue Budget nenne ich das Budget eines Verschwenders und Bankrotteurs."

Salut für Mussolini

Das Gespenst des Bolschewismus spukte noch immer in Churchills Gehirn, und er beschwor es in nahezu allen seinen Wahlreden. Die russische Regierung war für ihn der Erzfeind, und er beschimpfte sie daher bei jeder passenden Gelegenheit. Während der Wahlen von 1924 war der bärtige Bolschewik mit den blutbefleckten Händen der Schlager der Konservativen gewesen, und Churchill war entschlossen, die Labour-Partei beharrlich als Knecht der Sowjets zu

bezeichnen. Dies war eines der erfolgreichsten Propagandaklischees der Nachkriegszeit gewesen, und Winston hoffte, es noch auf lange hinaus nutzen zu können. In einer für ihn charakteristischen Rede, die er am 20. Juni 1926 im Alexandra-Palast hielt, beschimpfte er die bolschewistische Regierung mit folgenden Worten: „Diese Schurken, die ihr eigenes Land ruiniert haben, strengen sich vergeblich an, unser Land ins Verderben zu stürzen. Wenn die Bolschewisten nur imstande wären, Großbritannien zu vernichten, seinen Wohlstand zu ruinieren, es der Anarchie zu überantworten, die Macht des britischen Weltreiches zu zertrümmern, dann würde der Weg frei sein für ein allgemeines Gemetzel, gefolgt von einer weltweiten Tyrannei, deren Haupt sie sein würden und aus der sie den meisten Gewinn ziehen würden. Das aber wird ihnen niemals gelingen. Sie haben gedacht, daß dasselbe Geschwätz, mit dem sie ihre Muschiks betört haben, auch den Briten genügen werde. Sie sind stets darauf vorbereitet, eines Morgens zu erwachen, um zu vernehmen, daß wir eben dabei sind, uns gegenseitig die Hälse durchzuschneiden. Sie haben ihre Provokateure, ihre dummen Mietlinge und Verbündeten auch in unserem Lande, aber sie werden eine Enttäuschung erleben. Die Regierung Seiner Majestät kennt ihre Ziele und Methoden sehr genau. Die sozialistischen Abgeordneten im Unterhaus bemühen sich nach Kräften, zu beweisen, daß die Sowjetregierung keineswegs Geld zur Unterstützung des Generalstreiks gespendet hat. Was aber sind die Tatsachen? Die russische Außenhandelsorganisation, die Dritte Internationale und die russischen Gewerkschaften sind alle miteinander Hilfsorganisationen der russischen Kommunistischen Partei, deren Zentralkommitee ganz Rußland allein lenkt und kontrolliert. Dies ist das wirkliche russische Kabinett, das alle diese Marionetten an seinen Drähten tanzen läßt, es allein setzt diese diabolische Maschinerie in Bewegung und gibt ihr die Richtung – überall in der Welt. Wenn man die Hand kennt, die die Pistole hält, was interessiert es, welcher Finger auf den Abzug drückt? Unsere Regierung gibt sich keinen Illusionen hin. Ich habe des öfteren eine Frage, eine völlig berechtigte Frage gehört: ‚Warum lassen Sie diese Leute im Lande? Warum werfen Sie sie nicht hinaus?'

Ich versichere Ihnen, daß es mich mit höchster Genugtuung erfüllen würde, wenn man sie hinauswerfen würde. Ich hoffe, daß ich noch den Tag erleben werde, an dem wir entweder eine zivilisierte Regierung in Rußland haben werden, oder an dem wir aufhören, freundliche Beziehungen zu Männern vorzutäuschen, die auf nichts anderes aus sind, als uns zu überwältigen.

Zeigt dies alles nicht, welcher Torheit sich Lloyd George schuldig machte, als er diese russischen Intriganten in unsere Mitte brachte?

Das war einer dieser fatalen Schritte, die seine Laufbahn beendeten. Ich habe mein bestes getan, ihm davon abzuraten.

Wir können es uns aber nicht leisten, daß unsere politischen Grundsätze auf unzulässige Weise von unseren Gefühlen ins Wanken gebracht werden. Wir sind nach sorgfältigen Untersuchungen zu dem Schluß gekommen, daß die derzeitige Situation es noch nicht geraten erscheinen läßt, Schritte zum Abbruch der Unterhandlungen und Beziehungen zu tun."

Sogar der Daily Exrpess war der Meinung, daß Winston zu weit gegangen war und bemerkte am 21. Juni 1926, daß „eine solche Sprache von seiten jeder anderen fremden Regierung einen Protest zur Folge haben würde".

Drei Tage nach dieser Rede veröffentlichte die Regierung ein Blaubuch, das sich auf Dokumente stützte, die neun Monate zuvor während einer polizeilichen Durchsuchung des Hauptquartiers der englischen Kommunistischen Partei beschlagnahmt worden waren. Lloyd George beklagte sich in einer wutschäumenden Rede über diese neuerliche „Bloßstellung der Bolschewisten". „Handelswerte, die in die Millionen gehen", rief er aus, „34 Millionen Pfund im letzten Jahr — und es werden mehr sein, wenn wir so viel Holz und andere Waren von Rußland kaufen, wie wir wünschen — ein Handel, der von Jahr zu Jahr wächst, wird für diese elende Mißgeburt von einem Blaubuch weggeworfen."

Im erstaunlichen Gegensatz zu diesem erbitterten Bolschewistenhaß, dem sich Churchill ergab, stand seine servile Bewunderung Mussolinis. Er hatte die Bolschewiken Diktatoren geschimpft, aber war nicht auch Mussolini ein Diktator? Hatte dieser Mann nicht dadurch, daß er die demokratischen Institutionen Italiens zerstörte, die Macht an sich gerissen? Hatten seine Faschisten etwa nicht ihre politischen Gegner niedergeprügelt und ermordet?

Trotz all dem machte Churchill kein Geheimnis aus seiner warmen und aufrichtigen Bewunderung für Mussolini und dessen Methoden. Hier ging er Hand in Hand mit bedeutenden Amerikanern, wie etwa Nicholas Murray Butler, der erklärte, daß Mussolini wahrscheinlich der größte Staatsmann des 20. Jahrhunderts sei, und Owen D. Young, der in den Depressionsjahren versicherte, daß die USA einen Mussolini zur Lösung ihrer wirtschaftlichen und politischen Probleme bräuchten. Hitler sollte später in seinem Buch Mein Kampf dem „großen Mann jenseits der Alpen" seinen Tribut entrichten, aber Churchill tat das vor ihm. Mussolini war der erste der faschistischen Gewaltherrscher, und hätte er in Italien keinen Erfolg gehabt, wäre Hitler kaum in der Lage gewesen, seine kopierten und verbesserten Methoden in Deutschland anzuwenden.

Im Januar 1927 stattete Churchill Mussolini in Rom einen Höflichkeitsbesuch ab und wurde von dem italienischen Diktator herzlich willkommen geheißen; dessen Presse zollte Winston überschwengliches Lob und räumte den Schilderungen seines Buches viele Spalten ein. Nachdem Winston eine Woche lang von Mussolini gefeiert worden war, schilderte er der Presse die Eindrücke, die er von den Errungenschaften seines Freundes hatte. Die TIMES vom 21. Januar 1927 berichtet darüber: „Bevor Mr. Churchill heute nach London abreiste, empfing er Vertreter der italienischen und ausländischen Presse. Er informierte sie davon, daß er — ein ehemaliger Journalist — Fragen und Antworten vorbereitet habe, die ihnen wahrscheinlich sehr viel helfen würden und daß ein Abzug davon jedermann zur Verfügung stünde. Das folgende ist ein Auszug seiner eigenen Worte über die Eindrücke, die er während seines eine Woche dauernden Besuches in Italien gesammelt hatte:

‚Sie werden mich natürlich über die Gespräche befragen, die ich mit italienischen Staatsmännern, vorzugsweise mit Herrn Mussolini und dem Grafen Volpi, hatte. Diese Gespräche waren rein privater und allgemeiner Art. Es ist ein Vorteil des modernen Europa, daß sich Männer des öffentlichen Lebens in verschiedenen Ländern auf einer freundschaftlichen und gesellschaftlichen Basis finden können, um sich ein Urteil voneinander zu bilden. Auf diese Weise wird der Argwohn zwischen den Völkern zum Verschwinden gebracht und ist es möglich, offene und vertrauensvolle Beziehungen aufzunehmen. Es ist mir wie so vielen anderen Leuten gegangen: ich wurde von Herrn Mussolinis aufrichtiger und bescheidener Art, von seiner kühlen und distanzierten Haltung im Angesicht so vieler Erschwernisse und Gefahren gefangengenommen. Jedermann kann sehen, daß dieser Mann nur an das denkt, was seiner Überzeugung nach dem italienischen Volk zum dauernden Vorteil gereicht.

Ich bin mir gewiß, daß ich keinen Vertrauensbruch begehe, wenn ich berichte, daß ein großer Teil meiner Gespräche mit Herrn Mussolini und dem Grafen Volpi der wirtschaftlichen Lage der italienischen Lohnempfänger galt ... Ich freute mich, zu vernehmen und es anhand von Tatsachen und Zahlen bewiesen zu sehen, daß man in dieser Hinsicht von einer sich von Monat zu Monat in entscheidendem Maße steigernden Verbesserung sprechen kann.

Ich habe sehr viel von Ihrem neuen Korporations-Gesetz gehört, das, wie man mir berichtete, 20 Millionen tatkräftiger Bürger direkt an den Staat bindet und diesen verpflichtet, ein sehr großes Maß an Verantwortung für diese Leute und die von ihnen Abhängigen zu übernehmen. Ein solches Phänomen ist von größtem Interesse, seine Auswirkungen werden in jedem Land genau beobachtet. Im Angesicht eines solchen, vom Volk mit größter Bereitwilligkeit auf-

genommenen Systems ist es ziemlich absurd, zu behaupten, daß die italienische Regierung keine Grundlage im Volke habe oder daß dieses ihr nicht tatkräftig zur Seite stehe.

Wäre ich ein Italiener, ich bin mir sicher, daß ich aus ganzem Herzen Ihren so erfolgreichen Kampf gegen die bestialischen Gelüste und Leidenschaften des Leninismus mit ausgefochten hätte. Wir Engländer haben diese Gefahr allerdings nicht in einer solch *tödlichen Art zu bekämpfen gehabt.* Wir haben unsere Methoden, mit diesen Dingen fertig zu werden, doch daß es uns gelingen wird, den Kommunismus zu packen und ihm den Atem abzudrehen, dessen bin ich mir gewiß.

Ich möchte jedoch noch einiges über die internationalen Aspekte des Faschismus sagen, einer Bewegung, die der gesamten Welt einen großen Dienst erwiesen hat. Die Führer einer Demokratie oder der arbeitenden Bevölkerung müssen stets befürchten, daß ihre Haltung von jemandem, der radikaler ist als sie, unterminiert oder überboten wird. Es scheint so, als sei eine beständige Bewegung nach links, ein unvermeidliches Rutschen dem Abgrund zu, das Charakteristikum aller Revolutionen. Italien hat bewiesen, daß es eine Möglichkeit des Kampfes gegen alle subversiven Kräfte gibt, die *die Masse eines Volkes, wenn sie gut geführt wird, einigt,* so daß diese die Grundsätze der Zivilisation in Ehren hält und zu verteidigen bereit ist. Italien hat das heiß ersehnte Gegenmittel gegen das russische Gift gefunden, und nun wird keine große Nation mehr ohne einen sehr wirkungsvollen Schutz gegen diesen fressenden Krebs sein; die sich ihrer Verantwortung bewußten Arbeiterführer jedes Landes sollten begreifen, daß sie nunmehr beim Widerstand gegen gleichmacherische, rücksichtslos angewandte Doktrinen auf einem festeren Boden stehen. Die meisten Bürger jedes Volkes lieben ihr Vaterland und sind stolz auf seine Flagge und seine Geschichte. Sie betrachten diese Dinge nicht als unvereinbar mit einer fortschrittlichen Haltung zu den Problemen der sozialen Gerechtigkeit und der Erneuerung des wirtschaftlichen Gefüges.'"

Am Schluß seiner Ansprache bezog sich Churchill auf die europäische Politik der britischen Regierung, die seiner Meinung nach darauf ausgehen sollte, „daß Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland zusammenarbeiten sollten, um Europa zu erneuern und die Wunden des Krieges zu heilen".

Die TIMES fügte am nächsten Tage hinzu: „Mr. Churchills Abschiedsbotschaft hat in allen faschistischen Zeitungen begeisterte Kommentare ausgelöst; man spricht von ihr als einem der wichtigsten Urteile, die jemals ein fremder Staatsmann über den Faschismus abgegeben hat und drückt seine Zuversicht darüber aus,

daß sie die Meinung der Welt über den Faschismus sehr günstig beeinflussen wird.

Mr. Churchill wird vor allem dazu beglückwünscht, daß er den wahren Geist der faschistischen Bewegung verstanden hat, ein Verständnis, an dem es so viele andere Beobachter des Faschismus hatten angeblich fehlen lassen."

Die Geschichte hat jetzt nicht nur enthüllt, wie Mussolinis politische Laufbahn begann, sondern auch, wie sie endete. Niemand glaubt jetzt mehr daran, daß Mussolini Italien gerettet hat. Seine Außenpolitik, die ursprünglich darauf hinzielte, die nach dem Ersten Weltkrieg geschlossenen niederträchtigen Friedensverträge zu revidieren und einen Viermächtepakt gegen den Bolschewismus zustande zu bringen, hat letzten Endes den Italienern die Katastrophe und die Niederlage im Kriege eingebracht. Mit Rücksicht auf die historische Wahrheit sollte aber deutlich gesagt werden, daß die stupide, kriegslüsterne Politik Stanley Baldwins und Anthony Edens, die Italien während des Abessinienkrieges Sanktionen unterwarf, die sich weigerte, ernsthaft darüber zu verhandeln und Mussolinis konstruktiven Viermächtepakt zurückwies, der wahrscheinlich noch staatsmännischer gedacht war als der Locarno-Vertrag, den Duce bewogen hat, die Achse Rom-Berlin mit zu schmieden und den Pakt mit Hitler zu schließen.

Churchills Bewunderung für Mussolini war nicht nur eine vorübergehende Zuneigung. Noch am 26. September 1935 sprach er von dem Duce als „diesem großen Mann und weisen Herrscher". Sein bemerkenswertester Tribut war aber wohl die Feststellung, daß die Welt Mussolini dafür dankbar sein sollte, daß er sie vor dem „schändlichen Affentheater des Bolschewismus" gerettet habe.

Es ist interessant, festzustellen, daß Churchill im ersten, 1948 erschienenen Band seiner Erinnerungen über den Zweiten Weltkrieg zum Fall Mussolini folgendes bemerkt: „Während der Gefreite Hitler sich der deutschen Offizierskaste in München damit nützlich machte, daß er Soldaten und Arbeiter zu wildem Haß gegen Juden und Kommunisten anstachelte, die er beide für Deutschlands Niederlage verantwortlich machte, brachte ein anderer Abenteurer, Benito Mussolini, Italien eine neue Regierungsform; er berief sich darauf, daß sie das italienische Volk vor dem Kommunismus retten werde, doch brachte sie ihm selbst die unbeschränkte Macht ein. War der Faschismus eine Folge des Kommunismus, so entwickelte sich der Nazismus aus dem Faschismus. Auf diese Weise kamen diese beiden einander verwandten Bewegungen zustande, die bestimmt waren, die Welt noch viel schlimmerem Hader zu überantworten, von dem niemand behaupten kann, daß er mit ihrer Vernichtung erloschen sei."

Niemand vermag diesen Sätzen zu entnehmen, daß Churchill 1927 Rom besucht und Mussolini versichert hatte, daß dieser „der ganzen Welt einen Dienst erwiesen habe". Churchill vermied in seinen Kriegserinnerungen sorgfältig jeden Hinweis auf diesen Besuch und seine Lobsprüche für Mussolini.

Als Mussolini am 29. April 1945 auf bestialische Weise ermordet und sein Körper mit dem Kopf nach unten in Mailand aufgehängt worden war, wo ihn der italienische Pöbel bespuckte und mit Unrat bewarf, hörte man nichts davon, daß Churchill einige Zähren über das schmähliche Ende seines „großen und guten Freundes" vergoß. Im Gegenteil: er verkündete die Nachricht, indem er in sein Eßzimmer eilte und seinen Gästen zurief: „Ah, das blutige Vieh ist tot!" Er sandte auch nicht, als der Frieden gekommen war und eine solche Handlung durchaus erlaubt gewesen wäre und von gutem Geschmack gezeugt hätte, Mussolinis Witwe ein Beileidsschreiben, um ihr sein Bedauern darüber auszudrücken, daß ein „so großer Staatsmann" die Stätte seines Wirkens auf so schimpfliche Art habe verlassen müssen. Churchills Worte und Taten aus der Zeit von Mussolinis Tod lassen einen bitteren Rückschluß auf das Maß seiner ideologischen Standhaftigkeit, auf sein Gefühl für Fairness und seinen Edelmut zu.

Die wichtigste Lehre, die man aus dieser Episode ziehen muß, ist die, daß Churchill auch nicht die Spur einer ideologischen Konzeption besaß, von der aus er einen Krieg gegen Mussolini beginnen und durchkämpfen konnte. Wenn er nach 1935 seine Zuneigung für den Duce verlor, dann wohl nur darum, weil dieser auf eine recht zahme Weise den britischen Imperialismus mit seinem räuberischen Einfall in Abessinien herausforderte. Italienische Gelehrte haben übrigens den Beweis dafür erbracht, daß im Frühjahr 1940, als eine französisch-britische Niederlage unvermeidlich erschien, Churchill Mussolinis Eintritt in den Krieg begünstigte, damit dieser bei den Friedensverhandlungen auf Hitler einen mäßigenden Einfluß ausübe und daß er auch vorschlug, Mussolini möge seine militärischen Anstrengungen auf Griechenland und den Balkan richten.

Der Alpdruck Indien

Die Baldwin-Regierung blieb fünf Jahre am Ruder, und Churchill blieb während dieser Zeit Schatzkanzler. Wahltricks mögen die Massen dazu veranlassen, konservative Regierungen wieder an die Macht zu bringen, aber diese Regierungen enthüllen, sobald sie das erreicht haben, bald, welchem Zweck sie dienen: sie sind den Großgrundbesitzern und Großkapitalisten untertan und befolgen gehor-

sam die Befehle der Hochfinanz und des Big Business. Kaum sind die Wahlen vorbei, beginnt das Volk zu begreifen, was es angerichtet hat und wie man es getäuscht hat. Zwischen 1924 und 1929 bezahlten die arbeitenden Schichten den vollen Preis für die Herrschaft der Torys. Die Kürzung der Bergarbeiterlöhne schadete auch den Arbeitern anderer Industriezweige. Dies waren die Jahre chronischer Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit, in denen eine Million Menschen stempeln gehen mußte oder auf die Armenunterstützung angewiesen war.

Als die Baldwin-Regierung sich 1929 den Wählern wieder stellte, wurden die Konservativen besiegt; Labour war wieder die stärkste Partei, und die Liberalen, obwohl noch schwächer geworden, waren noch immer das Zünglein an der Waage und stimmten einer Labour-Regierung zu. Ramsay MacDonald wurde zum zweitenmal Ministerpräsident. In Epping sank Churchills Majorität von 9763 auf 4967 Stimmen; der Exkommunist Newbold gewann 6472, Winstons liberaler Gegenkandidat 19.005 Stimmen. In einem ehrlichen Kampf hätte Churchill wahrscheinlich seinen Unterhaussitz verloren. Es war ihm bestimmt, zehn Jahre nicht in der Regierung zu sitzen und auch in Opposition zur Konservativen Partei zu stehen.

Indien war die erste Streitfrage, in der Churchill eine eigene Haltung einnahm. Er wurde Sprecher und Schaustück der reaktionären Konservativen des rechten Flügels, die wünschten, daß der britische Imperialismus Indien weiter in seinen Klauen halte und die sich allen Konzessionen an den Indischen Nationalkongreß und Gandhi widersetzten. War jemals so etwas wie ein echter Liberalismus in Churchills geistiger Haltung zu bemerken gewesen, dann gab es dafür kein Zeichen mehr, als man der Regierung nahelegte, es sei an der Zeit, dem Verlangen Indiens nach Unabhängigkeit nachzugeben.

Lord Irwin, ein konservativ gesinnter Vizekönig, war zu Konzessionen an Indien geneigt, aber Churchill bezeichnete seine Politik als „mißgeleitetes Wohlwollen". Er weigerte sich, auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, daß man „das schönste und kostbarste Juwel der Königskrone wegwerfe, das mehr als alle unsere anderen Dominien und Kolonien Ruhm und Stärke des britischen Imperiums begründete".

Winston war stets imstande, diese Art Schuljungen-Rhetorik in jeder gewünschten Länge zu produzieren, und die Kontroversen um das Indien-Gesetz boten ihm jede nur denkbare Möglichkeit dazu. Die bloße Erwähnung des Wortes Gandhi genügte bereits, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand. „Die Wahrheit ist", erzählte er im Cannon Street-Hotel Erzreaktionären, „daß der Gandhismus und alles, was dafür einsteht, früher oder später angepackt und nieder-

gerungen werden muß. Es ist Unsinn, zu versuchen, einen Tiger damit zu sättigen, daß man ihm Katzenfleisch vorsetzt . . . Der Verlust Indiens würde den Einsturz des britischen Imperiums einleiten und vollenden. Dieser große Organismus würde mit einem einzigen Streich aus dem vollen Leben hinüber in die Vergessenheit wandern. Aus einer solchen Katastrophe gäbe es aber kein Erwachen mehr."

Churchill geriet hier mit Baldwin aneinander und verließ ostentativ das konservative Schattenkabinett; auch im Unterhaus hatte er einen Zusammenstoß mit Baldwin, doch dieser hatte die Mehrheit der Konservativen Partei hinter sich. Eine Versammlung von Kaufleuten im Constitution Club verschaffte Winston eine Zuhörerschaft nach seinem Geschmack. Mit weit ausholendem Schwung der Arme rief er aus: „Sehen Sie, was geschieht, wenn man auf einen schlüpfrigen Hang gerät, wenn die Konservative Partei, statt die Hand an die Bremse zu legen, den Fuß auf den Gashebel drückt! Gandhi hat mit seiner tiefen Kenntnis indischen Wesens, mit der Kleidung, die er trug — oder die er nicht trug —, mit der Art und Weise, wie ihm im Palast des Vizekönigs die Speisen vorgesetzt wurden, absichtlich — und auf eine Art, von der er wußte, daß jeder Inder ihr Beifall spenden würde — die Vertreter des Königs beschimpft.

Das sind im Osten keine Belanglosigkeiten, und darum ist unsere Macht, Frieden und Ordnung unter den Volksmassen Indiens aufrecht zu erhalten, in bedenklicher Weise geschwächt worden. Das ist aber erst der Anfang, dies sind erst die ersten Stöße des Wirbelsturmes. Gandhi ist entschlossen — und die, die hinter und durch ihn arbeiten, sind es noch mehr —, die gesamte Einfuhr aus Großbritannien, auf jeden Fall aber die aus Lancashire, zum Stillstand zu bringen, was das Ende für Lancashire bedeuten würde. Wenn Sie nicht willens sind, Ihre Rechte und Interessen in Indien zu verteidigen, wird man Ihnen auch den letzten Rest Ihres Besitzes rauben und Sie mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagen."

Dies war eine gute Rede für Kaufleute, die an nichts anderes dachten als an ihre Anteile an indischen Gesellschaften, aber sogar auf den Frontsitzen der Konservativen im Unterhaus war man der Ansicht, daß solche Ansichten veraltet seien. Churchills Reden über den Untergang der britischen Herrschaft in Indien waren während der Beratungen über die India-Bill so zahlreich, daß sie langsam ermüdeten. In einer letzten Schmährede wiederholte Winston alle seine theatralischen Prophezeiungen über den drohenden Zusammenbruch der britischen Herrschaft in Indien. Ihm folgte Leo Amery, ebenfalls ein Erzimperialist, mit einem Stich in Winstons rhetorische Seifenblase. „Hier endet das letzte Kapitel des Buches Jeremiae" lautete sein Kommentar dazu.

Während einer großen Demonstration in der Albert Hall beschrieb Churchill das Indien-Gesetz als „einen schauerlichen Akt der Selbstverstümmelung, das alle Völker dieser Erde in Erstaunen versetzen wird". „Ich bin gegen diese Ergebung in Gandhis Willen", erklärte er. „Ich bin ein Gegner dieser Verhandlungen und Vereinbarungen zwischen Lord Irwin und Mr. Gandhi. Gandhi ist für die Austreibung der Briten aus Indien, er ist dafür, daß die Herrschaft der Brahmanen die der Briten ersetzt. Sie werden nie imstande sein, mit Gandhi zu Übereinkünften zu kommen." Als Churchill so aufgeregt über Indien sprach, nahmen in seinen Reden für diese Zeit die Brahmanen den Platz der Bolschewisten ein. Alles, was gut in Indien war, führte er auf die Ergebnisse der britischen Herrschaft zurück: „Hier haben Sie nahezu 350 Millionen Menschen, die auf eine Höhe der Zivilisation, des Friedens, der Ordnung, Hygiene und des Fortschrittes weit über all das hinaus geführt worden sind, was sie möglicherweise selbst erreicht haben könnten. Diese erstaunliche Tatsache ist das Verdienst der Führungskunst und der Autorität von ein paar tausend britischen Beamten, die dem Parlament verantwortlich sind und die seit Generationen Indiens Entwicklung gelenkt haben. Wenn ihre Autorität gemindert oder zerstört werden sollte, wird die gesamte Leistung dieser Behörden — Verteidigung, Verwaltung, Medizin, Hygiene, Justiz, Eisenbahnen, Bewässerung, Öffentliche Arbeiten und Schutz gegen die Hungersnöte —, von der die Völker Indiens für ihre Kultur und ihren Fortschritt abhängig sind, mit ihnen zugrundegehen, und das Land wird sehr schnell wieder der Barbarei und den Entbehrungen des Mittelalters verfallen.

Indien aufzugeben, um es der Herrschaft der Brahmanen zu überlassen, wäre ein Akt grausamer, verbrecherischer Fahrlässigkeit — eine Schande für jeden, der dafür verantwortlich wäre.

Die Kluft zwischen Hindus und Moslims ist unüberbrückbar. Über beide hat bis heute die unparteiische Herrschaft Großbritanniens ihr mildes Zepter gezwungen."

Churchill sagte voraus, daß die Hindus von den Moslim geknechtet werden würden, falls Großbritannien seine Armee aus Indien zurückzöge: „Die Brahmanen wissen sehr gut, daß sie sich gegen die Moslim nicht selbst verteidigen können. Zu den vielen Tugenden der Hindus gehört jedenfalls nicht die, ein Volk von Kämpfern zu sein. Ganz Südindien wird von Stämmen bevölkert, die aller Sorge und Beachtung wert sind, die aber unfähig sind, sich selbst zu verteidigen. Nur im Norden gedeihen die kriegerischen Stämme. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dem Abzug der Briten aus Indien, zu dem Mr. Gandhi rät und den Mr. Nehru verlangt, zuerst ein Kampf im Norden und dann die Rückeroberung des Südens durch

den Norden und die Unterjochung der Hindus durch die Moslim folgen würden."

Er sah jedes Unglück, jedes Übel unter der Sonne dem Rückzug der britischen Soldaten aus Indien folgen. Zu seinem größten Entsetzen hatte er in der TIMES folgende Sätze gelesen: „... von dem Gelichter reicher Kaufleute in Bombay, den Spinnerei-Millionären, die sich ihre Schätze auf dem Rücken der Schwerarbeiter verdient haben, die Mr. Gandhi, den Heiligen, den Rechtsanwalt, Lord Irwins teuren Kollegen und Kameraden, zu sich berufen haben. Was tun sie dort, diese Leute, und was tut er in ihren Häusern? Sie schmieden Pläne, damit dem größten Bluff, dem größten Betrug die schlimmste Zügellosigkeit, Nepotismus und Servilität folgen; Durchstechereien und Korruption in jeglicher Form werden die Mägde der Brahmanenherrschaft sein."

Winston sollte jedoch lange genug leben, um zu sehen, daß seine schlimmsten Befürchtungen wegen der Auflösung der Ordnung in Indien nicht Wirklichkeit wurden. Allerdings: dadurch, daß er den Eintritt Großbritanniens in den Zweiten Weltkrieg förderte und darauf bestand, daß der Kampf fortgesetzt wurde, nachdem am 22. Juni 1941 der deutsche Angriff auf Rußland begonnen hatte, ist Churchills Politik mehr als die irgendeines anderen Mannes dafür verantwortlich zu machen, daß das britische Weltreich so geschwächt wurde, daß man Indien die Selbständigkeit zugestehen mußte und daß die „strahlendste Perle des Empires" verlorenging. Churchill hat während des Krieges geäußert, daß er nicht darum der erste Minister seines Königs geworden sei, um das britische Weltreich zu liquidieren, aber gerade das hat seine Außenpolitik nach 1938 bewirkt.

Churchill hatte in seiner Opposition zur India-Bill die Geschehnisse in Indien derart dramatisiert, daß das Unterhaus aufhörte, seine Brandreden allzu ernst zu nehmen. Diese Reden waren zu sehr für die rückwärtigen Reihen der konservativen Fraktion bestimmt, und sogar die Reaktionäre wurden seiner übertriebenen Rhetorik müde.

Immer mehr betrachtete man Winston als einsamen Wolf oder als malerisches Überbleibsel aus den längst vergangenen Zeiten der Kämpfe zwischen Liberalen und Torys, als einen politischen Wirrkopf ohne ernste Prinzipien, einen parlamentarischen Karrieremacher, dessen große Tage vorüber waren. Die Führer der Konservativen lachten über seine Suada, sie bestaunten seinen Redefluß und seine meisterliche Beherrschung des politischen Kuhhandels, sie schätzten ihn als guten Unterhalter. Er hatte manche guten Freunde, doch wenige Kameraden, und diese Freunde spendeten zwar der Agilität des Clowns von Westminster Beifall, sahen in ihm aber keinen Mann mit gesundem Urteil, auf dessen Führungsgabe man sich verlassen konnte.

Als sich nach der Wirtschaftskrise im Jahre 1931 die nationale Koalition formierte, gehörte Winston dem neuen Kabinett nicht an. MacDonald wünschte ihn ganz bestimmt nicht dort zu sehen, noch tat das Baldwin; er war für die Regierung draußen im Lande von zweifelhaftem Wert und würde im Parlament eine Plage sein; daher wurde er übergangen. Er galt als überzählig und nahm zögernd die Pose eines in glänzender Vereinsamung lebenden älteren Staatsmannes an, willens, seinen Rat und seine Dienste in jeder politischen Krise anzubieten. Er zögerte nicht, Baldwin daran zu erinnern, daß dieser die Verantwortung für das Auseinanderbrechen der Lloyd-George-Koalition trug, „und daß es daher sicherlich überraschen muß, ihn als Vorkämpfer einer Koalition wiederzufinden".

Dieser „ehrenwerte Baldwin" war aber nicht so naiv, wie er aussah. Er war sich kaum im Zweifel darüber, welche Art von Koalition das sein und welcher Mann ihr Anführer werden würde. Ramsay MacDonald war kein Lloyd George und hatte die Salons, in denen die Torys ihre Spinnennetze woben, mit sehr viel weniger Selbstvertrauen aufgesucht als die Fliege des bekannten Sprichwortes. Von ihm waren Unannehmlichkeiten nicht zu erwarten; er hatte seine sozialistischen Brücken hinter sich verbrannt. Die Konservativen durften es sich leisten, ihn die Rolle des patriotischen Schaustückes der nationalen Regierung spielen zu lassen, bis die Zeit kam, da er von der Bühne verschwinden mußte. Ramsay MacDonald und Philip Snowden waren für die allgemeinen Wahlen von Wert, dann aber waren die Konservativen gewillt, offen in Erscheinung zu treten und die Kontrolle über den Staat zu übernehmen.

Auf diese Weise wurde die große britische Demokratie wiederum zum Narren gehalten. Winston erhöhte seine Mehrheit in den Wahlen von 1931 auf 12.786 Stimmen, doch wurde es ihm nicht gestattet, dem Haus Downing Street 10 oder Whitehall allzu nahe zu kommen.

In Deutschland kam im Januar 1933 Hitler an die Macht.

Ein König dankt ab

Churchills aufsehenerregendster Zusammenstoß mit Baldwin ereignete sich jedoch während der Debatte über die Probleme, die bei der Abdankung König Eduards VII. zutage traten. Als der junge König im Jahre 1911 in Carnarvon Castle als Prinz von Wales investiert wurde, war Winston Churchill in Ausübung seiner Pflichten als Innenminister anwesend gewesen; in den dazwischenliegenden Jahren hatte er, als er Minister gewesen war, den Prinzen häufig getroffen. Die Kunde von den Beziehungen König Eduards zu Frau Simpson erreichte am 1. Dezember 1936 zum erstenmal die Öffentlichkeit.

Die britische Presse hatte zu diesen Dingen geschwiegen, die in Amerika und anderen Teilen der Welt schon längst bekannt waren — nämlich, daß König Eduard, der im darauffolgenden Jahre gekrönt werden sollte, von einer Amerikanerin betört worden war, die, bereits einmal geschieden, bald danach von Mr. Ernest Simpson geschieden werden sollte. Die amerikanische Wochenzeitschrift TIME hatte der Affäre in ihren Spalten viel Platz eingeräumt, desgleichen die Sensationspresse in den USA. Mrs. Simpson war sehr oft mit dem König zusammen gewesen und sogar nach Balmoral eingeladen worden.

Dieser Sachverhalt wurde dem britischen Volk nach einer Rede Dr. Blunts, des Bischofs von Bradford, in der dieser den König kritisiert hatte, eröffnet. Der König hatte seinem Ministerpräsidenten Baldwin mitgeteilt, daß er beabsichtige, Mrs. Simpson zu heiraten, und hatte damit eine Verfassungskrise heraufbeschworen. Die Hofkreise waren völlig verwirrt, der Erzbischof von Canterbury war außerordentlich beunruhigt; er bekam schon bei dem Gedanken daran, daß eine Amerikanerin, die bereits zwei Ehemänner gehabt hatte, einmal Königin von England werden sollte, einen Schüttelfrost.

Der König stand offenkundig unter dem Eindruck, daß er Baldwin und dem Erzbischof die Stirn bieten und Mrs. Simpson heiraten konnte; er scheint sogar gemeint zu haben, daß, falls es Mrs. Simpson nicht gestattet werden würde, Königin von England zu werden, das Parlament ein Gesetz annehmen werde, das eine morganatische Ehe legalisierte.

Daß er sich einer solchen Täuschung hingeben konnte, ist leicht verständlich. Er war als Prinz von Wales sehr volkstümlich gewesen, er war die am meisten gelobte und im ganzen Lande herumgereichte Persönlichkeit gewesen. Die Presse und die BBC hatten den jungen König in ihren Bemühungen, die Monarchie volkstümlich zu machen, beinahe zu einem Halbgott emporgelobt. Im ganzen Land war er von begeisterten Volksmengen als Nationalheld begrüßt worden; sogar in den Bergwerksdörfern in Südwales und anderen sozialistischen Festungen hatte man ihn mit Beifall aufgenommen. Auf seinen Reisen war er immer wieder von großen Menschenansammlungen im Triumph begrüßt worden. Als Prinz hatte sich Eduard an diese Dinge bereits gewöhnt, und seitdem er König war, hatte sich dies alles zu einem gewaltigen Crescendo der Anbetung gesteigert.

Jede nur mögliche Methode der Publizistik war angewendet worden, um der britischen Öffentlichkeit den Glauben zu suggerieren, daß Eduard wahrscheinlich der wunderbarste König sei, der England je beschieden war. Er war in allen nur erdenklichen Uniformen

photographiert worden, er war überall gewesen und hatte alles gesehen und wurde seinem Volke als der vielseitigste, begabteste und demokratischste Monarch präsentiert. Er war für diese Aufgabe erzogen worden, er war die Verkörperung all dessen, was forsch und ritterlich erschien — er war genau der richtige Mann, Herrscher eines mächtigen Reiches zu sein. Wer waren denn Baldwin und der Erzbischof von Canterbury, daß sie ihm ihren Willen aufzwingen und Einwendungen gegen die Frau erheben wollten, die er zu seiner Gattin machen wollte.

Hätte sich Eduard für irgendeine, noch so unbedeutende ausländische Prinzessin entschieden, hätte jedermann gesagt, daß er genau das Richtige getan habe, und alle hätten miteinander gewetteifert, vor ihm zu kriechen und ihm zu schmeicheln. Warum also konnte er nicht die Frau seiner Wahl heiraten, auch wenn sie eine Amerikanerin und zweimal geschieden war? Tat er nicht genug für sein Land, indem er sich allen diesen lästigen Konventionen unterwarf, unzählige Funktionen ausübte, alle Dokumente unterzeichnete, alle möglichen Uniformen anlegte, stets das Richtige zur richtigen Zeit tat, und lächelte, lächelte, lächelte — für Oberbürgermeister, Bürgermeister, für Ratsherren und deren Frauen, wobei er stets so tun mußte, als sei er überaus erfreut und entzückt. Warum ließen sie ihn nicht mit seiner Wally glücklich werden, die lebendiger, verständiger und energischer war als die gesamte königliche Familie und diese Prinzessinnen, die ihn zu Tode langweilten?

Eduard hatte nicht den Wunsch, abzudanken und war entschlossen, seine Pflichten als König zu erfüllen. Wenn man Wally schon nicht als Königin haben wollte, warum konnte das Parlament sich nicht seinem Wunsche beugen und mit einem Gesetz seine morganatische Ehe sanktionieren? Dies war Eduards Standpunkt, und er glaubte, im Lande populär genug zu sein, um, wenn es darauf ankam, Mr. Baldwin und dem Erzbischof höflich bedeuten zu können, sie möchten sich zum Teufel scheren.

Er unterschätzte jedoch Stanley Baldwin, den sturen, in Konventionen befangenen Stockengländer, der noch an die viktorianische Moral glaubte und fest entschlossen war, nicht vor dieser Wally Simpson das Knie zu beugen und sie im Buckingham-Palast schalten und walten und dem König schlechte Ratschläge geben zu sehen. Überdies: wenn der König in dieser Angelegenheit seinen Willen durchsetzte, welche Folgen würde dies für die Zukunft der britischen Monarchie haben? Würde das nicht deren Prestige sehr beeinträchtigen? Wenn aber die Monarchie der Nichtachtung verfiel, würde das nicht die britische Verfassung gefährden, das feste Bollwerk gegen die Revolution, und all das, für das die Konservative Partei einstand?

Daher war Baldwin verstockt und unnachgiebig und stärkte dem Erzbischof von Canterbury den Rücken. Es war die Pflicht des Premierministers, dem König seinen Rat anzubieten, und dieser Rat hieß, daß die Regierung nicht willens war, ein Gesetz zur Sanktionierung einer morganatischen Ehe einzubringen und daß der König abdanken mußte, falls er auf seinem Willen bestand, Mrs. Simpson zu heiraten.

Das war nicht der Rat, den der König zu hören wünschte. Er legte Baldwin nahe, auch den Rat Winston Churchills einzuholen. Es wurde berichtet, daß der Premierminister keine Einwendungen erhob; er muß aber sehr erstaunt gewesen sein, denn Churchill war nicht Führer einer Partei und galt nicht als verantwortlicher älterer Staatsmann. Diese Entwicklung war nicht geeignet, Baldwin von seiner einmal eingeschlagenen Linie abzubringen, sondern machte ihn noch entschlossener als je zuvor und bereit, die Ärmel aufzurollen und sich Winston Churchills zu entledigen, falls dies sich als notwendig erweisen sollte.

Nachdem Baldwin im Unterhaus seine Erklärung verlesen hatte, mischte sich Churchill ein und bat den Premierminister, dem Haus die Zusicherung zu geben, daß kein unwiderruflicher Schritt unternommen werde, bevor vor dem Parlament eine formelle Erklärung abgegeben worden war. Es sah so aus, als wolle Winston versuchen, im trüben Wasser zu fischen. Am nächsten Tage gab er vor der Presse eine eindrucksvolle Erklärung ab. Sie lautete: „Ich plädiere für Zeit und Geduld. Die Nation muß sich über das Wesen dieses Verfassungskonfliktes klar werden. Fraglos gibt es keinen Konflikt zwischen dem König und dem Parlament. Dieses wurde in keiner Weise zu Rate gezogen, noch wurde ihm gestattet, irgendeine Meinung zu äußern. Die Frage, die sich hier stellt, ist, ob der König auf den Rat des obersten Ministers hin abdanken muß. Seitdem es ein Parlament gibt, ist niemals einem König ein solcher Rat gegeben worden.

Hier liegt auch nicht der Fall vor, daß sich zwischen dem Souverän und seinen Ministern Schwierigkeiten hinsichtlich einer bestimmten Maßnahme erhoben haben. Schwierigkeiten solcher Art könnten sicherlich mit Hilfe normaler Vorkehrungen im Parlament oder durch dessen Auflösung gemeistert werden.

Wir haben uns hier mit dem ausdrücklichen Wunsch des Souveräns auseinanderzusetzen, einen Akt zu vollziehen, der unter keinen Umständen im Verlauf der nächsten fünf Monate und aus den verschiedensten Gründen möglicherweise niemals vollzogen werden kann.

Daß auf einer solchen hypothetischen Voraussetzung aufbauend das höchste Opfer der Abdankung und möglicherweise sogar ein

Exil des Souveräns gefordert werden könnte, findet in der gesamten britischen Verfassung nicht die geringste Begründung. Das Ministerium hat die Autorität, die Abdankung des Souveräns anzuraten. Nur folgenschwerste Vorgänge im Parlament würden zwingen, diese Forderung in einer solch entscheidenden Form zu stellen. Das Kabinett hat nicht das Recht, diese Frage zu präjudizieren, ohne sich nicht vorher mit allen Mitteln des Willens des Parlamentes versichert zu haben. Dies könnte möglicherweise durch Botschaften des Souveräns an beide Häuser des Parlaments und Adressen beider Häuser nach pflichtgemäßer Beurteilung dieser Botschaften erreicht werden. Eine sofortige Abdankung des Souveräns unter den derzeitigen Bedingungen würde die in der Verfassung verankerte Stellung der Monarchie in einer Weise schädigen, die unermeßliche Folgen und die schmerzlichsten Konsequenzen für diese Institution selbst wie für den derzeitigen Träger der Krone hätte.

Das Parlament würde auch seine Pflichten völlig verkennen, falls es gestatten würde, daß dieses Ereignis als Folge einer Abdankungserklärung auf den Rat der Minister hin eintritt, ohne daß nicht alle Vorkehrungen dagegen getroffen wurden, daß dieser Vorgang sich nicht mit derselben, unheimlich anmutenden Leichtigkeit in nicht allzu ferner Zukunft unter denselben Bedingungen wiederholt. Es liegt daher auf der Hand, daß Zeit für eine Verfassungsdebatte gewonnen werden muß.

Die nächste Frage lautet: Was hat der König getan? Wenn es wahr ist, was angedeutet wird, daß er seinen Ministern vorgeschlagen hat, ein Gesetz einzubringen, auf dessen Vorlage sie nicht vorbereitet sind, dann müßte den Ministern geantwortet werden, daß sie nicht die Abdankung zu wünschen, sondern sich zu weigern haben, den Willen des Königs auszuführen; seine Vollmachten müßten in diesem Falle außer Kraft gesetzt werden.

Wenn der König sich weigert, den Rat seiner Minister anzunehmen, haben sie selbstverständlich das Recht und die Freiheit, abzudanken. Sie haben aber auf keinen Fall das Recht, ihn zu drängen, ihren Rat anzunehmen, bevor sie nicht die Zusicherung des Führers der Opposition in Händen haben, daß er im Falle ihres Rücktrittes keine neue Regierung bilden und den König damit mit einem Ultimatum konfrontieren würde. Dies ist ein weiterer Grund, Zeit und Geduld zu fordern. Warum sollte denn nicht Zeit gewonnen werden? Es ist Tatsache, daß der König jene Absicht, der sich die Minister widersetzen, nicht vor Ende April ausführen kann (das endgültige Urteil in Mrs. Simpsons Scheidungsklage wird vor diesem Monat nicht verkündet werden), und dieser Umstand nimmt der Sache ihre Dringlichkeit.

Es mag da einige Unzuträglichkeiten geben, doch unterscheiden sie sich völlig von den schweren, von mir geschilderten Problemen für die Verfassung.

Die Rücksicht auf die Nation wie das Imperium fordern, daß, bevor ein so folgenschwerer Schritt wie die Forderung nach Abdankung unternommen wird, nicht nur die konstitutionellen Positionen vom Parlament neu ausgelegt werden sollten, sondern daß jede Möglichkeit ausgeschöpft wird, die eine bessere Lösung erhoffen läßt.

An letzter, jedoch nicht an unwichtigster Stelle stehen menschliche Überlegungen. Der König war für viele Wochen der stärksten moralischen und geistigen Belastung ausgesetzt, die einem Mann aufgebürdet werden kann. Er wurde nicht nur unvermeidlich der heftigsten Beanspruchung seiner Pflichten für das Gemeinwohl unterworfen, sondern auch der Qual seiner innersten Gefühle.

Sicherlich sollte ihm, wenn er um Zeit zum Überdenken des Ratschlages seiner Minister bittet, diese Zeit nicht verweigert werden, gerade jetzt, da die ganze Angelegenheit ihrem Kulminationspunkt zugetrieben ist.

Wie auch diese Angelegenheit ausgehen mag, sie trägt den Keim zu einer Katastrophe in sich und ist untrennbar mit Schwierigkeiten verquickt. Alle diese schlimmen Aspekte werden jedoch über jedes erträgliche Maß hinaus verschärft, wenn nicht die Minister wie die Nation äußerste Ritterlichkeit und äußerstes Mitgefühl gegen einen begabten und beliebten König beweisen, der zwischen seinen privaten und öffentlichen Bindungen zwischen seiner Liebe und und seiner Pflicht für sein Volk zerrieben zu werden droht.

Die Kirchen predigen Duldsamkeit und glauben an die Wirksamkeit des Gebetes. Sicherlich darf ihr Einfluß einer Zeit zur Besinnung nicht im Wege stehen. Ich bitte, ja ich flehe darum, daß diese Zeit, nachzudenken und Toleranz zu üben, nicht verweigert wird. Der König hat kein Mittel, sich direkt an sein Parlament oder sein Volk zu wenden. Zwischen ihm und diesen beiden stehen kraft ihres Amtes die Minister der Krone. Wenn sie es für ihre Pflicht halten, ihre Macht und ihren Einfluß gegen ihn zu kehren, muß er trotzdem schweigen. Um so sorgfältiger müssen sie darauf bedacht sein, nicht Richter in eigener Sache zu sein; sie müssen loyale und christliche Duldsamkeit auch dann beweisen, wenn ihnen das einiges politisches Unbehagen bereitet.

Wenn eine Abdankung zu hastig erzwungen würde, würde die damit begangene Gewalttat ihren Schatten auf viele noch im Schoß der Zukunft liegenden Kapitel der Geschichte des britischen Reiches werfen."

Vieles in diesem verständigen und humanen Appell sprach die öffentliche Meinung an, und Winston wartete die Wirkung ab.

Vom rein konstitutionellen Standpunkt aus lag sehr viel Logik in seinen Argumenten. Es gab keinen Vorgang dieser Art, in der Verfassung fand sich kein Hinweis darauf, daß ein englischer König je zuvor beabsichtigt hatte, eine zweimal geschiedene Amerikanerin zu heiraten. Diese Könige hatten Geliebte und illegitime Kinder gehabt, doch war dies nicht ungesetzlich und im Sinne der Verfassung unrechtmäßig gewesen. Hätte sich König Eduard entschlossen, Mrs. Simpson zu seiner Geliebten zu machen, hätten wahrscheinlich weder der Premierminister noch der Erzbischof von Canterbury gewagt, dies öffentlich zu erwähnen; man hätte sich schweigend darüber verständigt, daß dieser Skandal vertuscht werden mußte.

Winstons Verlangen nach Zeit zum Nachdenken sprach den Sinn des Volkes für Fairneß an, und seine Forderung nach christlicher Nachsicht und Gebet war deutlich an den Erzbischof von Canterbury gerichtet, der entschlossen schien, den König vom Throne zu jagen.

Man möchte gerne wissen, welche Haltung Churchill eingenommen hätte, wäre er — was er später wurde — Premierminister gewesen. Seine Darlegungen beweisen eindeutig, daß er der Sache des Königs zugeneigt war. Vermutlich hat er gedacht, daß die Abdankung Eduards und seine Ersetzung durch Georg die Fundamente des Weltreiches, ja der ganzen Zivilisation erschüttern würde. Winston hat es immer verstanden, Gespenster heraufzubeschwören, um einer Situation gerecht zu werden, und sein Hinweis auf die vorgeschlagene Abdankung als auf eine „Gewalttat, die ihre Schatten auf die noch im Schoße der Zukunft liegenden Kapitel der Geschichte des britischen Reiches werfen“ würde, war eine dieser Beschwörungen. Seine Prophezeiung, daß die Abdankung „der konstitutionellen Stellung der Monarchie einen Schaden zufügen würde, der unermeßlich ist und imstande sein dürfte, verderbenbringend für diese Institution selbst zu werden“ war ein Versuch, der Nation Angst einzujagen, auch wenn Baldwin und der Erzbischof nichts dergleichen empfanden. Die Abdankungsaffäre bewies, daß ein König ebenso leicht den Laufpaß erhalten konnte wie ein Klempner; im Gegensatz zu diesem hatte er jedoch keine Gewerkschaft, die ihn schützte.

Hätte Winstons Bitte nach Zeit und Gebet Erfolg gehabt, hätte sich durchaus eine Pressekampagne zugunsten des Königs entspinnen können, denn weder von Baldwin wie von Erzbischof Lang konnte man auch bei einiger Einbildung behaupten, daß sie sehr volkstümlich seien. Vielleicht machten die beiden sich klar, daß es darum um so besser sei, je eher die Abdankung vorbei und vergessen war.

Am Donnerstag, dem 7. Dezember, veröffentlichte der Premierminister eine vorsichtig abgefaßte Erklärung, in der er bekanntgab, daß der König dabei sei, einen Entschluß über die von ihm einzu-

schlagende Haltung zu fassen und in der er sich weitere Fragen energisch verbat. Winston erhob sich trotzdem im Unterhaus, um seine Forderung zu wiederholen, daß kein unwiderruflicher Schritt unternommen werden solle, bevor nicht vor dem Parlament eine formelle Erklärung verlesen worden sei. Von allen Seiten des Hauses erschollen daraufhin laute Rufe wie „Nein!" und „Setzen Sie sich!" Die Haltung des Hauses war so deutlich, daß Churchill, der nicht leicht zu verblüffen war, so erstaunt war, daß er nichts tun konnte, als nachzugeben.

Die Sieger waren Baldwin und der Erzbischof. Die Welt hörte über das Radio, daß der König abgedankt hatte, und vernahm sein dramatisches, pathetisches Lebewohl. Der Sprecher des Unterhauses verkündete die Botschaft am 10. Dezember, ohne daß das Parlament in dieser Sache irgend etwas zu sagen gehabt hätte. Der Verkündung folgte eine kurze Debatte, während der Churchill folgende kurze Rede hielt: „Nichts ist gewisser oder offenkundiger, als daß gegenseitige Beschuldigungen und Kontroversen zu dieser Zeit nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich und falsch sind. Was getan worden ist oder noch getan werden muß, gehört der Geschichte an und sollte ihr, soweit dies mich betrifft, überlassen bleiben. Ich möchte daher nur zwei Bemerkungen machen.

Die erste lautet: Aus dem, was uns heute nachmittag hier berichtet worden ist, ergibt sich deutlich, daß es zwischen dem König und seinen Ministern oder zwischen dem König und dem Parlament niemals einen Streit über die Verfassung gegeben hat. Das Supremat des Parlamentes über die Krone, die Pflicht des Souveräns, in Übereinstimmung mit dem Rat seiner Minister zu handeln — keine dieser Bestimmungen war jemals in Frage gestellt. Ich wage sogar zu sagen, daß sich kein Souverän jemals enger an die Verfassung gehalten hat als der gegenwärtige König. Es steht fest, daß er dem Frieden und der Stärke seines Reiches ein Opfer dargebracht hat, das weit über das hinausgeht, das Gesetz und Verfassung von ihm forderten.

Meine zweite Bemerkung lautet: Ich habe stets und immer um Zeit gebeten; jedermann konnte sehen, wie schlimm eine in die Länge gezogene Kontroverse gewesen wäre. Auf der anderen Seite war es meiner Meinung nach unsere Pflicht, dieses Übel zu ertragen, sogar für den Preis schweren Ungemachs, falls irgendeine Hoffnung bestand, daß die Zeit eine Lösung bringen konnte.

Ob es eine solche Hoffnung gegeben hat oder nicht, ist ein Geheimnis, das jetzt unmöglich zu lösen ist. Zeitgewinn war auch von einem anderen Stundpunkt aus wichtig. Es war ausschlaggebend, daß es, falls der König zur Abdankung gedrängt worden sein sollte, keinen Raum für Verleumdungen geben durfte. Ich glaube, daß diese

Entscheidung, wäre sie in der letzten Woche getroffen worden, keinesfalls als nicht überstürzt hätte bezeichnet werden können, soweit der König selbst damit befaßt war. Nun aber akzeptiere ich aus ganzem Herzen die vom Premierminister gegebene Erklärung, daß die in dieser Woche getroffene Entscheidung von Seiner Majestät frei, freiwillig und spontan getroffen wurde und seinen Absichten voll entsprach. Da ich über diese Dinge bekanntermaßen eine Meinung gehabt habe, die von der anderer Mitglieder dieses Hauses abwich, hielt ich es für meine Pflicht, diese Dinge klarzustellen. Das ist alles, was ich zu der diskutierbaren Seite dieser Angelegenheit zu sagen habe, doch hoffe ich, daß mich das Haus noch ein oder zwei Minuten anhört. Es war vor über einem Vierteljahrhundert meine Pflicht als Innenminister, neben Seiner Majestät zu stehen und während seiner Investitur als Prinz von Wales von den sonnenbestrahlten Zinnen von Carnarvon Castle seine Namen und Titel zu verkünden; seitdem hat er mir im Frieden wie im Kriege stets die ihm eigene Freundlichkeit erwiesen, ja mich sogar, wie mir scheinen möchte, mit seiner Freundschaft geehrt. Ich wäre sehr beschämt gewesen, hätte ich – ein unabhängiger Mann ohne offizielle Stellung – nicht jedes vor dem Gesetz vertretbare Mittel gesucht, sei es auch das unscheinbarste, um diesem Mann den Thron seiner Väter zu erhalten, den er erst vor kurzem, begleitet von den Segenswünschen unseres ganzen Volkes, bestiegen hat.

Dieser Prinz besaß bedeutende Anlagen – Mut, Bescheidenheit, Mitgefühl und vor allem Aufrichtigkeit –, seltene und kostbare Eigenschaften, die seine Herrschaft zu einer der ruhmreichsten in den Annalen dieser alten Monarchie gemacht hätten. Es ist das Schmerzlichste an dieser Tragödie, daß gerade diese Tugenden, die er auch in seinem Privatleben geübt hat, zu diesem schmerzlichen und bitteren Ausklang geführt haben. Obwohl nun alle unsere Hoffnungen dahingeschwunden sind, möchte ich doch versichern, daß dieser Mann nicht ruhmlos verschwinden wird, sondern daß man seiner nicht zuletzt in den Häusern seiner ärmeren Untertanen gedenken wird und daß deren tiefste Wünsche seinem privaten Frieden und seinem innersten Glück gelten werden – und dem Glück derer, die seinem Herzen nahestehen.

Ich habe noch ein Wort zu sagen, und ich sage es vor allem denen, die hier versammelt sind und denen, die draußen vor den Türen stehen – ich unterschätze ihre Zahl keineswegs –, denen, die von diesen Ereignissen zutiefst betroffen sind. Dunkle Wolken türmen sich über unserem Weg. Wir können es uns nicht leisten – wir haben kein Recht dazu –, zurückzublicken. Wir müssen nach vorne sehen, wir müssen den Mahnungen des Premierministers folgen und nach vorne sehen. Je nachdrücklicher jemand ein Fürsprecher

des monarchischen Prinzips ist, desto eifriger muß er nun darangehen, die Macht des Königtumes zu festigen und damit dem Nachfolger Seiner Majestät die Stärke zu geben, die nur aus der Liebe einer geeinten Nation, eines geeinten Reiches kommen kann."

Das war ein geschickter parlamentarischer Schachzug, ein tapferer Versuch, einen schnellen Rückzug zu decken. Winston wußte genau so gut wie alle anderen, daß die Erklärung, der vom König getroffene Entschluß sei „ein freier, freiwilliger und spontaner Entschluß" gewesen, in Wirklichkeit nichts als Schönfärberei war.

Eduard ging, doch Winstons düstere Vorahnungen wurden nicht Wirklichkeit: die britische Verfassung wurde nicht unterminiert, die Monarchie wurde stärker und stärker, die Erde drehte sich weiter um ihre Achse, und am 25. Dezember 1936 hatte sich die Nation so weit erholt, daß sie sich des Weihnachtsfestes freuen konnte.

Winston jedoch hatte, wenn auch aus gesunden ethischen und logischen Überlegungen, den falschen politischen Weg eingeschlagen. Seine Gefolgschaft, die dabei war, sich um ein Beträchtliches zu vermehren, hatte sich wieder um ein Beträchtliches vermindert. Baldwin und der Erzbischof, die beide meisterhaft auf dem Klavier der viktorianischen Traditionen gespielt hatten, waren stärker als er gewesen.

Lobgesang für Hitler

Da er jetzt ohne Amt war, hatte Churchill mehr Muße zum Schreiben und übergab daher der Presse regelmäßig Artikel aus seiner Feder. Viele davon sind interessant, vor allem darum, weil sie die Geistesverfassung dieses Mannes zeigen. Ein Beispiel dafür sind seine Studien über seine Zeitgenossen, die später in dem Buch Great Contemporaries veröffentlicht wurden. Sie sind in der für Churchill typischen wohllautenden Prosa geschrieben, durchsetzt mit unzähligen Adjektiven, die nicht wegen ihrer Bedeutung gewählt wurden, sondern darum, weil sie gut klingen. Das interessanteste dieser Essays war im Licht kommender Ereignisse das über Hitler.

Winstons extravagante Lobeshymne auf Mussolini ist bereits behandelt worden. Welches waren nun — im Jahre 1935 — seine Eindrücke von Hitler? Das, was Mussolini das höchste Lob Churchills eingetragen hatte, war sein erfolgreicher Feldzug gegen den Kommunismus in Italien gewesen. Wäre er ein Italiener, so hatte Churchill Mussolini versichert, wäre er von der ersten Stunde an an seiner Seite gewesen.

Churchill ging nicht nach Deutschland wie Lloyd George, um mit Hitler zusammenzutreffen. Dieser war ein Deutscher und kein Italiener, und Churchill hatte während des Ersten Weltkrieges genug

von den Deutschen gesehen, um zu wissen, welch gefährliche Gegner sie waren. Ohne Zögern spendete er der faschistischen Idee, soweit sie Italien betraf, uneingeschränkten Beifall; als sie sich aber über Deutschland verbreitete, und zwar in Form eines kriegerischen Wiedererwachens des deutschen Nationalismus, dessen Ziel es war, den Vertrag von Versailles ungeschehen zu machen und Niederlagen des Ersten Weltkrieges in das Gegenteil zu verwandeln, war das etwas anderes. Hätte sich Hitler darauf beschränkt, den Heiligen Krieg gegen Rußland zu predigen, hätte Churchill aus Gründen der Logik nicht mit ihm in Streit geraten können, denn er war ein ebenso erbitterter Antibolschewist wie Hitler, Goebbels oder irgend einer aus der Schule der Verfasser antirussischer Hetzschriften oder der politischen Propagandisten, die nicht müde wurden, das rote Gespenst an die Wand zu malen. Winston war von allem Anfang an ein Meister dieser Propaganda gewesen, lange bevor die Russen oder die übrigen Europäer etwas von Goebbels gehört hatten. Bereits in seiner Denkschrift für Lloyd George vom März 1920 hatte er die Theorie entwickelt, daß Deutschland als Bollwerk gegen den Bolschewismus dienen müsse.

Im gleichen Jahre schrieb er an Llyod George: „Sie sollten Frankreich bedeuten, daß wir bereit sind, mit ihm ein Defensivbündnis gegen Deutschland zu schließen, wenn es — aber nur unter dieser Bedingung — seine Haltung gegen Deutschland ändert und eine britische Politik der Hilfe und Freundschaft für Deutschland loyal zu der seinen macht." Er glaubte nicht, daß „eine echte Harmonie zwischen dem Bolschewismus und unserer derzeitigen Zivilisation möglich ist". „Deutschland aber", so schrieb er weiter, „kann möglicherweise gerettet werden" — er meinte natürlich gerettet vor dem Sozialismus und dem Kommunismus.

Hitler war aber nicht nur ein Antikommunist, er war auch ein Feind der Franzosen und ebenso der Siegermächte von Versailles, wenn auch nicht — wenigstens nicht vor 1941 — ein Feind der Briten. Aus diesem Grunde hatte sich Churchill im Jahre 1935 noch kein rechtes Bild von Hitler gemacht. Im ersten Abschnitt seiner Abhandlung „Hitler und seine Gefolgschaft" schrieb er: „Obwohl eine politische Aktion vorausgegangene schlechte Taten keineswegs ungeschehen machen kann, ist die Geschichte doch reich an Beispielen von Männern, die mit Hilfe dunkler, Abscheu erregender, ja sogar entsetzlicher Taten zur Macht gekommen sind, aber, wenn man ihr Leben in seiner Gesamtheit betrachtet, trotzdem als große Gestalten gelten dürfen, deren Leben die Geschichte der Menschheit bereichert hat. Ein solcher Mann könnte Hitler sein."

Er war sich nicht klar darüber, wohin Hitler Deutschland führen werde, konnte aber nicht umhin, diesen „Gefreiten, einen früheren

Anstreichergesellen" zu bewundern, der darangegangen war, „alles wiederzugewinnen". „In den fünfzehn Jahren", schrieb Churchill, „die diesem Entschluß gefolgt sind, ist es ihm gelungen, Deutschland wieder zu einer Großmacht in Europa zu machen; er hat aber nicht nur seinem Volk diese Stellung wiedererrungen, er hat in beträchtlichem Maße sogar die Ergebnisse des Großen Krieges in ihr Gegenteil verkehrt . . . Die Besiegten sind drauf und dran, die Sieger zu werden und die Sieger die Besiegten . . . Was man auch über die Erfolge denken mag, sie gehören doch zu den bemerkenswertesten der gesamten Weltgeschichte."

Churchill war stets ein Anbeter des Erfolges gewesen, sei es in der Politik oder im Krieg, und Hitlers Erfolg war sicherlich aufsehenerregend genug. Welches waren die Ursachen dafür? Churchill fuhr fort: „Hitlers Erfolg, ja sogar sein Fortbestand als politische Potenz, wären unmöglich gewesen ohne die Lethargie und Torheit der französischen und britischen Regierung seit dem Krieg und vor allem in den letzten drei Jahren."

Das waren die Jahre gewesen, in denen Churchill nicht im Kabinett saß. Während der kritischen Nachkriegsperiode war er aber fünf Jahre Schatzkanzler, und es gibt keinen Beweis dafür, daß er während dieser Zeit tatkräftig versucht hat, die Haltung der britischen Regierung gegen Deutschland zu beeinflussen und die Übel zu heilen, die Hitler dann für seine Zwecke nutzte. Er war damals viel zu sehr mit seinen Redefeldzügen gegen Rußland beschäftigt. Churchill fährt fort: „Lange Zeit gaben sich die Franzosen der lächerlichen Illusion hin, von den Deutschen ins Uferlose Entschädigungen erpressen zu können, um sich für die Kriegszerstörungen schadlos zu halten. Nicht nur von den Franzosen, sondern auch von den Briten wurden Reparationszahlungen gutgeheißen (nebenbei gesagt war Churchill ein prominentes Mitglied der Regierung, die diese Zahlungen guthieß), die in keinem Verhältnis zu dem Geschehenen standen oder den Reichtum des einen Staates auf einen anderen übertragen konnten."

All dies hatte vor über dreißig Jahren Norman Angell in seinem Buch GREAT ILLUSION klar dargelegt und zur Zeit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages J. M. Keynes in seinem Werk ECONOMIC CONSEQUENCES OF THE PEACE. Churchill war mit seinen Erkenntnissen also sehr spät daran, und ganz bestimmt trug er für viele dieser Jahre als Mitglied einer britischen Regierung die Verantwortung für diese Dinge mit.

Nach Churchill war die britische Außenpolitik in all den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg ständig in die Irre gegangen, aber ausgenommen eines kurzen Abschnittes im Jahre 1924 und von 1929 bis 1931 waren die Konservativen am Ruder gewesen. In den Jah-

ren, in denen eine Labour-Regierung amtierte, hatte man versucht, eine bessere Politik zu verfolgen, die auf eine Wiedergutmachung der in Versailles begangenen Irrtümer hinzielte. Von Winston kam in dieser Zeit keine Hilfe, er war im Gegenteil nur bestrebt, diese Regierung aus der Macht zu drängen.

Churchill fährt fort, die groben Fehler der britischen und französischen Regierungen, die Hitler halfen, seine Nazi-Bewegung aufzubauen, zu beschreiben und sagt dazu: „Wegen dieser Reibungen wurde lediglich erreicht, daß die Alliierten zwar den Deutschen etwa eine Milliarde Pfund an Vermögenswerten entzogen, die USA und in geringerem Maße Großbritannien Deutschland zur gleichen Zeit über zwei Milliarden Pfund liehen. (Man könnte hinzufügen, daß Deutschland einiges von diesem Geld Rußland lieh, als Churchill eine russische Anleihe mit Nachdruck bekämpfte.) Obwohl die Alliierten ihren Reichtum nach Deutschland hineinpumpten, um dieses wieder aufzubauen und sein Industriepotential wieder zum Leben zu erwecken, war der einzige Erfolg, der erzielt wurde, die Zunahme an Ressentiments und der Verlust dieser Gelder. Trotzdem Deutschland beträchtlichen Nutzen aus den ihm gewährten Anleihen zog, gewann die Hitlerbewegung jede Woche mehr an Macht, weil man sich über die Einmischung der Alliierten ärgerte."

All das, was Churchill 1935 sagte, *nachdem* Hitler Deutschlands Diktator geworden war, hatten weitblickende britische Staatsmänner während der fünfzehn Jahre gesagt, in denen man diese nun geschmähte Politik verfolgt hatte.

Wo, so könnte man fragen, war Churchill in diesen Jahren gewesen? Hatte er jemals seine Stimme gegen die Raparationen erhoben, als er Schatzkanzler in Baldwins Kabinett gewesen war? Hatte er jemals gegen die „Lethargie und Torheit der französischen und britischen Regierungen in den Jahren seit dem Krieg" protestiert? War er nicht eines der führenden Mitglieder dieser Regierung gewesen? E. D. Morel hatte, als er Churchills Gegner im Wahlkreis Dundee gewesen war, vor den unvermeidlichen Folgen einer auf dem Versailler Vertrag beruhenden Politik gewarnt. Damals war ihm Churchill als der entschiedenste Befürworter dieser Politik entgegengetreten.

„Wenig wurde getan, um die Kränkungen der Verträge von Versailles und Trianon zu lindern", schrieb Churchill 1935 bei dem Versuch, zu erklären, warum Hitler imstande gewesen war, die Macht in Deutschland zu erringen. J. M. Keynes hatte sechzehn Jahre zuvor diese historische Warnung in seinem oben genannten Buch niedergeschrieben. Wenn Churchill dieses Buch gelesen hat, hat er dessen Schlußfolgerungen doch nicht in aller Öffentlichkeit

zu den seinen gemacht. Eine der politischen Folgen des Friedens war Hitler, und Churchill gibt zu, daß dessen Erfolg und sein Fortbestand als politische Potenz der „Lethargie und Torheit der britischen Regierung" zuzuschreiben war. Ein konservativer Außenminister, Sir Austen Chamberbain, hatte in Genf Stresemann die Zugeständnisse verweigert, von denen dieser sagte, daß er mit ihnen „dieser Generation den Frieden hätte gewinnen können". Dies war die Politik der Konservativen gewesen und während dieser Zeit war Churchill Schatzkanzler. Die Beschuldigungen der Torheit und der Lethargie, die er jetzt gegen die britischen Nachkriegsregierungen erhob, trafen unweigerlich auf ihn selbst zu.

Hat Churchill in all diesen Jahren eine Haltung gegenüber Deutschland befürwortet, die es Hitler unmöglich gemacht hätte, an die Macht zu kommen? Oder war er so besessen von seinem Haß gegen Rußland, und seiner Gespensterfurcht wegen Indien, daß er die Tragweite der Ereignisse in Deutschland gar nicht begriff? Churchill tut so, als ob die Schwierigkeiten erst mit der MacDonald-Regierung von 1929 begonnen hätten. 1933 hatte Churchill im Unterhaus Mussolinis Vorschlag für einen Viermächte-Pakt angegriffen, den einzigen umfassenden Vertrag, der bisher in Europa aufgetaucht war, der die Nachkriegsverträge auf friedliche Art revidiert und Hitler in Schach gehalten hätte.

Churchill fährt fort, seiner Bewunderung für Hitlers Kampf um die Macht Ausdruck zu geben: „Während in Europa dieser gewaltige Umwandlungsprozeß ablief, kämpfte der Gefreite Hitler seinen langen und mühevollen Kampf um die Herzen der Deutschen. Die Geschichte dieses Kampfes kann man nicht ohne Bewunderung für den Mut, die Ausdauer und die Vitalität lesen, die diesen Mann befähigten, die Gewalten und Widerstände, die ihm in den Weg traten, herauszufordern und zu überwältigen. Er und die immer weiter wachsenden Legionen seiner Mitarbeiter bewiesen mit ihrem glühenden Patriotismus, daß es nichts gab, was sie nicht tun oder wagen wollten, daß es kein Opfer an Leben, gesunden Gliedern oder Freiheit gab, das sie nicht auf sich nehmen oder ihren Gegnern abverlangen wollten. Die wichtigsten Fakten sind wohlbekannt. Die lärmenden Versammlungen, der Münchener Putsch, Hitlers Einkerkerung, seine Verhaftungen und Verurteilungen, sein Konflikt mit Hindenburg, seine Wahlfeldzüge, von Papens Wankelmut, die Eroberung Hindenburgs und dessen Abfall von Brüning — dies waren die Meilensteine dieses durch nichts aufzuhaltenden Vormarsches, der den in Österreich geborenen Gefreiten zur Diktatur über die gesamte deutsche Nation mit ihren nahezu siebzig Millionen Menschen führte, dieser fleißigsten, fügsamsten, ungestümsten und kriegerischsten Volke unserer Erde."

Churchill besteht darauf, daß für den Erfolg Hitlers die Alliierten — Großbritannien und Frankreich — verantwortlich waren. „Die Meisterleistung, mit der der Spieß gegen die selbstgefälligen, unfähigen und verblendeten Sieger umgedreht wurde, verdient als historisches Wunder anerkannt zu werden, als ein Wunder, das von der persönlichen Leistung und dem unbändigen Kampfgeist eines einzelnen Menschen nicht zu trennen ist." Churchill fragt: „Was ist dies für ein grimmiger Mann, der diese unerhörte Arbeit geleistet und diese furchtbaren Übeltaten begangen hat? Teilt er immer noch die Leidenschaften, die er hervorgerufen hat? Ist er, im strahlenden Glanz seines Triumphes, an der Spitze einer großen Nation, die er aus dem Staube wieder emporgezogen hat, noch von den Haßgefühlen seines verzweifelten Kampfes erfüllt oder werden diese Gefühle und widerstreitenden Empfindungen unter dem besänftigenden Einfluß des Erfolges abgelegt wie der Panzer und die Waffen, nachdem der Kampf vorbei ist? Diese brennende Frage stellt sich allen Völkern. Diejenigen, die Hitler von Angesicht zu Angesicht kennengelernt haben, als Geschäftsleute oder in der Gesellschaft, haben einen außerordentlich fähigen, kühlen, gut informierten Funktionär mit angenehmen Manieren und freundlichem Lächeln angetroffen, und nur wenige sind von seiner erstaunlichen Anziehungskraft unberührt geblieben.

Diese Eindrücke sind keineswegs die von Leuten, die sich von der Macht blenden ließen. Hitler hat diese Anziehung in jedem Abschnitt seines Kampfes auf seine Gefährten ausgeübt, auch dann, wenn ihn das Glück gänzlich verlassen zu haben schien. Die Welt lebt also jetzt in der Hoffnung, daß das Schlimmste vorbei ist und daß wir es noch erleben werden, Hitler als großen Mann in einem glücklicheren Zeitalter wirken zu sehen."

Sicherlich konnte sich Hitler nicht darüber beklagen, daß dies ein unfreundlicher Bericht sei. Gewiß sah Churchill in ihm eine mögliche Bedrohung des Friedens in Europa, doch hoffte er auch, daß Hitler *ein seiner Verantwortung bewußter und respektabler europäischer* Staatsmann wie sein alter Freund Mussolini werden würde. Er war sich nicht völlig klar darüber, ob Hitler lieber einen Olivenzweig oder einen Gummiknüppel, wenn nicht gar eine eiserne Keule schwingen werde, konnte aber seine Bewunderung für diesen Mann und seinen meteorgleichen Aufstieg nicht verbergen. Zwei Jahre später schrieb er: „Man kann Hitlers System mit Abneigung gegenüberstehen, *aber trotzdem seine patriotischen Großtaten bewundern.* Sollte unser Land einmal besiegt werden, so hoffe ich, daß wir einen Vorkämpfer des gleichen Schlages finden, der imstande ist, unseren Mut neu zu beleben und uns auf den Platz zurückzuführen, der uns unter den Nationen gebührt."

Man tut gut daran, sich zu erinnern, daß diese Lobhudelei geschrieben wurde, als Hitlers Charakter offen zu Tage lag und alle seine politischen Schliche, die jegliche vernünftige Opposition gegen sein Regime rechtfertigten, enthüllt waren: die Schaffung von Konzentrationslagern für Liberale, Demokraten, Kommunisten und Juden; sein wilder Antisemitismus; die brutalen Säuberungen vom Juni und Juli 1934; die Aufkündigung des Vertrages von Versailles und die deutsche Wiederbewaffnung; die Besetzung des Rheinlandes und dergleichen mehr. Wenn irgendein Führer einer Demokratie zu irgendeiner Zeit Anlaß hatte, gegen Hitler aufzustehen, dann war dieser Anlaß 1937 gegeben, wenn nicht schon bereits 1935.

In seinem Buch THE SECOND WORLD WAR äußerte sich Churchill völlig anders über Hitler. Er hatte die Lobsprüche, die er diesem 1935 und 1937 gezollt hatte, offensichtlich vergessen. 1935 und 1937 hatte er Hitler nicht als den Gefreiten hingestellt, der sich „der deutschen Offizierskaste dadurch nützlich gemacht hatte, daß er Soldaten und Arbeiter zu einem wilden Haß gegen Juden und Kommunisten aufgestachelt hatte". Im Gegenteil: er hatte damals seiner Bewunderung für Hitlers frühe Karriere offen Ausdruck gegeben.

Man hat wenig Grund, anzunehmen, daß Hitlers Ideologie oder dessen gegen die Demokratien gerichtete Politik Churchill jemals sehr beunruhigten. Seine Gegnerschaft scheint der Furcht entsprungen zu sein, daß Deutschland unter der Naziherrschaft zu mächtig werden würde und die britische Vorherrschaft in Westeuropa bedrohen könnte. Außerdem sah er ein, daß die Möglichkeit, Großbritannien gegen Hitler aufzuwiegeln, der einzige Weg sei, auf dem er erneut eine wichtige Stellung im öffentlichen Leben erringen konnte.

Ein Beweis für die erste Behauptung findet sich in einer Denkschrift Churchills für den einflußreichen amerikanischen Geschäftsmann General Robert E. Wood. Als Wood im November 1936 mit Churchill zu Mittag speiste, hatte dieser bemerkt: „Deutschland wird zu stark, wir müssen es zerschlagen." Churchill kannte aber sicherlich auch Hitlers notorische Anglomanie und dessen nahezu knechtische Bewunderung des britischen Imperialismus zur Genüge, um zu begreifen, daß dieser Mann England wahrscheinlich niemals herausfordern werde, es sei denn, man würde ihn geradezu dazu provozieren. Hitler wollte viel lieber mit England zusammenarbeiten, als dessen Gegner sein.

Wahrscheinlich waren politische Ambitionen der oberste Beweggrund für Churchills Hetze gegen Hitler und seinen Versuch, Großbritannien gegen die Nazis aufzustacheln. Der amerikanische Publizist Francis Neilson äußert sich in seinem Buch THE MAKERS OF THE WAR sehr präzise zu diesem Punkt: „Es fällt uns nicht schwer, zu

begreifen, daß Hitler an der Spitze des deutschen Volkes Churchills politischer Gegner sein mußte. Die Geschichte lieferte das Schema, nach dem beide ihre Rollen spielten. Ohne Hitler und den Hintergrund der Ereignisse, die ihn zum Handeln trieben, hätte Churchill wahrscheinlich niemals mehr eine politische Rolle gespielt."

Als sich Churchill endgültig gegen Hitler wandte, überließ er sich einem wilden Haß; sein politisch maskiertes Toben kannte keinerlei Grenzen mehr. In seinem Buch GRAND ALLIANCE schrieb er: „Ich habe nur ein einziges Ziel, das ist die Vernichtung Hitlers, und mein Leben wird dadurch sehr vereinfacht." Nichts war imstande, ihm dabei Zügel anzulegen. Am 21. September 1943 erklärte er im Unterhaus: „Es gibt kein Ausmaß des Schreckens, dessen wir uns nicht bedienen werden, um die Ausrottung der Nazi-Tyrannei zu erreichen." Die Bombardierung Dresdens im Februar 1945 bewies dieses Streben zur Genüge, obwohl sie für den Sturz Hitlers, dessen Lage schon vor diesem Zeitpunkt hoffnungslos geworden war, völlig unnötig war.

TROTZKI UND SHAW

Im markanten Gegensatz zu seiner Bewunderung für Mussolini und Hitler standen Churchills wilde Attacken gegen Zeitgenossen, die auf der Seite der russischen Revolution standen oder teilweise mit ihr sympathisierten.

Vor allem Trotzki war in seinen Augen das rote Untier schlechthin. Churchill schrieb über ihn: „Er liebte den Zaren nicht, und darum ermordete er ihn samt seiner Familie." Die Geschichte beweist, daß der Zar und seine Familie erschossen wurden, ohne daß Trotzki das Geringste davon wußte. „Er liebte die zaristische Regierung nicht, daher sprengte er sie in die Luft": die zaristische Regierung war aus dem Amt gejagt worden, bevor Trotzki aus Kanada nach Rußland zurückkehrte. Man kann ja verstehen, warum Churchill Trotzki und die russische Revolution verabscheute, er hätte aber wenigstens bei der simplen Wahrheit bleiben sollen. Trotzki war eine Persönlichkeit, die Winston ungestraft folgendermaßen angeifern konnte: „Er schäumte, knurrte, murrte, biß und intrigierte noch immer. Er hatte die Armen gegen die Reichen gehetzt, die Verelendeten gegen die Armen und die Kriminellen gegen die Verelendeten, trotzdem aber schrien, wie es schien, die Laster der menschlichen Gesellschaft nach neuen Blutbädern. In seinen tiefsten Tiefen suchte er mit verzweifelter Energie nach noch besseren Gründen, doch war der armselige Schuft auf steinigem Boden angelangt, wo er nichts anderes mehr vorfand als die kommunistische Verbrecherkaste. Umsonst hatte er seinen Blick auf die wilden Tiere gerichtet.

Die Affen hatte seine Beredsamkeit nicht überzeugt und die Wölfe, deren Zahl während seiner Herrschaft so bemerkenswert zugenommen hat, konnte er nicht für seine Zwecke einspannen."

Trotzki besaß, wenn man Churchill glauben darf, „die Grausamkeit Jack the Rippers und die Wildheit Titus Oates)! . . . Gleich dem Krebsgeschwür wuchs er, nährte er sich, quälte und mordete er, wie die Natur es ihm gebot." Immer noch betrachtete Churchill die russische Revolution so, als sei sie eine Fortsetzung von Sidney Street.

„Trotz aller Schrecken der Französischen Revolution stehen deren Taten und Täter in einem gleißenden Licht vor uns; das Schicksal von Persönlichkeiten wie Robespierre, Danton oder Marat erregt uns noch nach einem Jahrhundert zutiefst. Die langweiligen, schmutzigen Figuren der russischen Bolschewisten vermögen uns jedoch kein Interesse abzugewinnen, auch nicht ob der Riesenhaftigkeit ihrer Verbrechen." Nun — was die Geschichte auch über Lenin, Trotzki oder Stalin sagen wird, sie wird sie kaum als „langweilig" zur Seite schieben.

Churchills Haß gegen den Kampfgenossen Lenins war ganz klar eine Folge von Trotzkis verächtlichen Anspielungen auf sein Buch THE AFTERMATH in JOHN O'LONDONS WEEKLY vom 20. April 1929. In diesem Buch hatte Churchill — ein typisches Beispiel für seinen Stil — folgende Sätze über Lenin geschrieben: „Unpersönliche Rachsucht, deren eiskaltes Mitleid sich ruhig, vernünftig, nüchtern, gut gelaunt gibt. Seine Waffe ist die Logik, seine Denkweise oppurtunistisch, seine Sympathien sind kalt und weit wie der arktische Ozean, sein Haß schnürt die Kehle zu wie die Schlinge des Henkers. Sein Ziel ist es, die Welt zu retten, die Methode, die er dazu anwenden will, die, sie in die Luft zu sprengen. Er ist gleichzeitig fähig, zu töten wie zu lernen: Verurteilungen und nachträgliche gute Einfälle, Lumperei und Philantropie. Jedoch: er ist ein guter Ehemann, ein liebenswürdiger Gastgeber, glücklich, so versichern er und seine Biographen, Teller abwaschen oder mit dem Baby tändeln zu dürfen — ebenso milde damit amüsiert, Luftsprünge zu machen wie einen Kaiser abzuschlachten.

Lenins Rache war unpersönlicher Art. Mit der Notwendigkeit konfrontiert, eine bestimmte Person töten lassen zu müssen, zeigte er Zurückhaltung, ja sogar Trauer darüber. Jedoch: eine Million Menschen auszurotten, ganze Klassen zu versklaven, die Brände des Bürgerkrieges in jedwedem Lande zu entfachen, mit der unvermeidlichen Folge, daß der Wohlstand ganzer Nationen vernichtet wurde —, dies waren sublime Zerstreuungen."

Trotzkis Rezension trug die Überschrift: „Mr. Churchill irrt. — Der wirkliche und der mythische Lenin. — Forderte er rücksichtslos

den Tod von Menschen? — Warum die russische Armee zusammenbrach." Trotzki schrieb: „Von 1918 bis 1919 versuchte Mr. Churchill Lenin mit der Gewalt der Waffen zu überwinden. 1929 versuchte er sich an einem psychologischen und politischen Porträt Lenins in seinem Buch THE AFTERMATH. Vielleicht erhoffte er sich — nach seinem erfolglosen Appell an die Waffen — davon eine Art literarische Rache, doch ist diese Angriffsmethode ebenso unzureichend, wie es seine erste war.

‚Seine — Lenins — Sympathien sind kalt und weit wie der arktische Ozean, sein Haß schnürt die Kehle zu wie die Schlinge des Henkers', schreibt Mr. Churchill. Wahrhaftig — er jongliert mit Antithesen wie ein Athlet mit Hanteln, aber das aufmerksame Auge sieht sofort, daß die Hanteln angemalte Pappdeckel sind und daß der schwellende Bizeps mit Polstern ausgefüllt ist.

Der wahre Lenin hieß Instinkt plus moralische Kraft — eine Kraft, deren Hauptmerkmal absolute Einfachheit war. Der Versuch, ihn mit Begriffen zu charakterisieren, die einer Artistenschau entnommen sind, muß von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Mister Churchills Darstellung ist bedauerlich ungenau. Man betrachte einmal nur seine Datumsangaben. Er wiederholt einen Satz, den er irgendwo aufgeschnappt hat und der den krankhaften Einfluß schildert, den die Hinrichtung von Lenins älterem Bruder auf dessen Entwicklung hatte. Churchill schreibt, daß dieses Ereignis sich 1894 zugetragen habe, doch hat Alexander Ulianov (Lenins Bruder) das Attentat auf den Zaren Alexander II. am 1. März 1887 verübt. Mister Churchill behauptet, daß Lenin im Jahre 1894 16 Jahre alt gewesen sei — in Wirklichkeit war er damals 24 Jahre alt und Leiter der Petersburger Geheimorganisation. Beim Ausbruch der Oktoberrevolution war er nicht 39 Jahre alt, wie das Mr. Churchill haben möchte, sondern schon 47. Churchills chronologische Irrtümer zeigen, wie konfus er mit den Zeitabschnitten und Persönlichkeiten umgeht, die er beschreibt.

Wenn wir uns aber von den chronologischen und politischen Tatbeständen der Philosophie und der Geschichte zuwenden, dann ist das, was wir zu hören bekommen, noch beklagenswerter. Mr. Churchill erzählt uns, daß die Disziplin der russischen Armee nach der Februarrevolution dadurch zerstört wurde, daß befohlen wurde, die Offiziere nicht mehr zu grüßen. Das mag der Standpunkt unzufriedener alter Generale und ehrgeiziger junger Subalternoffiziere sein, trotzdem ist diese Behauptung schlechthin absurd. Die alte Armee verteidigte die Vorrechte der alten Klassen und wurde von der Revolution vernichtet. Als die Bauern den Gutsbesitzern deren Eigentum weggenommen hatten, konnten die Söhne der Bauern kaum damit fortfahren, unter Offizieren zu dienen, die die Söhne

eben dieser Gutsbesitzer waren. Eine Armee ist nicht nur eine technische Organisation, die sich ausschließlich mit Marschieren und Beförderungen befaßt, sie ist auch eine moralische Organisation, gegründet auf ein bestimmtes Schema der Beziehungen von Individuen und Klassen. Wenn ein solches Schema von einer Revolution zertrümmert wird, dann zerbricht unvermeidlich die Armee — das war immer so . . . Ich habe den Verdacht, daß es Mr. Churchill für unter seiner Würde hielt, meine Schilderung Lenins zu lesen, die ich 1926 für die ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA schrieb. Hätte er es getan, er hätte unmöglich diese schreienden Irrtümer hinsichtlich der Daten begehen können, die alles, aber auch alles aus dem Zusammenhang reißen.

Eines konnte Lenin nicht leiden: verworrene Gedankenführungen. Er hatte in allen Ländern Europas gelebt, sprach viele Sprachen, hatte sehr viel gelesen, hatte studiert, zugehört, beobachtet, verglichen und dann seine Schlüsse gezogen. Als er der Führer eines revolutionären Landes wurde, ließ er es niemals daran fehlen, sich dieser Gelegenheit zum Lernen, zum gewissenhaften und sorgfältigen Lernen, zu bedienen. Er hörte nicht auf, die Geschehnisse in allen anderen Ländern zu beobachten. Er sprach und las Englisch, Deutsch und Französisch fließend, er konnte Italienisch und eine Anzahl slawischer Sprachen lesen. In den letzten Jahren seines Lebens widmete er — obwohl mit Arbeit überhäuft — jede abgesparte Minute dem Studium der tschechischen Sprache, um ohne Mittler Zugang zum inneren Leben der Tschechoslowakei zu haben.

Was wissen denn Mr. Churchill und Lord Birkenhead von der Arbeitsweise dieses gewaltigen, durchdringenden, rastlosen Geistes und dessen Fähigkeit, alles in Gedanken umzusetzen, sei es Unwichtiges oder Grundlegendes."

Trotzki setzt sich dann mit einigen Bemerkungen in einem Aufsatz Lord Birkenheads auseinander, wendet sich aber dann wieder Mr. Churchill zu, der sich über die Grausamkeiten der Bolschewiken im Bürgerkrieg indigniert ausgelassen hatte und bemerkt dazu: „Mr. Churchill führt gegen Lenin — dies ist das wirkliche Fundament seines Artikels — Statistiken über die Verluste im Bürgerkrieg ins Treffen. Diese Statistiken sind ziemlich phantasievoll, doch ist dies nicht der Haupteinwand. Die Opfer waren auf beiden Seiten zahlreich, und Mr. Churchill sagt ausdrücklich, daß er in diese Zahlen die Todesfälle durch Hungersnöte und Epidemien nicht einbezieht. Er erklärt, daß weder Tamerlan noch Dschingis-Khan mit Menschenleben so rücksichtslos umgegangen seien wie Lenin. Wenn man die Reihenfolge betrachtet, die Mr. Churchill anwendet, könnte man annehmen, daß er Tamerlan für rücksichtsloser hält als Dschingis-Khan. Hier irrt er; Statistik und Chronologie sind offensichtlich

nicht der starke Punkt dieses ehemaligen Finanzministers, doch das nur nebenbei. Um Beispiele für die massenhafte Verschwendung menschlichen Leben zu finden, ist Mr. Churchill gezwungen, bis zur Geschichte Asiens im 13. und 14. Jahrhundert zurückzugehen. Der große europäische Krieg von 1914 bis 1918, in dem zehn Millionen Menschen getötet und zwanzig Millionen zu Krüppeln wurden, scheint seinem Gedächtnis gänzlich entschwunden zu sein. Die Feldzüge Tamerlans und Dschingis-Khans waren Kinderspiele, verglichen mit den Taten der zivilisierten Völker in den Jahren 1914 bis 1918, doch Mr. Churchill spricht in einem Ton überheblicher moralischer Entrüstung über die Opfer des Bürgerkrieges in Rußland, vergißt aber Irland, Indien und andere Länder.

Kurz gesagt: es geht nicht so sehr um die Opfer, sondern darum, für welche Zwecke und Ziele ein Krieg geführt wird. Mr. Churchill möchte uns klarmachen, daß alle Opfer — überall in der Welt — zumutbar und gerechtfertigt sind, solange sie der Macht und Majestät des britischen Weltreiches, oder besser gesagt dessen herrschenden Klassen, dargebracht werden. Es sind aber schon unvergleich geringere Opfer von Übel, wenn sie die Folge eines Streites zwischen Völkern sind, die versuchen, die Bedingungen, unter denen sie leben müssen, zu ändern — wie das im England des 17., in Frankreich am Ende des 18., in den USA zweimal (im 18. und 19.), in Rußland im 20. Jahrhundert geschah und wie es sich in Zukunft noch mehr als einmal wiederholen wird. Mr. Churchill gibt sich umsonst Mühe, Beistand bei zwei wiedererweckten asiatischen Feldherren zu suchen, die für die Interessen nomadisierender Aristokratien — aber immer noch Aristokratien — fochten, denen es nach neuen Ländereien und nach noch mehr Sklaven gelüstete —, in welcher Hinsicht ihre Taten mit Mr. Churchills Prinzipien, aber sicher nicht mit denen Lenins übereinstimmten. Wahrlich, man sollte sich daran erinnern, daß Anatole France, der letzte der großen Humanisten, oft sagte, daß von den Arten blutrünstigen Wahnwitzes, den man Krieg nennt, der am wenigsten wahnwitzige der Bürgerkrieg ist, weil die Völker, die ihn wagen, dies auf ihre eigene Verantwortung und nicht auf Befehl hin tun."

Trotzki bemüht sich dann, den Beweis zu führen, daß die Verlängerung des Bürgerkrieges auf die Intervention der Alliierten zurückzuführen war: „Mr. Churchill hat jedoch noch einen anderen Fehler begangen, einen sehr gewichtigen noch dazu und von seinem eigenen Standpunkt aus einen geradezu tödlichen. Er vergaß, daß es in Bürgerkriegen, wie in allen anderen Kriegen, zwei Parteien gibt und daß in diesem besonderen Falle, hätte er sich nicht auf die Seite einer sehr kleinen Minderheit gestellt, die Zahl der Opfer wesentlich geringer gewesen wäre. Im Oktober errangen wir die Macht nahezu

ohne Kampf. Kerenskis Versuch, sie zurückzuerobern, verdampfte wie ein Tautropfen, der auf einen glühendheißen Stein fällt. So mächtig war das Gefühl, das die Massen antrieb, daß die alten Klassen kaum zu widerstehen wagten.

Wann begann nun der Bürgerkrieg samt seinem Begleiter, dem Roten Terror, wirklich? Da Mr. Churchills schwacher Punkt die Zeitrechnung ist, wollen wir ihm ein wenig helfen. Der Wendepunkt lag in der Mitte des Jahres 1918. Geführt von Ententediplomaten und -offizieren gewannen die Tschechen die Herrschaft über die in den Fernen Osten führende Eisenbahnlinie. Der französische Botschafter Noullens organisierte Terroraktionen und unternahm den Versuch, die Wasserversorgung Petersburgs abzuschneiden. Mister Churchill ermutigte und bezahlte Savinkov und stand hinter Judenitsch. Er bestimmte den genauen Zeitpunkt, an dem Petersburg und Moskau fallen sollten, er unterstützte Denikin und Wrangel. Monitore der britischen Flotte beschossen unsere Küsten, Mr. Churchill proklamierte die Einmischung von „vierzehn Nationen". Er war der Inspirator, der Organisator, der Finanzier, der Prophet des Bürgerkrieges — ein generöser Finanzier, ein mittelmäßiger Organisator und ein sehr schlechter Prophet.

Er hätte besser beraten sein sollen, die Erinnerung an diese Zeiten nicht mehr heraufzubeschwören. Die Zahl der Opfer wäre nicht zehn-, sondern hundert- und tausendmal geringer gewesen, wären da nicht das britische Gold, die britischen Monitore, die britischen Tanks, die britischen Offiziere und die britische Verpflegung gewesen.

Mr. Churchill versteht weder Lenin noch die Aufgaben, die vor diesem lagen. Sein Mangel an Verständnis ist am schlimmsten, wenn er versucht, sich über die Anfänge der Neuen Ökonomischen Politik (NEP) klarzuwerden. Er ist der Meinung, daß Lenin sich hier selbst Lügen gestraft habe. Lord Birkenhead fügt hinzu, daß binnen zehn Jahren die obersten Grundsätze der Oktoberrevolution zuschanden geworden seien. Dieser Mann also, dem es in zehn Jahren nicht gelang, die Arbeitslosigkeit unter den englischen Bergarbeitern zu beenden oder wenigstens zu lindern, erwartet, daß wir Russen in zehn Jahren eine neue Gemeinschaft aufzubauen imstande sind, ohne einen einzigen Fehler zu begehen, ohne einen Sprung, einen einzigen Rückschlag — eine bewundernswerte Erwartung, die uns das Maß für die Primitivität der Ansichten eines ehrenwerten Konservativen gibt. Wir können nicht voraussagen, wieviele Irrtümer, wieviele Rückschläge uns noch beschieden sein werden, es war aber die Leistung des Genies Lenin, inmitten der Hindernisse, Abweichungen und Rückschläge aller Art die gerade Linie der historischen Entwicklung verfolgt zu haben."

Churchill war als Historiker seiner Epoche und Schilderer ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten niemals zuvor so völlig und rücksichtslos seines Nimbus beraubt worden, und das verärgerte ihn. Die britische Öffentlichkeit betrachtete ihn als hervorragenden Geschichtsschreiber, Trotzki aber spottete über seine Rhetorik, durchschaute seine Oberflächlichkeit, widerlegte seine Behauptungen und behandelte ihn verächtlich als Ignoranten. Churchill fiel zur Entgegnung nicht Besseres ein, als einen Hetzartikel „Trotzki, alias Bronstein" zu schreiben und diesen Mann als „Jack the Ripper" zu schmähen.

Später sollte Churchill Stalin seine Verehrung erweisen, ihn als großen Kriegsmann bejubeln und im Kreml auf seine Gesundheit trinken. Er war stets imstande, seine Reden den Erfordernissen der Stunde anzupassen, doch auch die glühendsten Bewunderer seines literarischen Stiles werden sein Essay über Trotzki und die Bolschewisten kaum als eine seiner besten Leistungen bezeichnen.

Boris Savinkov, der Agent Koltschaks, war Churchills Idealgestalt eines Russen und wird von ihm auch in seinem Buch GREAT CONTEMPORARIES erwähnt. Nach Churchill „bewies er die Weisheit eines Staatsmannes, den Mut eines Helden und die Geduld eines Märtyrers . . . Savinkov erschien mir als die wirkende Kraft zur Rettung Rußlands". So also sah Churchill die russische Revolution.

Es ist schwer zu verstehen, wieso Trotzki, wenn er schon „Jack the Ripper" glich, eine „langweilige, schäbige Figur" sein konnte. Er war alles andere als dies. Folgerichtigkeit ist nie eine der starken Seiten Churchills gewesen, man hätte von ihm aber immerhin erwarten können, daß er sich an das erinnerte, was er früher einmal geschrieben hatte. Er widersprach sich selbst, sein Alpdruck hatte ihn wieder einmal überwältigt. Die Phantastereien von Sidney Street, vermischt mit den Fabuliereien über die Französische Revolution müssen als das erkannt werden, was sie waren — als Hysterie, nicht als Historie.

Churchill war nicht einmal imstande, einen Aufsatz über Bernard Shaw zu schreiben, ohne gegen Rußland loszutoben. Shaw hatte dankenswerterweise den Versuch unternommen, Winston die ökonomischen Grundthesen des Sozialismus beizubringen und hatte ihm voller Hoffnung sein Buch THE INTELLIGENT WOMEN'S GUIDE TO SOCIALISM übersandt. Er hatte seine Überredungsgabe überschätzt. Winston wünschte keinen Führer. Er hatte sich in einen solchen Furor hineingesteigert, daß er allen Ernstes glaubte, Sozialismus sei gleichbedeutend mit Hinrichtungskommandos, und er war entschlossen, sich von nichts in dieser Überzeugung wankend machen zu lassen, Shaws Reise nach Moskau steigerte dieses Delirium noch. Winston schrieb darüber: „Die massierten Militärkapellen schmetter-

ten, laute Hurras handfester Proletarier ließen den Himmel einstürzen, Volkskommissar Lunatscharski hielt eine blumenreiche Ansprache, Volkskommissar Litvinov hatte, ohne einen Gedanken an die Schlangen vor den Lebensmittelläden in den Nebenstraßen zu verschwenden, ein üppiges Bankett vorbereitet, und der oberste aller Kommissare, Stalin, der ‚Mann aus Stahl', riß die Tore zu den ängstlich gehüteten Geheimnissen des Kreml weit auf, schob das ihm an diesem Morgen vorgelegte Paket mit Todesurteilen und Verhaftungsbefehlen beiseite und empfing seine Gäste mit dem Lachen überschwenglicher Kameradschaft."

Winston sollte erst später den Kreml betreten, ein Ereignis, das wir zur gegebenen Zeit beschreiben werden. 1935 gehörte jedoch Stalin zu seiner Sammlung von Untieren, und die Tatsache, daß Shaw dieses Untier in Rußland besucht hatte, zwang Winston zu seitenlangen Verwünschungen. Shaw hatte ein Land besucht, „in dem Gott verhöhnt wird, wo den Menschen, die im tiefsten Elend leben, die Hoffnung auf Gnade auf beiden Seiten des Grabes verweigert wird, wo eine Macht unausgesetzt versucht, mit Hilfe von heimtückischen Anschlägen, Propaganda und blutiger Gewalt die Grundlagen jeglicher Zivilisation auszulöschen". Es ist merkwürdig, daß Churchill über diese „blutige Gewalt" so besorgt war — glaubte er denn nicht auch an sie?

Nein — Shaw gehörte ganz bestimmt nicht zu Winstons Heroen. Das waren die Männer aus Blut und Eisen — so lange sie keine Bolschewiken waren. Foch, Haig, Clemenceau, Hindenburg, Mussolini, Hitler —, er zog seinen Hut vor ihnen. Sie gehörten seiner Welt an.

Churchill und Chamberlain

Churchills Jünger hatten keinen Grund, sich über einen Mangel an Ermahnungen zu beklagen. In seinen alle vierzehn Tage in Lord Beaverbrooks Evening Standard erscheinenden und von Zeitungen in der Provinz, in Europa und Amerika nachgedruckten Leitartikeln erging er sich ständig darin. Wahrscheinlich war Churchill zu dieser Zeit einer der meistgelesenen und bestbezahltesten Tagesschreiber der Weltpresse.

Dieses Material veröffentlichte er 1939 in Buchform unter dem Titel Step by step und stellte dabei fest, daß er keinen einzigen wichtigen Artikel fortgelassen habe. Er brüstete sich damit, daß seine Kommentare und Vorhersagen von den Ereignissen bestätigt worden seien, und fügte hinzu: „Es bedeutet eine Genugtuung für mich, daß die Regierung Seiner Majestät schließlich auf die ihr eigene bedachtsame Art und gemäß der ihr eigenen Gedankenfüh-

rungen die von mir vorgeschlagene Haltung zu politischen Themen akzeptiert hat. Ich kann allerdings nicht meinen Kummer darüber verbergen, daß sie sich meine Schlüsse nicht eher zu eigen gemacht hat." Neben seinen Reden im Parlament werden diese Aufsätze von den Anbetern Churchills dahingehend gedeutet, daß er in den Jahren vor dem Krieg recht hatte, als Baldwin und Neville Chamberlain in einer Weise, die unaufhaltsam und unvermeidlich zum Krieg führen mußte, unsicher umherfühlten und zauderten. Winston Churchill, so wurde behauptet, war der weitsichtige Patriot, der tapfer gegen Chamberlains Appeasement-Politik protestierte. Im Gegensatz zu Neville Chamberlain, der Hitler nachgab, die Tschechoslowakei verriet und Mussolini zu Willen war, bewundern wir Winston Churchill als den Mann, der das rote Warnlicht sah, die Welt vor dem heraufziehenden Krieg warnte und sie beschwor, sich darauf vorzubereiten. Es war aber auch Churchill gewesen, der sich Mussolinis Vorschlag eines Viermächte-Paktes im Jahre 1933 aufs hartnäckigste widersetzt hatte, diesem Plan eines einsichtigen Staatsmannes für eine gewaltlose Revision der Nachkriegsverträge, die Hitler Grenzen gesetzt und den Frieden erhalten hätte.

Als man sich entschloß, das Amt eines Verteidigungsministeriums zu schaffen und Churchill für diesen Posten vorgeschlagen wurde, war Austen Chamberlain geneigt, ihm dieses Amt anzuvertrauen, Neville hingegen nicht. Austen vermerkte in seinem Tagebuch: „Meiner Ansicht nach gibt es einen einzigen Mann, der nach seiner Erziehung, seinen besonderen Fähigkeiten und Neigungen dafür bestimmt ist, und dieser Mann ist Winston Churchill. Ich glaube nicht, daß Stanley Baldwin ihm diesen Posten anbieten wird und Neville ihn wieder im Amt haben will, aber sie sind beide im Unrecht. Er ist der richtige Mann für diesen Posten, und in so gefährlichen Zeiten sollte diese Überlegung von entscheidender Bedeutung sein."

Nur wenige Leute werden nach all dem, was geschah, behaupten wollen, daß Neville Chamberlain ein großer Premierminister gewesen sei, doch muß man sich daran erinnern, daß Churchill der Mann war, der nachdrücklich dazu riet, Chamberlain zum Nachfolger Baldwins zu machen. Als dieser zurücktrat, nahm Winston das Recht in Anspruch, diesen Vorschlag, den zuerst Lord Derby, der konservative Großgrundbesitzer und Pair, gemacht hatte, zu unterstützen. Neville Chamberlain war Schatzkanzler gewesen und galt als der nächste Premierminister, Churchill jedoch war noch nicht einmal Mitglied der Regierung. Er dürfte durchaus der Meinung gewesen sein, daß er selbst sehr gut für diesen Posten befähigt sei, doch lehnten die Konservativen ihn ab. Sie hielten ihn für einen Mann ohne Prinzipien und erwarteten sich von ihm keinen Gewinn

für ihre Propaganda draußen im Lande. Es wurde ihm jedoch gestattet, die Nominierung Chamberlains zu unterstützen und dessen „kluge, sparsame, geschickte und reiche Früchte tragende Verwaltung des Schatzkanzleramtes" zu preisen. Winston fuhr in dieser Rede fort: „Übliche Aufgabe eines jeden Schatzkanzlers ist es, daß er sich jeglichem Aufwand widersetzt, ihn kritisiert und Stimmung dagegen macht, vor allem gegen einen Aufwand für sogenannte unproduktive Zwecke. Als aber die letzte Regierung endlich — man verzeihe mir das Wort ‚endlich' — davon überzeugt war, daß es unbedingt notwendig war, gegen die Bedrohung, in der wir immer noch schweben, sich zu wappnen, war niemand aktiver als Mister Chamberlain. Tatsächlich trieb niemand die Wiederbewaffnung so voran wie er; er stellte die vor allem dank seiner eigenen Voraussicht und Klugheit dafür verfügbar gemachten gewaltigen Summen bereit.

Wir sind uns sicher, daß der Mann, den wir uns eben anschicken, zum Premierminister zu wählen, dieser hervorragende Parlamentarier und dieses außerordentlich fähige Unterhausmitglied, niemals ehrlichen Herzens vorgetragene Meinungen anderer über die Verwaltungsmethoden übelnehmen wird, die sich von Zeit zu Zeit bei denen ergeben müssen, die am gleichen Strang ziehen.

Ich glaube ganz bestimmt, daß seine profunde Kenntnis der Partei und all ihrer Organisationen garantiert, daß man ihren Mitgliedern nicht verweigert, ihre Meinung zu äußern und daß diese den ihr zustehenden Platz in den Überlegungen des Leiters unseres Staatswesens haben wird, auch dann, wenn sie von untergeordneter Bedeutung ist. Es ist unsere Pflicht, den Wolf Sozialismus zu bekämpfen, und wir können das viel besser, wenn wir eine Meute von Jagdhunden sind, statt eine Herde von Schafen."

Man sah diese Äußerung als Versuch an, sich die Gunst des dickköpfigen Chamberlain und einen Posten im neuen Kabinett zu erringen. Lord Salisbury und andere unterstützten den Plan, Winston wieder einen Posten im Kabinett zu verschaffen, doch aus der Downing Street kam keine Antwort darauf. Chamberlain glaubte, daß es notwendig werden könne, Hitler gefällig zu sein, nicht aber Churchill.

Neville Chamberlain versuchte Hitler zu überzeugen, daß er ein Mann des Friedens sei, und tatsächlich haben einige Leute sogar von ihm behauptet, er sei ein Pazifist gewesen. Chamberlain war nichts dergleichen, er glaubte lediglich, daß er sein Wiederaufrüstungsprogramm ausführen und zugleich ein Mann des Friedens sein könne.

Wer MEIN KAMPF gelesen hatte, konnte sich keinem Mißverständnis darüber hingeben, daß der Krieg unvermeidlich kommen würde,

falls Hiter darauf beharrte, die in diesem Buch geschilderten Pläne auszuführen. Hitler glaubte fest, daß er einen Zweifrontenkrieg vermeiden könne, den Krieg, den der deutsche Generalstab so sehr fürchtete. Er wußte, wie sehr die britischen Konservativen Rußland haßten, und er wußte auch, daß Churchills Feindschaft gegen den Kommunismus einer Krankheit glich. Hatte dieser Mann nicht selbst empfohlen, Deutschland als Bollwerk gegen Rußland aufzurichten und war das nicht genau das, was die Deutschen taten? Hitler überlegte sich, daß eine britische Regierung und eine Partei, die mit Hilfe eines gefälschten Sinovjev=Briefes an die Macht gekommen waren und für die das bolschewistische Schreckgespenst ihr wertvollster Wahlschlager war, niemals mit den Bolschewiken ein Bündnis gegen ihn schließen würden. Wie konnte Churchill jemals gemeinsame Sache mit Stalin machen? Wie konnten sich britische Torys und russische Kommunisten auf ein gemeinsames Ziel einigen? Das waren die ausschlaggebenden Argumente für Hitler und Goebbels, und in den dreißiger Jahren hatten sie bestimmt einigen Grund, an den Wert dieser Theorien zu glauben.

Man durchforscht Churchills Schriften von 1936 bis zum Vor=abend des Krieges vergeblich danach, ob er eine Militärallianz mit Rußland, wie sie vor 1914 bestanden hatte, beharrlich verfochten hat. Die Russen hatten darum gebeten, und obwohl Churchill die Bolschewisten haßte, hätte man von ihm doch erwarten müssen, daß er, falls er Hitler wirklich fürchtete, an einem Bündnis mit Rußland, das Hitler Zügel angelegt hätte, interessiert gewesen wäre. Hatte er nicht 1914 und 1915 begeistert an die russische Dampf=walze geglaubt? Hatte er nicht felsenfest auf die strategische Wich=tigkeit Rußlands vertraut, als er sich darauf vorbereitete, das große Dardanellen=Abenteuer zu wagen? Wußte er nicht, daß die Russen Millionen von ausgebildeten Soldaten und fähige Generale besaßen? Er sollte das später erkennen, aber vorderhand machte ihn sein Haß gegen die Kommunisten noch blind für den Wert Rußlands als eines möglichen Verbündeten im Falle eines Krieges gegen Hitler. Sogar als in Spanien die Generalprobe für den Krieg begann, konnte er nicht verhehlen, daß seine Sympathien mehr auf der Seite von Hitlers Schützling Franco als bei der Linken waren. Folgendes schrieb er am 10. August 1936 über den spanischen Bürgerkrieg: „Zwei neue Spanien kämpfen um den Sieg, zwei sich gegenseitig ausschließende politische Systeme sind in einer tödlichen Umarmung verklammert. Der Faschismus kämpft mit dem Kommunismus, Geist und Mut Mussolinis und Hitlers streiten mit Geist und Mut Trotzkis und Bela Khuns. Das ist kein Klassenkampf, das ist nicht mehr die übliche Teilung in Arme und Reiche, in Habenichtse und Besitzende. Spaniens gesamte nationale und kriegerische Kraft ist aufgerufen,

es dem Aufstieg des Italiens Mussolinis zur beherrschenden Macht im Mittelmeer gleichzutun. Die italienischen Methoden sind das Vorbild dafür, die italienischen Großtaten eine Lockung. Soll Spanien, das größte Reich dieser Erde zu jener Zeit, als Italien nichts war als ein Sammelsurium sich gegenseitig zerfleischender Winkelfürstentümer, in die traurige Gleichmacherei eines kommunistischen Staates versinken oder soll es wieder seinen Platz unter den Großmächten einnehmen? Dies ist ein dröhnender Appell an die Jugend und die Männer eines großen Volkes. Das alte Spanien fiel mit der Monarchie, die parlamentarische Verfassung war nicht imstande, das Land vor einem mit Blut und Feuer erfüllten Chaos zu bewahren. Wer nun soll das neue Spanien schaffen und wie wird es aussehen? Das ist die Frage, die bis zur letzten Entscheidung durchgefochten werden muß."

Franco selbst hätte seine Sache nicht besser verfechten können — kein Wunder, daß daher seine Zeitungen diese Fragen wiederholten und gleich die Antworten darauf gaben.

Churchill fragte weiter: „Welches ist der Kurs, dem Frankreich und Großbritannien folgen werden? Wer auch in Spanien gewinnt, die Freiheit und die freiheitliche Demokratie werden die Verlierer sein. Ein wieder zum Leben erwachtes faschistisches Spanien in sehr naher Verbindung mit Italien und Deutschland ist die eine Art des Unheils; ein kommunistisches Spanien, das seine Fangarme über Portugal und Frankreich ausstreckt, ist das andere, und viele Leute glauben, daß dies das schlimmerer Unheil ist."

Churchill begünstigte jedoch eine britische Intervention nicht, für ihn war Franco weder ein großer christlicher Held wie Koltschak, noch ein Erretter der Welt wie Mussolini. Überzähliges veraltetes Kriegsmaterial, das beim Kampf gegen die Roten gute Dienste leisten konnte, gab es in England nicht mehr, und daher riet er, daß man sich aus diesem Kampf heraushalten solle. Seine Hilfe für Franco war rein rhetorischer Art. Wie schade, daß er nicht gegenüber dem russischen Bürgerkrieg eine ähnliche Zurückhaltung bewiesen hatte. Attlee ging nach Spanien, um der spanischen Demokratie beizustehen; in den Internationalen Brigaden gab es zwar ein Attlee-, aber kein Churchill-Bataillon.

Zwei Wochen später sprach Churchill voll tiefsten Abscheus über das Blutvergießen in Spanien. Schickt beiden Seiten wohltätige Hilfe unter der Flagge des Roten Kreuzes und im übrigen bewaffnet euch und haltet euch heraus, lautete sein Rat. Später kam Irlands Ministerpräsident de Valera im zweiten Weltkrieg zu nahezu dem gleichen Schluß. Für Churchill war die Nichteinmischung eine ganz neue Haltung. Die Brutalitäten und der Terror des Krieges in Spanien schienen ihn aus irgendeinem unerklärlichen Grund krank zu ma-

chen und zu empören. Laßt uns dem Menschenfreund Churchill in diesem Falle die schuldige Ehre erweisen.

Beinahe zwei weitere Wochen später (4. Sept. 1936) war Churchills Leitartikel „Feinde zur Linken" überschrieben und den Moskauer Prozessen gewidmet. „Viele Leute, die über die gerechte Sühne nicht besonders entsetzt sind, die diese Schurken, die gnadenlos Tausende ins Verderben geschickt haben, jetzt ereilt, haben sich doch vor der jämmerlichen Farce dieser Liquidierungsprozesse geekelt. Welches ist die Wirkung dieser Schlächtereien auf Rußland als militärischem Faktor für das Gleichgewicht der Kräfte in Europa? Es liegt auf der Hand, daß Sowjetrußland einen entscheidenden Schritt vom Kommunismus weg getan hat. Dies ist ein Umschwung nach rechts."

Obwohl er Betrachtungen darüber anstellte, wie ein Wandel in Rußlands Politik dessen Stellung in Europa beeinflussen würde, war er noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß es vom militärischen Standpunkt aus geraten erscheinen mußte, sich der Sowjetunion gegenüber zuvorkommend, wenn nicht sogar freundlich zu verhalten. Konnte man sich nicht, wenn Stalin wirklich „eine Wendung nach rechts" vollzogen hatte, auf einer gemeinsamen Basis treffen? Vielleicht ging dieser Gedanke Winston wirklich durch den Kopf, doch ist er ihm dann wohl nicht mehr nachgegangen. Er war noch nicht bei der Auffassung angelangt, daß jedermann, der darauf aus war, Deutsche zu töten, als neuer Freund willkommen sein sollte. Überall sah er die Staaten sich auf den Krieg vorbereiten. „Überall geht die Fabrikation von Munition und Kriegsgerät in raschem Tempo voran und die Wissenschaft vergräbt ihr geschändetes Haupt im Schmutz mörderischer Erfindungen. Als einziges Land unbewaffnet, wiegt sich Großbritannien gedankenlos in der Illusion der Sicherheit."

War nun Großbritannien wirklich die einzige Friedenstaube unter lauter Raubvögeln? Die britische Flotte war ohne Zweifel stark. Churchill hat 15 Monate später selbst zugegeben, daß dem so war und daß auch „während der Jahre der Abrüstung mindestens 50 Millionen Pfund im Jahre dafür aufgewendet wurden, Inventar und Organisation, die sich bereits auf dem höchsten Stand befanden, aufrecht zu erhalten". Auf jeden Fall hat es für die Marine niemals so etwas wie eine Abrüstung gegeben.

Churchill stellte ferner fest, daß man die Armee im Verhältnis zur seiner Ansicht nach starken französischen Wehrmacht einzuschätzen habe. Seit 1918 wurde angenommen, daß im Kriegsfall England in Europa an der Seite Frankreichs kämpfen werde, und die Pläne der Armee waren auf diesen Fall hin angelegt. Die Luftwaffe mochte im Verhältnis zu der neu aufgebauten deutschen schwach erscheinen, doch der der Konservativen Partei angehörende

Luftfahrtminister behauptete, daß sie so stark sei, wie man das habe ermöglichen können. Später gab sich jedermann der Täuschung hin, daß Großbritannien nahezu unbewaffnet in den Krieg gezogen sei, aber am 7. Januar 1938 — also nahezu zwei Jahre vor Kriegsausbruch — prahlte Churchill, daß in Großbritannien Geld für die Verteidigung ganz bestimmt nach allen Seiten ausgegeben werde.

Wie konnte er dann von einem „unbewaffneten Großbritannien" reden? Sogar die Regierung Ramsay MacDonald hatte eine einseitige Abrüstung verweigert, und abzurüsten war niemals in den Absichten irgendeiner britischen Regierung gelegen. Zwischen den beiden Kriegen gaben die britischen Steuerzahler riesige Beträge für die Armee, die Marine und die Luftwaffe aus. Ob sie auch den entsprechenden Gegenwert für ihr Geld erhielten, ist eine andere Frage, und wenn sie ihn nicht bekamen, dann ist vor allem die Partei Churchills dafür verantwortlich zu machen.

Der Erste Lord der Admiralität hatte 1936 einen Voranschlag für den Marinehaushalt eingereicht, der eine Steigerung um 9,880.000 Pfund gegenüber dem vorhergehenden Jahr und eine Erhöhung der Personalstärke um über 7000 Mann für das Jahr 1937 auswies. A. V. Alexander, der Erste Seelord der abgetretenen Labour-Regierung, hatte, weit davon entfernt, eine Abrüstung zu befürworten, am 7. November 1935 im DAILY HERALD erklärt: „Jedes einzelne unserer zwölf Schlachtschiffe ist so gut gepanzert wie jedes andere dieser Schiffe in der Welt", und in der Debatte zollte Lord Stanley, der neue Erste Lord der Admiralität, Alexander für dessen Marineprogramm seine Hochachtung: „Ich muß Mr. Alexander meine Anerkennung ausdrücken, weil wir hier dem Beispiel folgen, das er gab, als er Erster Lord der Admiralität war." Dieser Ausspruch paßt kaum zu der Behauptung, daß wir während der Amtszeit der Labour-Regierung MacDonalds einem Programm der einseitigen Abrüstung huldigten.

Der Voranschlag für den Luftwaffen-Etat 1936 wurde von Sir Philip Sassoon mit folgenden Erklärungen vorgelegt: „Die Voranschläge, die ich heute dem Unterhaus vorzulegen die Ehre habe und die sich auf annähernd 43 Millionen Pfund brutto und 39 Millionen Pfund netto belaufen, sind bei weitem die höchsten, die das Parlament dem Luftfahrtministerium seit dem Krieg zu genehmigen hat. Dies ist allerdings eine beklagenswerte Abkehr von den hochgemuten Bestrebungen, mit denen vier Jahre zuvor die Genfer Abrüstungskonferenz eröffnet wurde. Großbritannien ist also weit davon entfernt, 1936 in der Luft ungerüstet dazustehen; die Kampfkraft der Fronteinheiten wird sich in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren verdoppeln. Ich glaube nicht, daß irgend einer Streitmacht in Friedenszeiten eine ähnliche Aufgabe gestellt worden ist."

Der Vorschlag verlangte für die Luftwaffe eine Personalstärke von 45.000 Mann — was bestimmt kaum einer Abrüstung in diesem Bereich der britischen Wehrmacht glich.

War aber die Armee so verringert worden, daß man von einer Abrüstung sprechen konnte? Der Kriegsminister, Mr. Duff Cooper, der dem Parlament die Wünsche der Armee für 1936 vortrug, gab eine sehr ausführliche Übersicht über die Rolle, die der britischen Armee in jedem künftigen Kriege zufiel, und verlangte für sie eine Stärke von 158.000 Mann — ohne Indien. Die Labour-Partei wünschte keine Abrüstung, bestand aber darauf, daß die Armee nur 152.000 Mann stark sein solle.

Keiner dieser Anträge bedeutete, daß abgerüstet werden solle, im Gegenteil: Duff Cooper forderte die Mechanisierung von acht Kavallerieregimentern und die Reorganisation der Panzerbrigade. Der Voranschlag für die Armee erforderte eine Mehrausgabe von sechs Millionen Pfund und war der höchste seit dreizehn Jahren.

Niemand, der die Parlamentsdebatten über die Forderungen der Wehrmachtsteile für 1936 verfolgt hatte, konnte Churchills Darstellung vom September des gleichen Jahres zustimmen, daß Großbritannien unbewaffnet sei und sich gedankenlos in der Illusion der Sicherheit wiege. Churchills Hauptfehler als Historiker ist, daß seine Behauptungen so oft nicht im Einklang mit den Tatsachen stehen. Im Oktober 1936 hatte Neville Chamberlain seinem Tagebuch folgenden Satz anvertraut: „Würden wir Winstons Rat folgen und unseren Handel der Waffenproduktion opfern, würden wir diesem einen Schaden zufügen, der erst nach Generationen wieder gutgemacht werden könnte; wir würden das Vertrauen, das wir jetzt zu unserem Glück genießen, zerstören.

Es ist richtig, daß Churchill zu manchen Zeiten seine Partei kritisierte, ebenso richtig ist es aber, daß diese niemals einer Abrüstungspolitik wohlgesonnen war. Sie widersetzte sich diesen Bestrebungen in Genf, als die Deutschen für Litvinovs berühmten Abrüstungsplan eintraten. Die Konservativen weigerten sich, die Abrüstung als Grundlage ihrer Politik zu akzeptieren, als sowohl in Deutschland wie in Rußland Regierungen am Ruder waren, die ihr geneigt waren. Deutsche wie Russen sollten später Großbritannien im Rüstungswettlauf überholen, doch erst, als dieses die Abrüstungsvorschläge in dem Glauben zurückgewiesen hatte, die Alliierten, die den Ersten Weltkrieg gewonnen hatten, würden für alle Zeit die stärker bewaffneten Mächte bleiben.

Amerikanische Militärexperten haben enthüllt, daß Churchills kritische Hinweise auf ein britisches und französisches Zurückbleiben in der Rüstung und seine Behauptungen über eine überwältigende deutsche Überlegenheit und Aktivität auf diesem Gebiet

jeder Grundlage entbehrten. Churchill wiederholte diese Behauptungen, trotzdem er mehr als genug Gelegenheiten hatte, sich darüber besser zu informieren. Sogar noch in seinem nach dem Krieg erschienenen Buch THE GATHERING STORM schreibt er: „Wahrscheinlich stellte Deutschland im letzten Jahr vor dem Kriegsausbruch mindestens die zweifache, möglicherweise die dreifache Menge an Munition her als Großbritannien und Frankreich zusammengenommen, und auch seine großen Werke für den Bau von Kampfwagen erreichten jetzt ihre volle Kapazität."

Ein dem Kriegsminister der USA im Oktober 1947 zugeleiteter offizieller Bericht (FOREIGN LOGISTICAL ORGANIZATIONS AND METHODS) bewies die unglaubliche Ungenauigkeit von Churchills Zahlen und Schätzungen. Als 1939 die Feindseligkeiten ausbrachen, waren die Deutschen weit davon entfernt, für einen sich in die Länge ziehenden Krieg ausgerüstet zu sein. Die britische Produktion an Flugzeugen und Kampfwagen erreichte die deutsche oder überschritt sie sogar. 1938 produzierte Deutschland nur 5235 Militärflugzeuge aller Typen, darunter 3340 Kampfflugzeuge; 1939 waren es 8925 Flugzeuge aller Typen, darunter 4733 Kampfflugzeuge. England baute im gleichen Jahr über 8000 Militärflugzeuge. In den vier Monaten, die dem Kriegsausbruch folgten, baute Deutschland nur 247 Kampfwagen und Geschütze auf Selbstfahrlafetten, die Briten dagegen 314 Kampfwagen. Es ist eine weitverbreitete Annahme, daß der überwiegende Teil der deutschen Industrie sich nach 1936 mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigte, doch stellte ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Burton Klein, in der AMERICAN ECONOMIC REVIEW vom März 1948 fest, daß Deutschland kaum mehr von seiner Produktion für militärische Zwecke aufgewendet hat als Frankreich und England von 1916 bis 1939.

In ihrem alliiertenfreundlichen und einer Revision der Verträge abgeneigten Buch THE CHALLENCE TO ISOLATION weisen die amerikanischen Professoren William L. Langer und S. Everett Gleason mit aller Entschiedenheit die fragwürdigen Thesen Churchills über die überwältigende Stärke Deutschlands im Jahre 1939 zurück: „Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Deutschen im Jahre 1939 weit davon entfernt waren, auf einen langen und umfassenden Krieg vorbereitet zu sein. Ihre laufende Kriegsproduktion war der kombinierten britischen und französischen unterlegen und sie hatten bemerkenswert wenig Reserven. Von den 100 Divisionen, die sie gegen Polen ins Feld schickten, waren nur drei mechanisiert und keine völlig motorisiert. Mit einem Wort: die Deutschen waren zwar für einen zwei Monate dauernden Blitzkrieg wie den gegen Polen gerüstet, auf keinen Fall aber für die Art von Krieg, in die sie nun verwickelt wurden."

Als Deutschland und Japan den Antikomintern-Pakt schlossen, ließ Churchill einen Seufzer der Erleichterung hören. Am 27. November 1936 schrieb er: „Die Gefahr, daß Rußland und Deutschland auf Kosten der westlichen Demokratien zu einer Übereinkunft gelangen könnten, ist endgültig geschwunden." Er war voller Hoffnung darauf, daß die Säuberungen in Rußland eine Abkehr vom Kommunismus bedeuteten und war nun fähig, folgendes zu schreiben: „... der Riese Rußland, eine Großmacht, erfüllt vom Geist des Nationalismus, mit starken, kampfkräftigen, gut ausgerüsteten Armeen, mit dem Wunsche, für sich zu bleiben, seiner Entschlossenheit, sich einer Invasion oder einer Zerstückelung zu widersetzen. Jetzt ist gewißlich die Stunde gekommen, daß Rußland ein für allemal den Pfad wählen sollte, der zu seiner Sicherheit führt. Stalin samt den Führern der russischen Armee und den Leitern der russischen Außenpolitik sollten nun die Komintern auflösen und auslöschen. Sie sollten sich Europa als sozialistischen Sowjetstaat präsentieren, der bis an die Zähne bewaffnet ist, um sich seine nationale Selbständigkeit zu erhalten und jeder Idee abhold ist, seine politische Doktrin der Welt aufzudrängen, es sei denn durch das Beispiel, das er uns gibt."

Dies war eine vergleichsweise entgegenkommende Einstellung, die man bisher in Churchills Bekundungen über Rußland vermißt hatte. Es ist lehrreich, festzustellen, daß Stalins blutige Säuberungsaktionen der Jahre 1936 bis 1938, die bestimmt weit umfassender waren als die Trotzkys, Churchills Zorn nicht heraufbeschworen. Im Gegenteil, es schien, als gäben sie ihm nicht wenig Genugtuung und Anlaß, sich behaglicher zu fühlen. Die Liquidierung der alten Bolschewiki gab ihm die leise Hoffnung, daß ein nationalistisches Rußland mit „gut ausgerüsteten Armeen" im Falle eines Krieges mit Deutschland von Vorteil sein konnte. Falls Stalin nur die Komintern auflösen und Armeen für die Ostfront aufstellen würde, war Churchill geneigt, dessen „morgendliches Programm von Todesurteilen" zu übersehen. Alles in allem: war Stalin nicht eine wesentlich repräsentablere Gestalt als Trotzki? Er hatte schließlich zumindesten keinen abschätzigen Artikel über Churchill geschrieben. Die Aussicht, Rußland als Verbündeten gegen Hitler zu gewinnen, war einiger Beachtung wert. Am 15. Oktober 1937 war Churchill zu der Überzeugung gelangt, daß der Krieg nicht unmittelbar drohe. Er schrieb damals: „Drei oder vier Jahre zuvor war ich selbst einer der lautesten Alarmrufer. Ich versuchte zu zeigen, daß überall in der Welt Gefahren drohten und dem Parlament wie der Regierung, die das Parlament in die Irre führte (nebenbei: die

konservative Regierung; Anmerkung des Verfassers), klarzumachen, daß man unbedingt aufrüsten müsse. Damals war die Gefahr noch weit entfernt und es blieb Zeit genug. Jetzt steht die Gefahr klarer vor unseren Augen, zur gleichen Zeit werden aber große Anstrengungen unternommen, ihr zu begegnen. Dies ist daher nicht der rechte Augenblick, diese Gefahr zu übertreiben, wenn man ihr nur mutig entgegenzutreten entschlossen ist. Trotz der Risiken, die einer Prophezeiung zu eigen sind, erkläre ich aus Überzeugung, daß zur Zeit kein großer Krieg droht und daß ich immer noch glaube, daß wir eine gute Chance haben, in unserer Epoche einen solchen Krieg nicht zu erleben."

In seinen Artikeln klopfte er sich voll Hochachtung als bedeutendem politischen Propheten selbst auf die Schulter. Er entschädigte sich für seine Rückfälle in pessimistische Ansichten über die Situation in Europa, indem er seiner Genugtuung darüber Ausdruck gab, daß die Woge des Sozialismus abebbte: „Die größten möglichen Wählerschaften haben nun wiederholt die größten möglichen konservativen Mehrheiten gebracht. Die lange Reihe von Nachwahlen und die sechs Jahre, in denen die Macht in Händen derselben Männer lag, haben beide die gleiche Tatsache verkündet: die Labour-Partei hat in ihren extremen wie in ihren gemäßigten Gruppen die Grenzen ihrer Ausdehnungsfähigkeit erreicht."

So sah also Churchills Ansicht über die Situation der britischen Politik im Jahre 1937 aus. Er glaubte, daß die Labour-Partei ständig in der Minderheit bleiben werde, in die sie als Folge der Panik-Wahlen geraten war, und daß der Sozialismus „im Abebben war". Dieser Leitartikel endete mit folgendem Satz: „Die Tatsache, daß es hinsichtlich der Wiederaufrüstung zwischen den politischen Parteien und den verschiedenen Schichten der Bevölkerung keinerlei Differenzen gibt, ist das beste Unterpfand für die Zukunft und läßt uns die sichere Hoffnung, daß das prächtige Schiff der Freiheit den Klippen entgehen, das Vorgebirge umrunden und die offene See gewinnen wird."

Hitler erzählte zur gleichen Zeit den Deutschen genau das Gleiche, allerdings in einer weniger romantischen Sprache. Wiederbewaffnung hieß die Forderung der Stunde — „Wenn Du den Frieden willst, bereite Dich auf den Krieg vor" war die Parole. Deutschland muß stark sein, und der ist am sichersten, der die meisten Tanks, Flugzeuge und die stärkste Armee besitzt und der am besten auf den Kampf vorbereitet ist. Das war es auch, was Mussolini verkündete, das war es, was sie alle sagten. So rüsteten alle Mächte wieder auf und verkündeten ihren Völkern, daß man es tun müsse, weil die anderen Nationen es ebenfalls taten. Gab es — trotz Churchills Beteuerungen, daß er an die Demokratie glaube — viele grund-

legende Unterschiede zwischen seiner Mentalität und der Hitlers oder Mussolinis? Sicher trug Churchill kein Braun- oder Schwarzhemd, doch zollte er dem „Patriotismus" beider Diktatoren seinen Tribut. Das italienische und das deutsche Großkapital unterstützten Mussolini und Hitler, weil diese Diktatoren es vor dem Kommunismus gerettet hatten. In Großbritannien handelte man etwas anders; die Federation of British Industries und die City von London hatten keinen Grund, Sir Oswald Mosley beizustehen, solange die Konservativen an der Macht waren. Die Krupps und Thyssens finanzierten Hitler, die britische Rüstungsindustrie zog Riesengewinne aus dem Wiederaufrüstungsprogramm, das der Regierung von Winston Churchill aufgenötigt worden war. Für die Arbeiterbevölkerung ganz Europas bedeutete all das weniger Butter und mehr Kanonen — und am Ende den Krieg.

Im Mai 1938 hatte sich Churchills neue, entgegenkommende Haltung gegen Rußland in Bewunderung für dessen militärische Stärke verwandelt. In einem Artikel, der sich mit dem Krieg der Japaner gegen China befaßte, sagte er: „Hier müssen wir die Dienste anerkennen, die Sowjetrußland im Fernen Osten der Zivilisation und auch den britischen und amerikanischen Interessen leistet. Rußland hält die beste japanische Armee an seinen Grenzen gebunden. Zur gleichen Zeit strömt auf einer ausgezeichneten Straße von Russisch-Turkestan nach der westlichsten chinesischen Provinz Kansu und von dort in das Herz Chinas eine ununterbrochene Kette von Lastwagen, die den chinesischen Armeen russische Munition und russische Ausrüstung zuführen. Eine halbe Million Kulis arbeitet ständig an dieser Straße, und zumindesten einiges von dem, was man für einen modernen Krieg benötigt, kommt in die Hände derer, die ihre Heimaterde verteidigen. Es liegt ganz bestimmt nicht im Interesse des britischen Empires wie des Weltfriedens, daß diese Zufuhr abgedrosselt wird. Die Demokratien des Westens sollten die Rolle anerkennen, die Sowjetrußland — wenn auch für seinen eigenen Nutzen — im Fernen Osten spielt."

Am 15. September 1938 ging Churchill so weit, vorzuschlagen, daß Großbritannien, Frankreich und Rußland — mit der moralischen Unterstützung der USA — Herrn Hitler gleichzeitig Noten überreichen sollten, die feststellten, daß ein Angriff auf die Tschechoslowakei einen gemeinsamen Gegenschlag auslösen werde. „... Wenn dieser kommen würde, könnte man zu Recht annehmen, wenn nicht beinahe mit Sicherheit hoffen, daß die Katastrophe, die so leicht unsere Kultur verschlingen würde, abzuwehren sei."

Chamberlain hatte jedoch keinesfalls die Absicht, diesen Rat anzunehmen. Über das Schicksal der Tschechoslowakei wurde entschieden, ohne daß Sowjetrußland zu den Verhandlungen einge-

laden wurde. Die Konservativen hielten sich Rußland noch immer auf Armlänge vom Leib, auch wenn Churchill geneigt war, einem gemeinsamen Aktionsplan zuzustimmen. Er konnte sich aber auf der anderen Seite nicht enthalten, Hitler weitere Lobsprüche zu zollen. „Wir müssen lernen", erklärte er, „aus dem Unglück den Weg in eine künftige Größe zu finden. Unsere Führer müssen einiges von dem Geist des österreichischen Gefreiten besitzen, der, als alles um ihn herum in den Schutt gesunken und Deutschland für immer dem Chaos verfallen schien, nicht zögerte, gegen das riesige Heerlager der siegreichen Nationen anzutreten und diesen bis zum heutigen Tage entscheidende Erfolge abzugewinen."

Wenn man ihn dazu aufforderte, war Winston bereit, diesen Geist zu erwecken, aber noch hatte ihn die Tory-Regierung nicht gerufen. Die Konservativen waren durchaus damit einverstanden, ihn weiterhin die Rolle der knurrenden britischen Bulldogge weiterspielen zu lassen, sie waren aber der Meinung, daß diese Bulldogge nicht in den Salon, sondern in den Hundezwinger vor der Türe gehörte. Keith Feiling, der Biograph Chamberlains, berichtet uns, daß der Premierminister in seinem Tagebuch notierte: „Churchills Chancen für einen Eintritt in die Regierung verbessern sich in dem Maße, wie ein Krieg wahrscheinlich wird und *vice versa*."

Solange der Premierminister seine Appeasement-Politik weiter verfolgte, durfte Churchill kaum erwarten, daß man ihn ins Kabinett berufen werde, weil er ja dessen Entschlüsse aufs heftigste kritisiert hatte. Er betrachtete Neville Chamberlains Übereinkommen mit Hitler keineswegs als Vorspiel des „Friedens für unsere Zeit", sondern als eine demütigende Niederlage –, und er sagte das auch deutlich.

Am 1. Dezember 1938 schrieb er über die „trübseligen Nachwirkungen Münchens" und erging sich in Mutmaßungen darüber, in welchem Umfang „die kampflose Eroberung und buchstäbliche Aufsaugung der Tschechoslowakei" die militärische Position Frankreichs verändert habe. „Frankreichs gesamtes Bündnissystem in Osteuropa ist zusammengebrochen und kann nie mehr wiederhergestellt werden, außer vielleicht nach einem Zwischenraum von Jahren und in einer völlig veränderten Form."

Das Gebäude des Vertrages von Versailles war eingestürzt wie ein Kartenhaus, der Krieg von 1914 bis 1918 war in jeder Beziehung umsonst geführt worden. Der Plan, Deutschland mit Waffengewalt in Schranken zu halten, war mißlungen. Churchill bemerkte dazu: „Die Gründe, warum Frankreich in dieser Stunde nicht seine volle Stärke zum Tragen bringt, sollten nicht bei der arbeitenden Bevölkerung, die ja auch Frankreichs Soldaten stellt, gesucht werden, sondern in bestimmten Schichten des Mittelstandes und bei den

Wohlhabenden. Ähnliches ist auch in Großbritannien zu beobachten."

Vierzehn Tage später beschäftigte er sich mit der Lage Polens, das zeitweise auf Kosten der Tschechoslowakei Gewinne erzielt hatte, nun aber ganz offensichtlich Hitlers nächstes Opfer war: „Rußland ist ein Mysterium, ein Rätsel, das vielleicht niemand lösen kann. Die Art und Weise, wie Rußland im Fernen Osten gehandelt hat, verdient die Anerkennung Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. Was Rußland tun kann oder tun will, bevor oder wenn sein Territorium angegriffen wird, kann niemand vorhersagen, man würde aber ein Narr sein, würde man diesen Fall als nebensächlich beiseiteschieben."

Am 9. März 1939 notierte er mit sichtlicher Zustimmung, daß Mr. Chamberlain „der Sowjetbotschaft in London einen Besuch abgestattet und damit erneut das Interesse bekundet hat, das Großbritannien der Steigerung des Handels und der Intensivierung der Zusammenarbeit mit Rußland entgegenbringt. Wir sollten daher die Ereignisse in Osteuropa und die wachsende Stärke der USA voll Hoffnung als weitere Garantien gegen einen Niederbruch der Zivilisation in diesem Jahr betrachten."

Er war also jetzt nicht nur sehr angetan davon, daß der Premierminister „die blutbefleckte Hand des Bolschewismus" schüttelte, sondern setzte seine Hoffnung auch darauf, daß Rußland „den Niederbruch der Zivilisation" abwenden werde.

Vierzehn Tage später hatten Hitlers Einfall in die Tschechoslowakei und deren Annektierung Churchills Hoffnungen einen neuen Schlag versetzt. Chamberlain gab seine Beschwichtigungspolitik endgültig auf, Polen und Rumänien erhielten britische Garantien, Verhandlungen mit Sowjetrußland wurden eröffnet. Churchill kommentierte: „Macht und Einfluß Rußlands können allzu leicht unterschätzt werden. Die loyale Einstellung der Sowjets zur Sache des Friedens und ihr offenkundiges Interesse daran, sich dem Vormarsch der Nazis zum Schwarzen Meer zu widersetzen, haben in allen östlichen Staaten, die jetzt von den Wahnsinnsträumen Berlins bedroht werden, ein Gefühl der offenen Ermutigung erweckt."

Am 4. Mai beschäftigte sich Churchill mit der Situation Polens: „Die Erhaltung der Integrität Polens hat an der Spitze der Überlegungen der gesamten Welt zu stehen. Man hat allen Grund, zu glauben, daß die polnische Nation für ihr Leben und ihre Freiheit zu kämpfen bereit ist. Sie besitzt eine ausgezeichnete Armee, von der zur Zeit über eine Million Mann mobilisiert sind. Die Polen haben stets gut gekämpft, und eine Armee, die weiß, worauf es ankommt, ist doppelt so stark."

An diesem Punkt muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß Churchill mit manchen anderen britischen Publizisten und Politikern einer der nachdrücklichsten Kritiker der Schaffung des polnischen Korridors gewesen ist. Er hat sie stets als einen der unverzeihlichsten Fehler des Versailler Vertrages bezeichnet und verlangt, daß dieser unbedingt berichtigt werden müsse, wenn der Frieden gewahrt bleiben solle. Am 13. April 1933 hatte er im Unterhaus erklärt: „Viele Leute — ich war einer von ihnen — haben vor geraumer Zeit gewünscht, daß das Problem des polnischen Korridors bereinigt werde. Für meinen Teil habe ich dies stets als eines der wichtigsten Ziele einer nach Frieden strebenden europäischen Diplomatie betrachtet." Hitlers 1939 geäußertes Verlangen nach der Rückgabe Danzigs und dem Bau einer Autostraße quer durch den polnischen Korridor war viel weniger drastisch, als die „Bereinigung", die Churchill und andere Engländer in den Jahren zuvor gefordert hatten.

Die Polen waren im Sommer 1939 von tiefstem Mißtrauen gegen Sowjetrußland erfüllt, trotzdem beschwor Churchill sie, einem Bündnis mit diesem Staat zuzustimmen: „Es muß der polnischen Regierung sehr deutlich vor Augen gehalten werden, daß der ernstgemeinte Beitritt Sowjetrußlands zum Friedensblock der Nationen von ausschlaggebendem Wert für die Verhinderung des Krieges und auf jeden Fall notwendig für den Erfolg dieser Politik sein wird. Man versteht durchaus, daß die Polen gezwungen sind, zwischen dem deutschen und dem russischen Nachbarn zu balancieren, doch von dem Moment an, da die bösen Absichten der Nazis offenkundig waren, mußte ein Defensivbündnis zwischen Polen und Rußland unausweichlich werden . . . Es gibt keine Möglichkeit, eine Ostfront gegen die Nazi-Aggression aufrecht zu erhalten, wenn Rußland nicht tatkräftige Hilfe dabei leistet. Rußland muß mit allen Mitteln darauf bedacht sein, Hitlers Pläne in Osteuropa zum Scheitern zu bringen. Es müßte jetzt noch möglich sein, alle Staaten und Völker zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer zu einer stabilen Front gegen neue Gewalttaten oder eine Invasion zusammenzuschweißen. Eine solche Front, aufgerichtet im gegenseitigen Vertrauen, ausgestattet mit wirklich funktionierenden militärischen Übereinkünften, könnte, vereinigt mit der Stärke der Westmächte, auch jetzt noch Hitler, Göring, Himmler, Ribbentrop, Goebbels und Konsorten Kräfte gegenüberstellen, die das deutsche Volk herauszufordern zögern dürfte."

Churchill war sehr spät zu diesem Schluß gekommen. Das Rad hatte sich nun eine volle Umdrehung weitergedreht. Es war Churchill gewesen, der Polen bei seinem Angriff auf Rußland im Jahre 1920 Hilfe geleistet und in der EVENING NEWS vom 28. Januar 1920 ge-

schrieben hatte: „Ein vergiftetes, ein infiziertes, ein von Seuchen verheertes Rußland, ein Rußland bewaffneter Horden verbreitet nicht nur mit Bajonetten und Kanonen Verheerungen ringsum, in seinem Nachtrab verbreiten sich auch Schwärme von Ungeziefer und Typhusbazillen, die die Menschen töten, und es vergiftet Geist und Seele ganzer Nationen mit seinen politischen Doktrinen. Können die Bolschewiken uns im Augenblick nicht mit Armeen überwältigen, so versuchen sie es doch mit ihrer Propaganda. Die Bauern werden gegen die Grundbesitzer aufgehetzt, die Arbeiter gegen ihre Brotgeber, die Eisenbahner und die Angehörigen der öffentlichen Dienste werden zum Streiken verführt, die Soldaten zu Meutereien und zum Töten ihrer Offiziere, der Mob wird aufgereizt, die Angehörigen des Mittelstandes zu ermorden, deren Häuser zu plündern, deren Habe zu stehlen, deren Frauen zu mißbrauchen, deren Kinder wegzuschleppen; ein teuflisches Netz von Geheimbünden umgarnt ehrenwerte Politiker, die Presse wird gekauft, wo immer das möglich ist . . . Der Ruin Polens, entweder durch Gewalt von außen oder Unterhöhlung von innen her und die Einfügung ganz Polens in das Staatssystem der Bolschewisten würde die Barriere, auf die alles ankommt, hinwegfegen, und würde Rußland und Deutschland in direkten Kontakt bringen."

Das waren weniger als zwanzig Jahre zuvor Churchills Ängste gewesen; sie waren immer noch die der polnischen Regierung, die Churchill nun mit glühenden Appellen beschwor, die bolschewistische Regierung als Verbündeten zu begrüßen, um das eigene Land zu retten.

VIERTER TEIL

DIE BULLDOGGE IM ZWEITEN WELTKRIEG

MÜNCHEN — UND DER KRIEG

Während der Unterhausdebatte über die am 5. Oktober von Neville Chamberlain und Hitler unterzeichnete Münchener Vereinbarung hielt Winston Churchill eine Rede, die der Sache nach eine umfassende Anklage gegen die Außenpolitik der konservativen Regierung und deren Haltung gegenüber Hitler war. Er erklärte, daß man in Großbritanniens Geschichte bis in die Zeit Ethelred des Zauderers zurückgehen müsse, um ein Beispiel für so viel Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit zu finden, und fügte hinzu: „Wir sehen, daß ein Unheil größten Ausmaßes über Großbritannien und Frank-

reich hereingebrochen ist. Wenn ich an die schönen Hoffnungen auf einen langen Frieden denke, die sich zu Beginn des Jahres 1933 boten, als Hitler zur Macht kam, und dann alle die versäumten und verpfuschten Gelegenheiten betrachte, die sich uns geboten haben, das Wachsen dieser Macht zu stoppen, dann vermag ich nicht zu glauben, daß es dafür in der Geschichte auch nur einen Parallelfall gibt. Soweit es dieses Land betrifft, liegt die Verantwortung dafür bei den Männern, die die unbestrittenen Leiter unserer Politik sind. Sie hinderten weder Deutschland daran, wiederaufzurüsten, noch rüsteten sie selbst rechtzeitig wieder auf. Sie zerstritten sich mit Italien, ohne Abessinien zu retten. Sie mißbrauchten und diskreditierten das beträchtliche Prestige, das der Völkerbund genoß, und vernachlässigten die Bildung von Allianzen, die zuvor begangene Fehler möglicherweise wiedergutgemacht hätten. Auf diese Weise ließen sie uns in der Stunde der Prüfung ohne angemessene nationale Verteidigung und in einer lediglich fiktiven Sicherheit."

Vermutlich hätte Churchill in den Tagen von München gegen Deutschland losgeschlagen. Die Verteidiger Chamberlains gaben zu bedenken, daß er dann gegen den ausdrücklichen Rat des französischen Generalstabes gehandelt hätte und daß Großbritannien wie Frankreich damals auf einen großen europäischen Krieg nicht vorbereitet gewesen seien. Vom militärischen Standpunkt aus war Churchill zu dieser Zeit im Recht. Hitler hätte 1938 viel leichter besiegt werden können als 1939. Damals hätte er nicht nur die Streitkräfte Großbritanniens und Frankreichs, sondern auch die der Tschechoslowakei und der Kleinen Entente mitsamt der Sowjetarmee — deren Beistand angenommen worden wäre — gegen sich gehabt. 1939 war die Tschechoslowakei als Militärmacht ausgelöscht und Rußland hatte seinen Pakt mit Deutschland geschlossen.

Spätere Verteidiger Chamberlains haben argumentiert, daß die Flugzeuge, die die britische Insel während der Schlacht um England gerettet haben, zu dieser Zeit noch nicht fertig gewesen seien und daß ein Krieg zur Zeit der Münchner Ereignisse, als Großbritannien noch nicht wiederaufgerüstet war, vernichtende Folgen gehabt hätte. Der britische Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson, berichtet, daß ihm während der Münchner Konferenz Göring bedeutet habe, daß für die Verteidigung Londons gegen Luftangriffe nur vierzehn Flakgeschütze zur Verfügung stünden und nichts Deutschland daran hindern könnte, jeden Tag 1000 bis 2000 Bomben auf London zu werfen.

Chamberlain verfolgte die Taktik, mit Hitler im Gespräch zu bleiben und die Appeasement-Politik fortzusetzen. Churchill war bereit, das Hasardspiel des Krieges zu wagen, ob die Wiederaufrüstung nun abgeschlossen war oder nicht. Die Nazis sahen in ihm

mehr und mehr ihren britischen Hauptfeind. Als immer klarer wurde, daß Hitler die Verträge ohne Zögern brach, entschloß sich Chamberlain im März 1939, Polen eine Sicherheitsgarantie zu geben.

Während der Debatte, die dieser Ankündigung in den ersten Apriltagen folgte, erklärte Churchill, daß er sich hinsichtlich des Angebotes an Polen mit dem Premierminister in völliger Übereinstimmung befinde. Lloyd George dagegen protestierte: „Wenn wir uns darauf einlassen, ohne der Hilfe Rußlands sicher zu sein, gehen wir in eine Falle. Ich vermag nicht einzusehen, warum wir uns nicht vorher des Beistandes Rußlands versichert haben, bevor wir uns auf dieses gefährliche Abenteuer einließen. Ich verlange von der Regierung, daß sie sofort mit allen Mitteln versucht, Rußland als Bundesgenossen einer Allianz, einer Übereinkunft, eines Paktes zu gewinnen — ganz gleich, was es ist, wenn es nur eine Vereinbarung darüber ist, daß wir gemeinsam gegen die Aggressoren kämpfen werden. Geschieht das nicht, haben wir ein sehr riskantes Spiel begonnen."

Als die Polen überrannt worden waren, schrieb Lloyd George im SUNDAY EXPRESS (24. September 1939): „Der Chef unseres Generalstabes war in Frankreich, als diese gedankenlose Zusicherung gegeben wurde. Ich habe Grund zu der Annahme, daß nach seiner Rückkehr er wie seine Berater mit Nachdruck erklärten, daß wir nicht imstande seien, dieses Versprechen einzulösen." Lloyd George griff auch den Premierminister (Neville Chamberlain) an: „Nachdem Hitler ihn zum Narren gehalten hatte, fühlte er, daß er etwas tun mußte, um sein verlorengegangenes Prestige wiederzugewinnen, und so stürzte er sich in das erstbeste unbesonnene und törichte Abenteuer, das ihm in seinen ununterrichteten Kopf kam. Er garantierte Polen, Rumänien und Griechenland, daß Großbritannien sie vor der riesigen deutschen Armee beschützen werde. Das sah großartig aus, aber Männer, die Bescheid wußten, machten ihm deutlich, daß wir noch keinen Krieg führten. Ich habe im Unterhaus als erster auf diese auf der Hand liegende Tatsache hingewiesen und es puren Irrsinn genannt, ohne den militärischen Beistand Rußlands eine solche Bindung einzugehen."

Churchill jedoch hatte in aller Öffentlichkeit die Garantie an Polen gutgeheißen, die Garantie, die uns im September 1939 den Krieg brachte. In einem Aufsatz im JOHN BULL („Die großen Illusionen von 1939") gibt Captain Liddell Hart, der bedeutende Militärschriftsteller und Kriegshistoriker, folgenden Kommentar zu dem, was Churchill in seinen Kriegserinnerungen über die Niederlage Polens zu sagen weiß: „Bei der Beschreibung des polnischen Zusammenbruchs sagt Churchill in seinen Memoiren: ‚Weder in Frankreich

noch in Großbritannien hatte man eine wirkliche Vorstellung, was es bedeutete, daß gepanzerte Fahrzeuge jetzt imstande waren, Artilleriefeuer zu widerstehen und an die 100 Meilen im Tag vorzustoßen.' Diese Feststellung ist nur allzu wahr — soweit sie die große Masse der älteren Soldaten und Staatsmänner beider Länder betrifft. Churchill vermeidet aber, zu erwähnen, daß diese neuen Möglichkeiten zu allererst in Großbritannien von einer kleinen Gruppe modern denkender Soldaten überdacht und immer wieder der Öffentlichkeit vorgestellt worden waren.

In dem Band seiner Erinnerungen, der den Zusammenbruch Frankreichs im Jahre 1940 behandelt, macht Churchill das bemerkenswerte, wenn auch eingeschränkte Eingeständnis: ‚Da ich so viele Jahre keinen Zutritt zu den offiziellen Dokumenten hatte, begriff ich die Tragweite der Revolution nicht, die sich seit dem letzten Krieg als Folge des Auftretens zahlreicher schnell beweglicher schwerer Panzer abgespielt hat. Ich wußte zwar davon, änderte aber meine Meinung nicht so weit, wie ich das hätte tun müssen'."

Liddell Hart hält Churchills Verteidigung nicht für überzeugend und fährt fort: „Das ist ein außerordentliches Eingeständnis für einen Mann, der im letzten Krieg eine solch große Rolle bei der Einführung des Kampfwagens gespielt hat. Das Eingeständnis ist in seiner Offenheit ehrenwert, aber die Entschuldigung steht auf schwachen Beinen. Er war doch bis 1929 Schatzkanzler gewesen, und unsere Panzerversuchsbrigade, die erste der Welt, war 1927 gebildet worden, damit man mit ihr die neuen Theorien erproben konnte, die die Verfechter einer Kriegführung mit schnellfahrenden Panzern seit einigen Jahren predigten. Er war mit diesen Theorien durchaus vertraut und hatte die Brigade im Gelände beobachtet. Auch nachdem er die Regierung verlassen hatte, scheint er in einem bemerkenswerten Umfang Zugang zu den offiziellen Informationen gehabt zu haben.

Übrigens war dies alles nicht so wichtig, da die höheren Offiziere im Kriegsministerium weiterhin rückständig dachten, doch hatte Churchill in späteren Jahren häufig Gespräche mit den Verfechtern der Kriegführung mit schnellfahrenden Panzern, nicht zuletzt mit General Fuller und mir selbst, und hatte zudem alles gelesen, was wir über dieses Thema geschrieben haben. Der Mangel an Verständnis für diese neue Auffassung vom Wesen der Kriegführung und der Widerstand offizieller Kreise dagegen scheint in Frankreich sogar noch größer gewesen zu sein als in England — und in Polen größer als in Frankreich. Dieses Unverständnis war die Ursache des Versagens beider Armeen im Jahre 1939 sowie des zweiten der Franzosen im Jahre 1940, das noch weit vernichtendere Folgen hatte. Die Denkungsweise der maßgebenden polnischen Militärs war völlig

veraltet, was sich vor allem in der Zusammensetzung der Streitkräfte ausdrückte. Man setzte sein Vertrauen noch immer auf große Verbände berittener Kavallerie und glaubte unumstößlich daran, daß Kavallerieattacken noch möglich seien."

Liddell Hart schließt mit folgendem vernichtenden Urteil über die Haltung, die Churchill damals gegenüber Polen einnahm: „Die Lektion von *1939 ist in zwei Sätzen darzustellen:* Im Osten wurde eine hoffnungslos veraltete Armee von einer kleinen, modern geführten Panzerarmee sehr schnell in alle Winde zerstreut, im Westen vermochte eine schwerfällige keinerlei nachhaltigen Druck auszuüben, bevor es zu spät war.

Churchill schildert dann die Vorgänge bei unserem Kriegseintritt, beschreibt, wie wir Deutschland erlaubten, wiederaufzurüsten und dann Österreich und die Tschechoslowakei zu überwältigen, während wir zur gleichen Zeit Rußlands Vorschläge zu gemeinsamem Handeln verächtlich zurückwiesen, und fährt dann fort: ‚Nachdem fahrlässig auf jeden Beistand verzichtet, alle Vorteile beiseite geschoben worden waren, trat Großbritannien, Frankreich an der Hand führend, mit einer Garantie für die Integrität Polens hervor — jenes Polen, das sich erst sechs Monate zuvor mit der Gefräßigkeit einer Hyäne an der Plünderung und Zerstörung des tschechoslowakischen Staates beteiligt hatte. 1938 hatte es noch Sinn, für die Tschechoslowakei zu kämpfen, als die deutsche Armee kaum ein halbes Dutzend ausgebildeter Divisionen für die Westfront verfügbar hatte, als die Franzosen mit nahezu sicherem Erfolg 60 oder 70 Divisionen gegen den Rhein und das Ruhrgebiet hätten ansetzen können. Damals hatte man erklärt, daß ein solches Vorgehen unvernünftig, unbesonnen, unklug und unmoralisch sei. Etwas später waren die beiden westlichen Demokratien doch endlich bereit, ihre Existenz für die Unversehrtheit Polens aufs Spiel zu setzen. Die Geschichte, von der man behauptet, daß sie vor allem von den Verbrechen, Torheiten und dem Elend der Menschheit berichtet, muß nach allen Richtungen durchforscht werden, will man eine Parallele für diese plötzliche und radikale Abkehr von einer fünf oder sechs Jahre währenden leichtfertigen Politik und die nahezu über Nacht bekundete Bereitschaft zu finden, einen viel gefährlicheren Krieg unter wesentlich schlimmeren Bedingungen zu führen ... Endlich wurde eine Entscheidung getroffen, leider aber zum ungeeignetsten Augenblick und mit kaum ausreichender Begründung, was mit Bestimmtheit den Mord an Millionen heraufbeschwört.'

Eine schärfere Verurteilung unserer Torheit ist nicht denkbar. Churchill selbst hatte in der Erregung des Augenblicks Chamberlains Garantieangebot an Polen begrüßt. Warum? Er versucht nicht, uns dafür eine ausreichende Erklärung zu geben. Es zeigt sich, daß

er 1939, wie die meisten anderen Führer Großbritanniens, in einem zornigen Impuls gehandelt hat, statt mit dem kühlen Kopf, der früher für britische Staatsmänner charakteristisch war."

Diese Schlußfolgerung eines unserer bedeutendsten zeitgenössischen Militärschriftstellers ist bemerkenswert. Großbritannien hatte Polen eine Garantie gegeben, ohne vorher eine Übereinkunft mit Rußland getroffen zu haben. Stalin, der die Chamberlain-Regierung mit Mißtrauen beobachtete, unterzeichnete seinen Pakt mit Hitler. Polen wurde überfallen, Großbritannien erklärte am 3. September Deutschland den Krieg.

Churchill fällte nach dem Ausbruch des russisch-finnischen Krieges ein vorschnelles Urteil. Stalin war nach Abschluß seines Paktes mit Hitler in Polen eingefallen und hatte von Finnland die Auslieferung strategischer Stützpunkte verlangt, was den Krieg bedeutete. Churchill änderte daraufhin seine Haltung gegenüber Rußland, von dem er noch im Jahr zuvor sehr zuvorkommend gesprochen hatte, völlig. Die ersten Niederlagen der Russen in Finnland verführten ihn zu dem voreiligen Schluß, daß die Rote Armee keine sehr große Kampfkraft besaß. Seine Rundfunkrede vom 20. Januar 1940 bewies, daß er die antirussische Trommel noch ebenso heftig schlagen konnte, wie in den späten zwanziger Jahren. Seine erst kürzlich bekundete Bewunderung für die Sowjetarmee war völlig verschwunden. Er sagte: „Der Dienst, den Finnland der Menschheit erwiesen hat, ist jeglicher Bewunderung wert. Die Finnen haben vor aller Welt die Unfähigkeit der Roten Armee und Luftwaffe zur Schau gestellt. Viele Illusionen über Sowjetrußland sind in diesen wilden Kämpfen unter dem Polarkreis zuschanden gemacht worden. Wir alle können nun sehen, wie der Kommunismus die Seele einer Nation verdirbt, wie er sie im Frieden gemein und hungrig, im Kriege niedrig und verabscheuungswürdig macht. Wir wissen nicht, was Finnlands Schicksal sein wird, doch dem, was von der zivilisierten Menschheit noch übriggeblieben ist, könnte kein niederziehenderes Beispiel gegeben werden, als dies, daß dieses großartige Volk von der schäbigen Übermacht der Zahl niedergerungen und in eine Sklaverei gezwungen wird, die schlimmer ist als der Tod. Wenn das Licht der Freiheit, das so hell in den eisigen Breiten des Nordens leuchtet, endgültig erlöschen sollte, könnte dies sehr wohl der Vorbote einer Rückkehr ins finsterste Mittelalter sein, weil damit jede Spur des Fortschrittes durch 2000 Jahre vernichtet würde."

Zu dieser Zeit klang diese Rede Churchills großartig; spätere Ereignisse zeigten, daß er die russische Armee ebenso unter- wie die französische überschätzt hatte. Er war dafür, ein Expeditionskorps nach Finnland zu senden, was gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an Rußland gewesen wäre.

Die Chamberlain-Regierung, in der Churchill als neuer Erster Lord der Admiralität nun eines der wichtigsten Mitglieder war, sandte Flugzeuge, Geschütze und Munition nach Finnland und hielt eine Streitmacht von 100.000 Mann in Bereitschaft, die im März und April über Skandinavien in Marsch gesetzt werden sollte. Der Krieg Rußlands gegen Finnland ging aber überraschend zu Ende, die finnische Regierung schloß Frieden. Hätte sie das nicht getan und wären die skandinavischen Länder bereit gewesen, das britisch-französische Expeditionskorps ihr Gebiet passieren zu lassen, wäre England 1940 in einen Krieg mit Rußland verwickelt worden. Das schwedische Weißbuch teilt uns mit, daß die Franzosen die schwedische Regierung davon in Kenntnis setzten, daß Vorbereitungen zur Bombardierung der russischen Ölfelder im Kaukasus getroffen wurden. Sogar das Datum wurde genannt: der 15. März.

Es war bestimmt nicht Churchills Verdienst, daß wir im März 1940 nicht auch noch gegen Rußland zu kämpfen hatten. Keith Feiling zitiert einen Brief Chamberlains, der beweist, wie weit die britische Regierung sich bereits engagiert hatte, um uns in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln: „Die Finnen begannen, uns um Jagdflugzeuge zu bitten, und wir sandten ihnen alle, die wir erübrigen konnten. Sie baten uns um Flakgeschütze, und wiederum *entblößten wir unsere ohnehin unvollkommene* Heimatverteidigung, um ihnen zu helfen. Sie baten um Munition für leichte Waffen und erhielten für diese Priorität vor unserer eigenen Armee. Sie baten um neue Flugzeugtypen, und wir schickten ihnen gegen den Willen und den Rat unseres Luftwaffenstabes zwölf Hurricanes. Sie erklärten uns, daß Soldaten zur Zeit nicht benötigt würden, daß sie aber im Frühjahr 30.000 Mann wünschten. Wir versammelten zwar nicht 30.000 Mann, denn die Eisenbahnen hätten die Ausrüstung, die für sie notwendig war, nicht befördern können, immerhin aber eine beträchtliche und sehr gut bewaffnete Streitmacht. Sie ist nun bereit, zu marschieren, wir können sie aber nicht losschicken, bevor die Finnen uns nicht darum gebeten haben und die Norweger und Schweden ihr den Durchmarsch durch ihre Territorien gestattet haben. Bis zum heutigen Tage haben die einem starken schwedischen Druck ausgesetzten Finnen sich geweigert, um sie zu bitten, und die Norweger wie die Schweden haben uns in dürren Worten *erklärt, daß sie das Expeditionskorps nicht passieren lassen würden;* die Schweden haben uns zu verstehen gegeben, daß sie das rollende Material ihrer Eisenbahnen abziehen und an wichtigen Stellen die Gleise aufreißen würden."

Mögen diejenigen, die an die Sehergabe und das Genie des Strategen Churchill glauben, über diese Feststellungen ein wenig nachdenken. Die Weigerung der Norweger und Schweden und der

Zusammenbruch Finnlands haben uns vor einer Katastrophe gerettet. Wäre der finnische Krieg weitergegangen, hätten wir uns noch weiter in dieses Abenteuer verstrickt, und was wäre dann aus den Flakgeschützen und Jagdflugzeugen geworden, die in der Schlacht um England so bitter notwendig gebraucht wurden?

Hätte sich der Krieg gegen Rußland fortentwickelt, wäre wahrscheinlich das britisch-französische Expeditionskorps in Finnland vernichtet worden, und Großbritannien hätte eine schlimmere Katastrophe als die an den Dardanellen erlebt. Unser späteres Bündnis mit Rußland wäre aller Wahrscheinlichkeit nach vereitelt worden und damit der Sturz Hitlers und die Niederlage Deutschlands.

Es kann nicht deutlich genug gesagt werden, daß es wiederum Churchill war, der einen Überraschungsangriff auf Norwegen vorschlug, bevor die Deutschen überhaupt ernsthaft von sich aus daran gedacht zu haben scheinen. Churchill befürwortete diesen Angriff, um den Strom der schwedischen Erzlieferungen nach Deutschland abzuschneiden. Im Angesicht der Tatsache, daß Feldmarschall Keitel wegen dieser „Aggressionshandlung" gehängt und Großadmiral Raeder vom Nürnberger Tribunal deswegen zu lebenslänglicher Haft verurteilt wurde, sollte man einmal darüber nachdenken, was mit Churchill geschehen wäre, falls Deutschland den Krieg gewonnen hätte. Diese Überlegungen stellt Lord Hankey im vierten Kapitel seines Buches POLITICS, TRIALS AND ERRORS in bewundernswert klarer Art an. Sogar die BRITISH OFFICIAL HISTORY OF THE SECOND WORLD WAR, die gegen Ende 1952 erschien, schildert bis ins Detail den Plan für die Invasion Norwegens, der vom Britischen Kriegsrat am 6. Februar 1940 gutgeheißen wurde. Er schloß die Wegnahme Narviks, die gewaltsame Besetzung Nordnorwegens und Nordschwedens sowie die Eroberung des schwedischen Ostseehafens Lulea ein.

DIE BULLDOGGE IN DOWNING STREET

Die Ereignisse, die zur deutschen Invasion in Norwegen führten, zwangen die Chamberlain-Regierung zum Rücktritt und hatten die Bildung der Nationalen Koalition mit Winston Churchill als Premierminister zur Folge.

Am 7. und 8. Mai 1940 gab es im Unterhaus stürmische Debatten über die Führung des Krieges durch die Chamberlain-Regierung. Chamberlain wurde sowohl von prominenten Mitgliedern der Konservativen Partei wie der Labour- und liberalen Opposition angegriffen. Attlee nannte ihn „überaus selbstzufrieden" und zitierte einen Leitartikel der TIMES, in dem gesagt wurde, daß des Premierministers schwache Seite stets seine Loyalität gegenüber Kollegen

sei, die sich als Versager oder als Männer erwiesen hätten, die einer Ruhepause bedurften. „In einem Kampf auf Leben und Tod", sagte Attlee, „können wir es uns nicht leisten, unser Schicksal solchen Männern anzuvertrauen. Die Behauptung der TIMES, daß dies allein die Schwäche des Premierministers sei, ist falsch, ich glaube vielmehr, daß es eine besondere Schwäche ehrenwerter Mitglieder dieses Hauses auf den gegenüberliegenden Bänken ist. Wir haben Versager auf Versager erlebt, die auf diesen Bänken entweder weiter nach unten oder nach oben geschoben wurden. Ich möchte behaupten, daß weithin in unserem Land das Gefühl vorherrscht, daß wir diesen Krieg nicht verlieren, sondern gewinnen werden; wollen wir ihn aber gewinnen, müssen andere Männer als die, die uns in ihn geführt haben, am Ruder stehen."

Ein vernichtender Angriff auf Chamberlain kam von Amery, dem konservativen Erzimperialisten. „So kann es nicht mehr weitergehen, hier muß eine Änderung eintreten", begann er und endete mit dem berühmten Wort Cromwells: „Für das, was Sie getan haben, saßen Sie allzu lange hier. Ziehen Sie von dannen, sage ich, und lassen Sie es zwischen uns zu Ende sein. Im Namen Gottes, gehen Sie."

Am ersten Tag der Debatte verteidigte der Kriegsminister, Oliver Stanley, die Regierung, die Debatte des zweiten Tages eröffnete Winston Churchill; nachdem Lloyd George die Regierung auf das heftigste attackiert hatte, erklärte Churchill, daß „er die volle Verantwortung für alles übernehme, was die Admiralität unternommen habe, und daß er seinen Anteil an der Last dieser Entscheidungen zu tragen wünsche". Lloyd George erwiderte: „Der sehr ehrenwerte Gentleman darf nicht zulassen, daß man sich seiner als Luftschutzbunker bedient, der seine Kollegen vor den Splittern schützt" und schloß mit folgendem Satz: „Ich erkläre feierlich, der Premierminister möge ein Beispiel der Aufopferung geben, weil in diesem Kriege keine Handlung mehr zur Erringung des Sieges beitragen kann, denn sein Entschluß, die Amtssiegel zu übergeben."

Duff Cooper beschwor die Torys, sich von der „geschliffenen und wirkungsvollen Rede", die Churchill eben zu halten sich anschicke, nicht beeinflussen zu lassen und erinnerte an die Angriffe Winstons auf die Regierung, als dieser noch nicht deren Mitglied war. „Er wird", so meinte er, „diejenigen mit der Kunst seiner Rede verteidigen, die sich so lange geweigert haben, seinen Rat anzuhören, die seine Warnungen verächtlich übersahen und die sich weigerten, ihm ihr Vertrauen zu schenken."

Churchill spielte jedoch scheinbar das Spiel der Partei und stand vor aller Augen Chamberlain bei. Es sei völlig falsch, erklärte er, jetzt ein Tadelsvotum einzubringen. Hier läge ein Ausnahmefall

vor, da der Premierminister erklärt habe, er appelliere an seine Freunde. „Er glaubt, einige Freunde zu haben", sagte Churchill, „und ich hoffe, er hat ein paar. Ganz bestimmt hatte er viele, als alles gut lief." Jetzt gegen die Regierung zu stimmen, „wäre sehr undankbar und unwert des britischen Charakters wie der Konservativen Partei."

Man mag bezweifeln, ob Churchill tatsächlich ehrlichen Herzens Chamberlain helfen wollte, wenn man seine schier unersättliche Begierde, Premierminister zu werden, kennt, ein Streben, in dem ihn nicht nur einige englische Konservative, sondern auch bekannte Amerikaner, wie etwa Bernard Baruch, bestärkten. Wahrscheinlich war sich Churchill durchaus darüber im klaren, daß Chamberlain auf alle Fälle zum Untergang verurteilt war; daher machte er in aller Öffentlichkeit eine edelmütige Geste zu seiner Unterstützung, um seine eigene Nachfolge auf den Stuhl des Premierministers in einem besseren Licht erscheinen zu lassen.

Die nun folgende Abstimmung ergab 281 Stimmen für und 200 gegen Chamberlain. Konservative wie Amery und Duff Cooper entschieden sich gegen ihn, andere enthielten sich der Stimme. Das war ein harter Schlag gegen die Regierung, und Chamberlain entschloß sich zum Rücktritt. Die Labour-Partei war nicht willens, in eine von Chamberlain geführte Koalitionsregierung einzutreten, war aber bereit, dies zu tun, wenn Churchill an ihrer Spitze stand. Die Konferenz der Labour-Partei in Bournemouth hieß in einer Dringlichkeitsabstimmung diese Entscheidung mit 2,413.000 gegen 170.000 Stimmen gut. Attlee und Harold Laski bemühten sich nach Kräften, die Partei hinter Churchill zu bringen.

Nur ein paar Delegierte bestiegen die Rednertribüne, um sich diesem Beschluß zu widersetzen. Emrys Hughes, der Delegierte für South Ayrshire, erklärte, man habe mit dieser Abstimmung um ein Vertrauensvotum für den neuen Premierminister nachgesucht: „In der Resolution wird gesagt, daß er das Vertrauen der Nation besitze. Das ist sogar in Kriegszeiten zuviel für mich. Mr. Churchills Taten standen bisher im offenen Gegensatz zu allem, wofür die Labour-Partei seit ihrem Bestehen eingetreten ist. Churchill würde Ihnen vollkommen ehrlich erklären, daß er den Imperialismus verteidigt, dessen erklärte Gegner wir sind. In seiner Denkschrift über unsere Kriegsziele sagt Attlee: ‚Wir sind nicht auf die Zerstörung oder die Zergliederung Deutschlands aus und wünschen dem deutschen Volk nichts Schlechtes.' Churchill hat im Gegensatz dazu erklärt: ‚Wir werden ihre Herzen zerbrechen.' In diesem Kabinett werden Sie zwei Ansichten vertreten finden, die niemals in Übereinstimmung zu bringen sind. Als wir in der Opposition standen, wurde uns bedeutet, daß wir jedes Recht hätten, uns der

Chamberlain=Regierung zu widersetzen, doch ist aus dieser Regierung nun auf einmal eine demokratische mit Winston Churchill als Premier geworden. Churchill ist ein ebenso offenkundiger Reaktionär wie Chamberlain. Wir sehen also, daß die Labour=Partei wiederum den verhängnisvollen Fehler begeht, Verantwortung zu übernehmen, ohne an der Macht zu sein."

So wurde die Labour=Partei zum zweitenmal in ihrer Geschichte Mitglied einer Kriegskoalition. Sie akzeptierte Churchill als Leiter der Politik für Kriegsdauer, Attlee, Bevin und Greenwood erhielten Posten im Kabinett.

Dominierende Persönlichkeit der neuen Regierung war Churchill. Die Labour=Partei war zwar der Koalition beigetreten und hatte damit die Mitverantwortung übernommen, die Zusammensetzung des Unterhauses blieb aber die gleiche. Im Zeichen des Burgfriedens der Parteien war man übereingekommen, daß für den Fall, daß ein Mitglied des Hauses starb oder zurücktrat, sein Sitz ohne Nachwahl an ein Mitglied seiner Partei übergehen solle. Das hieß, daß während der Dauer dieses Parlamentes die Konservativen ihre beträchtliche Mehrheit von über 120 Sitzen behalten würden, und bedeutete, daß man diese Majorität für die gesamte Dauer des Krieges anerkannte.

In dem THEIR FINEST HOUR betitelten Band seiner Kriegserinnerungen schreibt Churchill: „Es lag auf der Hand, daß nach den langen Jahren, in denen ich unausgesetzt Kritik an der Regierung geübt hatte, die Tatsache, daß ich Chamberlain als Premierminister ersetzte, vielen Leuten mißfallen mußte. Zudem wußten die meisten von ihnen, daß mein Leben bisher in Reibungen oder im offenen Streit mit der Konservativen Partei dahingegangen ist, daß ich diese wegen ihrer Gegnerschaft zum Freihandel verlassen habe und daß ich später als Schatzkanzler zu ihr zurückgekehrt war."

Seit dem Mai 1940 sahen die Konservativen in Churchill jedoch den Mann, den sich das Volk zum Wortführer in Kriegszeiten erwählt hatte. Daß seine Rundfunkreden kampflustig, herausfordernd und voll Deutschenhaß waren, gefiel der Menge. Neville Chamberlain galt als der Mann mit dem Regenschirm, den Hitler düpiert hatte. Man hatte ihn in Deutschland wie in London mit Triumphgeschrei begrüßt, weil man annahm, München habe den Frieden gebracht. Das war nun vorbei — Churchill war der rechte Mann für den Krieg, er war die britische Bulldogge.

Eines war er bestimmt nicht — ein duckmäuserischer Appeaser. Die englische Sprache stand ihm auf vollkommene Weise zu Gebote, seine Fähigkeit für Schmähreden war bemerkenswert, er wußte, was die Masse wollte, Chamberlain hatte sie nie so recht zu nehmen gewußt. Alle Schliche der Demagogie waren ihm vertraut, es war

ihm gegeben, Hitler und Goebbels in der Sprache zu antworten, die sie am besten verstanden. Nahezu vierzig Jahre hatte er sich in der Kunst geübt, vollkommene Sätze zu formen und seine Reden wirkungsvoll zu schließen.

Churchill konnte eine Geschichte hervorragend erzählen, vermochte einen Bericht bis zum entscheidenden Punkt dramatisch zu steigern und alle Register der Kriegshysterie — Furcht, Haß, rechtschaffene Entrüstung, Patriotismus — zu ziehen. Ein neues Medium war ihm dafür in den Jahren seit dem Ersten Weltkrieg entstanden: der Rundfunk. Er konnte nun in einer Sonntagnacht in seinem Studierzimmer in Downing Street sitzen, in ein Mikrophon sprechen und wissen, daß zehn Millionen Menschen, die über die ganze Welt verstreut waren, jedes seiner Worte in sich hineintranken. Er war die britische Bulldogge, die vor einem weltweiten Auditorium den Diktatoren, den Nazis, seinen Trotz und seine Verachtung ins Gesicht knurrte.

Auf dieses Wort ‚Nazis' konzentrierte Churchill allen Haß und alle Verachtung, deren er fähig war. Er zischte es förmlich in den Äther, nie zuvor hatte die Welt so etwas gehört. Dr. Goebbels, dessen Leistungen Churchill früher warm gelobt hatte, wurde grün vor Neid, wenn er ihm lauschte, und Hitler tobte vor Wut. Sie wußten, wie man die Leute mit der Gewalt des Wortes fesselt, sie waren stolz darauf, daß sie alle Schliche und Künste der Propaganda meisterten, was aber konnten sie vorbringen, das dieser Gewalt glich?

Von einem anderen Standpunkt aus betrachteten die beiden jedoch Churchills Rundfunkreden als Gewinn. Sie zitierten deren wildeste Sätze — etwa den ‚Wir werden ihre Herzen zerbrechen' —, um die Kampfmoral des deutschen Volkes zu stärken und zu beweisen, daß eine Niederlage im Krieg gleichbedeutend sein würde mit dem Ruin der Nation. Genau wie unser Informationsministerium Hitlers wildeste Drohungen benutzte, um das britische Volk zur höchsten Anstrengung für den Krieg anzustacheln, bedienten sich Goebbels und sein Propagandaministerium Churchills Reden, um die Deutschen zu veranlassen, tapfer und bis zum Ende für die Naziregierung zu kämpfen.

In seiner ersten Rede als Premierminister erklärte Churchill: „Ich möchte dem Haus das sagen, was ich denen gesagt habe, die in diese Regierung eingetreten sind —, daß ich nämlich nichts anderes anzubieten habe als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß!" Diese rhetorische Floskel war keineswegs original. In den Leserbriefspalten des MANCHESTER GUARDIAN verwiesen einige Zuschriften darauf, daß Livius, Cicero, Ennius, Pizarro und Garibaldi all dies lange vor Churchill in ihren Reden versprochen hatten. In dem Sammelwerk

WORLD'S GREAT ORATIONS konnte man finden, daß sie alle von Blut, Schweiß und Mühsal gesprochen hatten. Nur das Wort ‚Tränen' hatte der Premier eingefügt.

Militärische Rückschläge ließen nicht sehr lange auf sich warten. Churchill hatte vor 1939 häufig voller Zuversicht von der „unbesieglichen französischen Armee" gesprochen, deren glühender Bewunderer er war. Er mußte nun den Zusammenbruch dieser Armee und den Fall Frankreichs mit ansehen. Das britische Volk sah Churchill wegen der überzeugenden Gedankenführung seiner vielen Schriften über den Krieg als militärische Autorität und als bedeutenden Strategen an. Er war es gewesen, der es an das Märchen von der unüberwindbaren Maginotlinie hatte glauben lassen. In seiner Schilderung der Schlacht in Frankreich in seinem Werk THEIR FINEST HOUR berichtet er von seinem Besuch der französischen Front folgendes: „Hier traten zwei neue Faktoren zutage, die ich niemals erwartet hatte: erstens die Zerschneidung aller Verbindungen und das Überrennen des gesamten Landes als Folge des unwiderstehlichen Stoßes gepanzerter Fahrzeuge, und zweitens das Fehlen strategischer Reserven.

Ich war wie vom Donner gerührt. Was sollten wir von der großen französischen Armee und ihren obersten Führern denken? Es war mir niemals in den Sinn gekommen, daß Armeekommandeure, die eine Front von 500 Meilen Breite zu verteidigen hatten, sich aller nennenswerten Einsatzreserven beraubt haben sollten . . .

Welchen Zweck hatte die Maginot-Linie? Sie sollte eine sparsame Verwendung von Kampftruppen auf einem großen Frontsektor gestatten, von ihr aus sollten lokale Gegenangriffe vorgetragen werden und sie sollte auch ermöglichen, große Verbände in Reserve zu halten. Dies war ihr eigentlicher Sinn, doch nun waren keinerlei Reserven vorhanden. Ich gebe zu, dies war eine der größten Überraschungen, die ich jemals erlebt habe. Warum hatte ich nicht mehr davon gewußt, obwohl ich in der Admiralität tätig gewesen war? Warum hatte die britische Regierung, vor allem aber das Kriegsministerium, keine besseren Informationen?"

Churchill spricht hier recht offen. Warum war die konservative Regierung das gewaltige Risiko eines Krieges eingegangen, ohne Tatsachen wie diese hier zu kennen. In seinem Buch THE CURRENT OF WAR beweist Captain Liddell Hart, daß die Deutschen die Schlacht um Frankreich gewannen, weil sie „als erste die entscheidenden Vorteile erkannten, die die Ausnutzung der Motorkraft vor der menschlichen Kraft bot. Das deutsche Oberkommando war nicht zu stolz gewesen, die Lehre aus der Theorie zu ziehen und diese in die Praxis umzusetzen, während unsere eigenen Autoritäten diesen ‚unerprobten Theorien' mißtrauten und es für geratener hielten, in

den gewohnten Geleisen zu bleiben. Es gibt nichts Gefährlicheres für eine Nation, als wenn ihre Militärs rückständig denken." Trotz der Fülle seiner Schriften über militärische Probleme hatte sich Churchill offenbar bis zur Stunde nicht einmal klargemacht, daß sich die Kriegführung als Folge der Mechanisierung seit dem Ersten Weltkrieg völlig verändert hatte.

Dem Niederbruch Frankreichs folgte unmittelbar die Evakuierung der britische Armee über Dünkirchen. Die Briten entkamen nur deshalb, weil Hitler einige Tage zuvor die Angriffe seiner Armee und seiner Luftwaffe angehalten hatte. Zu einer Zeit, da es sehr leicht gewesen wäre, buchstäblich den letzten britischen Soldaten gefangenzunehmen, ordnete er die Einstellung der Offensive an. Die Ursache für dieses Verhalten ist aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Anglomanie zu suchen und in seiner Hoffnung, durch sein Verhalten den ersehnten Frieden mit Großbritannien schneller und leichter zu gewinnen.

Churchill hatte alles getan, was in seiner Macht stand, um die Franzosen bei der Stange zu halten; er ging darin sogar so weit, ihnen die gemeinsame Staatsbürgerschaft mit den Briten anzubieten, doch war dies eine unlösbare Aufgabe. Die Deutschen waren den Alliierten in der Technik des Kampfwagenkrieges um Meilen voraus und zwangen die französische Armee zur Kapitulation, obwohl diese vermutlich der Zahl nach weit überlegen war und obwohl für sie zwischen beiden Kriegen riesige Summen aufgewendet worden waren. Großbritannien mußte nun allein durchhalten. Den Deutschen, die nun auf der anderen Seite des Kanals standen, rief Churchill zornig entgegen: „Obwohl weite Gebiete Europas und viele ehrwürdige und berühmte Staaten in den Händen der Gestapo und des ganzen anrüchigen Apparates der Nazis sind oder noch in deren Gewalt geraten werden, dürfen wir nicht mutlos werden oder verzagen. Wir werden in Frankreich fechten, wir werden auf allen Meeren und Ozeanen fechten, wir werden mit zunehmendem Selbstvertrauen und zunehmender Stärke uns in der Luft schlagen. Wir werden an den Küsten und in den Häfen unserer Insel Widerstand leisten, wir werden auf unseren Feldern und in den Straßen unserer Dörfer und Städte kämpfen, und wir werden uns niemals ergeben. Auch wenn — was ich keinen Augenblick glaube — diese Insel oder ein großer Teil von ihr überrannt und unser Volk Hungers sterben sollte, würde unser Empire über den Ozeanen, versorgt und beschützt von der britischen Flotte, den Kampf fortsetzen, bis zur guten Stunde die Neue Welt mit all ihrer Stärke und ihrer Macht zur Errettung und Befreiung der Alten Welt antritt."

Diese Kampfansage an Hitler drückte die Stimmung der Nation in den Tagen von Dünkirchen aus. Die Haltung des britischen

Volkes bestärkte Churchills Entschlossenheit, den Krieg fortzuführen, wenn es sein mußte, auch von Amerika aus. Daß er diese Haltung einnehmen konnte, ist vor allem Hitlers Anglomanie zuzuschreiben, der damit verbundenen Abneigung, den entscheidenden Angriff auf die britische Insel auszulösen, und seiner Sehnsucht, mit Großbritannien Frieden zu schließen. In seinem Buch THE OTHER SIDE OF THE HILL berichtet Liddell Hart, daß Hitler am 24. Mai 1940 seine Generale mit einer Ansprache in Erstaunen versetzte: „Es befremdete uns, daß er seiner Bewunderung für das britische Weltreich Ausdruck gab, als er von der Notwendigkeit seiner Existenz und von der Gesittung sprach, die Britannien der Welt gebracht hat. Mit einem Achselzucken bemerkte er, daß das Empire mit oft sehr harten Methoden geschaffen wurde, meinte aber, wo gehobelt werde, da fielen eben Späne." Er verglich das britische Empire mit der katholischen Kirche und erklärte, daß beide Mächte für die Stabilität unserer Welt von ausschlaggebender Bedeutung seien. Alles, was er von Großbritannien wünsche, sei die Anerkennung von Deutschlands Stellung auf dem Kontinent. Die Rückgabe der verlorenen Kolonien sei wünschenswert, aber nicht Bedingung; er sei sogar entschlossen, Großbritannien militärische Hilfe anzubieten, wenn es irgendwo auf der Welt in Schwierigkeiten geraten würde."

Die Schlacht um England begann im August, die deutsche Luftwaffe wurde nach hartem Kampf abgeschlagen. Wiederum gab Churchill der Erleichterung und Dankbarkeit der Nation Ausdruck, als er sagte: „Der Dank all derer, deren Heimat diese Insel ist, der Dank unseres ganzen Weltreiches, ja der ganzen Welt, mit Ausnahme der in ihren Schlupfwinkeln sitzenden Schuldigen, gehört unseren Fliegern, denen die Überlegenheit des Gegners keinen Schrecken einjagt, die, unermüdlich und unablässig kämpfend und den Tod nicht scheuend, sich der Flutwelle entgegenstemmen und sie mit ihrer Härte und ihrer Hingabe zum Stehen bringen. Zu keiner Zeit haben so viele Menschen so wenigen so viel geschuldet."

Dies war wohl die bemerkenswerteste aller Kriegsreden Churchills. Daß Großbritannien die Feuerprobe einer Invasion erspart blieb, ist wohl mehr Hitler und seinen Heerführern als Churchill zu verdanken. Der Anglomane Hitler, der zu dieser Zeit bereits entschlossen war, Rußland anzugreifen, zog starke Verbände seiner Luftwaffe von der Front gegen England ab, weil er sie für den Überfall auf die Sowjetunion, der für das Frühjahr 1941 geplant war, zu schonen gedachte. Der Göring verbleibende Teil der Luftwaffe war für die Eroberung der britischen Insel zu schwach. Göring beging auch den Fehler, Terrorangriffe auf britische Städte fliegen zu lassen, statt diese Angriffe klugerweise auf die Versorgungseinrichtungen zu konzentrieren.

Es gibt vielleicht eine noch bessere Erklärung dafür, daß es Hitler nicht gelang, England von der Luft aus zu bezwingen: es ist Tatsache, daß die Deutschen einen strategischen Luftkrieg nicht zu führen gedachten — mit anderen Worten, daß sie nicht beabsichtigten, nichtmilitärische Ziele zu bombardieren. Von Anfang an planten sie, ihre Bomber lediglich dazu zu verwenden, die Vorstöße der Armee von der Luft aus abzuschirmen und zu erleichtern. Aus diesem Grund trugen ihre Bomber bis 1941 kaum nennenswerte Verteidigungswaffen. Als diese schwach bewaffneten Bomber im Herbst 1940 endlich begannen, die britische Insel im Ernst anzugreifen, waren sie eine leichte Beute für die Jagdflugzeuge der Royal Air Force. Der britische Luftmarschall Sir Arthur Harris schildert die Situation folgendermaßen: „Die Deutschen hatten zugelassen, daß rein militärische Gesichtspunkte für die Führung der Luftwaffe angewendet wurden; diese war ausdrücklich dazu bestimmt, die schnellen Vorstöße der Armee zu unterstützen. Viel zu spät begriff man den Wert einer strategischen Bomberwaffe . . . Im September 1940 besaßen die Deutschen nahezu unbewaffnete Bomber, die im Verlauf der Schlacht um England auf eine Art abgeschossen wurden, die der Jagd auf schwerfällige Kühe glich."

Hitler ließ seine Bomber britische Großstädte und Industriezentren angreifen, die Briten schickten ihre Bomber aus, um deutsche Städte zu zerstören. Die Opfer waren die unschuldigen Frauen und Kinder in beiden Ländern. Churchill und Hitler schrien über den Äther ihre Drohungen hinaus. Die Deutschen legten London, Coventry, Clydebank, Plymouth, die Midlands und Südwales in Schutt und Asche, die Briten ließen Berlin, Hamburg, Köln, Koblenz, Mannheim, das Ruhrgebiet und Dresden in Rauch und Feuer aufgehen. Hunderttausende von Wohnungen wurden in beiden Ländern zerstört, über zwei Millionen Menschen verloren ihr Leben. Rundfunk und Presse erzählten uns, daß die Deutschen unsere Kirchen, Schulen und Krankenhäuser zerstörten, den Deutschen wurde das gleiche von unseren Bombern berichtet. Beide Seiten schwiegen sich über die Hinschlachtung Unschuldiger und Hilfloser aus. Die Propaganda sprach von den Grausamkeiten des Feindes und war blind für die eigenen.

Führende britische Experten haben offen zugegeben, daß es eher die Briten als die Nazis waren, die mit dem Bombenkrieg gegen Zivilisten und nichtmilitärische Ziele begannen. Die Entscheidung darüber hatte das britische Luftfahrtministerium bereits 1936 getroffen. Der erste Angriff dieser Art wurde von 18 britischen Whitley-Bombern in der Nacht des 11. Mai 1940 gegen Westdeutschland geflogen. Bis dahin waren lediglich militärische Ziele oder belagerte Städte mit Bomben angegriffen worden. Hitler be-

mühte sich wiederholt, eine Übereinkunft darüber zu erlangen, daß Zivilisten und nichtmilitärische Ziele nicht angegriffen werden sollten, erhielt aber immer wieder von britischer Seite eine eiskalte Abfuhr. Britische Autoritäten wie Luftmarschall Sir Arthur Harris (in seinem Buch BOMBER OFFENSIVE, 1947), der Generalsekretär des Luftfahrtministeriums, J. M. Spaight (in BOMBING VINDICATED, 1944) und Liddell Hart (in THE REVOLUTION IN WARFARE, 1946) geben diesen Sachverhalt offen zu.

Führer der Konservativen Partei

Ende September 1940 verschlechterte sich Neville Chamberlains Gesundheit. Er mußte die Führung der Regierung abgeben und von der Leitung des Unterhauses zurücktreten.

Zu dieser Zeit hatte sich Churchill im Unterhaus wie im Land als Großbritanniens Führer im Krieg etabliert. Im Hauptquartier der Konservativen Partei begegnete man ihm nicht mehr länger mit Mißtrauen, im Gegenteil: man war entschlossen, Nutzen aus seiner Popularität zu schlagen und ihn zum Aushängeschild zu machen. Das war ein schlauer Schachzug, da die Konservativen bei der Bevölkerung keineswegs sehr beliebt waren. Churchill hatte sie gerade in den Jahren kurz vor dem Krieg sehr scharf attackiert, und man hatte gesehen, daß die konservative Regierung zwar sehr viel Geld für die Kriegsvorbereitungen ausgegeben hatte, die Streitkräfte aber für die Art von Krieg, die nun bevorstand, nicht ausgerüstet waren. Diese Regierung war durch die Koalition ersetzt worden, die „alte Bande" besaß aber noch die Macht; viele, die zu ihr gehörten, saßen in der Regierung. Die konservativen Unterhausmitglieder, die Baldwin und Chamberlain gegen Churchill unterstützt hatten, waren in diesem Teil des Parlamentes in der Überzahl und nach Abschluß des Waffenstillstandes der Parteien gewillt, dort bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen zu bleiben.

Daß die nationale Koalition Churchill zu ihrem Premier gemacht hatte, war mit Beifall begrüßt worden, daß dieser aber bereit war, die Führung der diskreditierten Konservativen Partei zu übernehmen, wurde sehr scharf kritisiert. In THEIR FINEST HOUR schreibt er darüber: „Ich hatte mir nun die Frage zu stellen — man kann über sie immer noch verschiedener Meinung sein —, ob die Führung einer großen Partei mit der Stellung vereinbar war, die mir von König und Parlament als Führer einer Allparteien-Regierung übertragen worden war. Über die Antwort gab es für mich keinen Zweifel. Die Konservative Partei besaß im Unterhaus eine beträchtliche Mehrheit über alle anderen Parteien zusammen, und im Krieg schieden allgemeine Wahlen im Falle einer politischen Krise aus. Es wäre mir

unmöglich erschienen, den Krieg fortzuführen, wäre ich im Falle einer Krise oder eines lange währenden Streites der Parteien von der Entscheidung nicht nur der Führer beider Minderheitenparteien, sondern auch des Führers der Konservativen Partei abhängig gewesen. Wer immer auch dazu erkoren sein würde und wie groß sein Selbstvertrauen auch sein mochte, eines war gewiß: ihm würde die wirkliche politische Macht anvertraut sein. Für mich gab es hier nur ein einziges verantwortliches ausführendes Organ."

Diese Feststellung erklärt, warum Churchill, obwohl er sich vor allem der Führung des Krieges widmete, sein Augenmerk noch immer weitgehend auf die Parteipolitik richtete. Hier wurde ihm die Chance geboten, sich die Führung der Konservativen Partei zu sichern, die Stellung, die man ihm nach Meinung seiner Gefolgsleute hätte übertragen sollen, als Baldwin gegangen war. Diese Gelegenheit durfte nicht übersehen werden; vielleicht würde sie nie mehr wiederkehren. Falls die Konservative Partei Lord Halifax oder Anthony Eden zu ihrem Anführer wählte, was würde dann mit ihm im Falle des Auseinanderbrechens der Nationalen Koalition geschehen?

Nun war dies aber immer noch die alte Tory-Partei, die die gleichen alten Interessengruppen repräsentierte, die sich im Grundsätzlichen keineswegs geändert hatten, seitdem er sie als eine „Verschwörung" und nicht als Partei bezeichnet hatte. Was hatte er nicht alles über sie gesagt? Jedoch — dieses Angebot war zu verführerisch, und Churchill gab nach. Er entschloß sich, selbst der Kopf der Verschwörung zu werden. Die Torys verloren wenig Zeit damit, aller Welt klarzumachen, daß sie auf alle Fälle den Namen Churchill auszubeuten gedachten. In der SUNDAY TIMES brach Douglas Hacking, der Geschäftsführer der Konservativen Partei, in folgende ekstatische Lobpreisungen aus: „Unsere Geheimwaffe ist Winston Churchill. In dieser unserer größten Stunde sind wir überglücklich, unter dem unvergleichlichen Kommando eines wahrhaft großen Führers kämpfen zu dürfen. In diesen Tagen ist Winston Churchill nicht nur die Verkörperung des britischen Geistes, er ist unser bulldoggenhafter Führer, auf den die Briten wie die ganze Welt ihre tiefsten Hoffnungen setzen. In den letzten zehn Monaten hat er, um in der Sprache des Films zu sprechen, den Nazis die Schau gestohlen."

Churchill hatte nicht sehr viele der Eigenschaften, die eine „Geheimwaffe" ausmachen. Die Torys sahen in ihm nicht nur einen Führer gegen die Deutschen, sie waren offenkundig auch bereit, sein Prestige in der Innenpolitik und der Wirtschaft zu nutzen, wenn die Zeit dafür kam. Der Kommentar des ECONOMIST: „Nicht Churchill hat den konservativen Parteiapparat erobert, es scheint eher so zu sein, als habe der konservative Apparat Mr. Churchill erobert."

Daß dies die Wahrheit war, zeigte sich immer deutlicher, je länger der Krieg dauerte, und zwar vor allem in der Art, in der die Koalition soziale und wirtschaftliche Probleme an der Heimatfront behandelte. Churchill beherrschte während des Krieges nicht nur die englische Innenpolitik, er übernahm der Sache nach auch die völlige Kontrolle über die Außenpolitik, wobei er für gewöhnlich die Beamten des Außenministeriums überging. Dies hat er in zwei Bänden seiner Kriegserinnerungen (THE GATHERING STORM und THEIR FINEST HOUR) zugegeben. Er erzählt dort, wie er und Präsident Roosevelt ihre Verhandlungen mit nahezu 2000 Privatbriefen im amerikanischen Geheimkode führten; die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern wurden meist auf diese reichlich selbstherrliche Weise geführt. In THEIR FINEST HOUR drückt Churchill diesen Sachverhalt so aus: „Die wichtigsten Geschäfte, die unsere beiden Länder betrafen, wurden faktisch mit Hilfe dieses persönlichen Gedankenaustausches abgewickelt."

Tyler Kent, der Dechiffrierbeamte der amerikanischen Botschaft in London, wurde von der Art und Weise alarmiert, in der Churchill und Roosevelt insgeheim die USA in den Krieg hineinmanövrierten, und machte Kopien von ihrem Schriftwechsel, um diese in die USA zu schicken, wo sie Staatsmännern von Nutzen sein konnten, die sich den Interventionsplänen Roosevelts widersetzten. Kent wurde ertappt und mußte für sein Vergehen fünf Jahre in einem englischen Gefängnis sitzen. Der amerikanische Botschafter Kennedy verzichtete auf Roosevelts Drängen hin, Kents Immunität als Mitglied des Diplomatischen Korps zu wahren; man mußte sicher sein, daß dieser Mann während des Krieges schwieg. Dann wurde ein Gesetz angenommen, das es Kent verbot, den Inhalt dieser geheimen Botschaften nach Kriegsende zu enthüllen.

Von Mussolini zu Stalin

Der Zusammenbruch Frankreichs machte Hitler zum Herrn Westeuropas und verlockte Mussolini, sich am Krieg zu beteiligen. „Daß er ein großer Mann ist, leugne ich nicht", hatte Churchill vor dem Krieg von seinem alten Freund gesagt, nun aber begann er über den Duce in anderer Weise zu sprechen. In einer Rundfunkrede, die er zur Zeit des Zusammenbruchs Frankreichs hielt, nannte er seinen alten Helden verächtlich „Hitlers kleinen italienischen Komplicen, der an dessen Seite voller Hoffnungen und hungrig nach Beute, aber recht müde und furchtsam dahintrottet. Wir werden nicht nachlassen, immer heftiger auf diesen Angreifer einzuschlagen, bis die Verbrechen und Verrätereien Mussolinis, die den Namen Italiens schänden, angemessen gesühnt wurden. Dieser verprügelte

Schakal Mussolini, der, um seine eigene Haut zu retten, Italien zu einem Vasallenstaat Hitlerdeutschlands gemacht hat, hüpft munter an der Seite des deutschen Tigers einher und findet Geschmack nicht nur an seinem Appetit — das wäre noch zu verstehen —, sondern sogar an seinem Triumph."

Die Tage waren vorbei, da er mit Mussolini in Rom diniert, dem Wein zugesprochen und verkündet hatte, daß der Duce die Welt vor der „schäbigen Äfferei des Bolschewismus" gerettet habe. Bald sollte die Zeit kommen, da Churchill auch über Rußland in ganz anderen Tönen sprach. Am 22. Juni 1941 marschierten Hitlers Armeen in Rußland ein, die Kriegslage war mit einem Male völlig verändert.

Man hat Churchill den „Baumeister des Sieges" genannt, doch gab es wenige Anzeichen für einen Sieg, bevor sich Hitler in seinen fatalen Feldzug gegen Rußland einließ, den Feldzug, der ihm den Untergang bringen sollte.

Churchill hat Stalins Zusammengehen mit Hitler nach dem August 1939 folgendermaßen kommentiert: „Um ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, muß gesagt werden, daß Stalin nach Kräften versuchte, loyal mit Hitler zusammenzuarbeiten, daß er aber zur gleichen Zeit alle Reserven, derer er habhaft werden konnte, in den unermeßlichen Weiten der Sowjetunion aufspeicherte." Diese Charakterisierung ist nur zum Teil richtig. Stalin arbeitete beträchtliche Zeit sehr eng mit Hitler zusammen, vor allem, solange dies zu seinem Nutzen geschah. Rußland besetzte halb Polen, nachdem Hitler dessen Armee vernichtet hatte. Die Zusammenarbeit mit Hitler setzte Stalin auch in den Stand, seine Streitkräfte zu verstärken. Im Herbst 1940 scheint er sich jedoch davon überzeugt zu haben, daß er letzten Endes doch gegen Hitler zu kämpfen haben werde und daß es besser sei, daß dieser Zusammenstoß kam, solange man eine nahezu sichere Aussicht auf britischen Beistand und eine gute Chance für eine sehr weitgehende Hilfe von seiten der USA hatte. Er sandte im November 1940 Molotow nach Berlin, wo dieser mit Hitler verhandeln sollte. Obwohl Hitler Rußlands Eroberungen und Interessensphären im Nahen Osten und in den Ostseeländern in einem Maße anerkannte, das weit über alle russischen Wünsche seit Peter dem Großen und bis zu Alexander Iswolski hinausging, verlangte Molotow von Hitler brüsk weitere Konzessionen auf dem Balkan und an den Dardanellen, was diesen, wie er wußte, zornig machen mußte und darum verleiten würde, Rußland den Krieg zu erklären. Der Plan hatte Erfolg, und am 22. Juni 1941 begann Hitler seinen verhängnisvollen Angriff auf Rußland.

Seine Triumphe waren ihm zu Kopfe gestiegen, und er glaubte, dort siegen zu können, wo Napoleon eine Niederlage erlitten hatte.

Trotz der Warnungen seiner Generale wiegte er sich in dem Glauben, daß er die Militärmacht Rußland in einem einzigen kurzen Feldzug niederringen könnte.

Dies war sein größter strategischer Fehler. Hätte er Frieden mit Rußland gehalten, hätte er seine Armeen aufgespart, seine Bomber bewaffnet und deren Angriffe auf die britische Insel fortgesetzt, hätte er seine V-Waffen und Raketen weiterentwickelt und seine Wissenschaftler ermutigt, mit ihren Arbeiten an der Atombombe fortzufahren (die deutschen Physiker arbeiteten bereits daran), hätte der Krieg möglicherweise einen anderen Ausgang genommen.

Als Hitler sich der Aufgabe verschrieb, Krieg gegen Rußland zu führen, hatte er sich auf ein Abenteuer eingelassen, in dem er seine Armeen und deren Reserven in einem riesigen Hasard gegen massive Vorteile der Gegenseite aufs Spiel setzen mußte. Deutschland wurde damit in einen Zweifrontenkrieg verwickelt, der immer der Alptraum der deutschen Generalität gewesen war und den Hitler selbst in seinem Buch MEIN KAMPF aufs heftigste verurteilt hatte. Man mochte noch so großartige Erfolge und sensationelle Siege erringen, die russischen Armeen würden immer noch in die riesigen Weiten des Landes ausweichen können, um den Krieg fortzusetzen. Zudem gab es da diesen schrecklichen russischen Winter, den kein Blitzfeldzug besiegen konnte.

Mehr als ein Historiker hat gesagt, daß Kriege nicht so sehr durch den militärischen Genius der Eroberer als vielmehr durch die Fehler ihrer Gegner gewonnen werden. Kann man das nicht auch mit vollem Recht von den Siegern des Zweiten Weltkrieges sagen? Großbritannien verdankt seinen Sieg vor allem dem Glücksfall, daß Hitler sich Hals über Kopf in den Krieg gegen Rußland stürzte und diesen überaus töricht führte. Der Sieg wäre unmöglich zu erringen gewesen, hätten die Deutschen sich nicht selbst zerstört, indem sie ihre militärische Stärke und ihre Menschenkraft im Eis und Schnee Rußlands vergeudeten. Wäre Hitler nicht gen Osten marschiert, hätte Churchill möglicherweise damit geendet, seine Appelle an das britische Volk, an der Küste, in den Straßen der Städte und auf den Hügeln Widerstand zu leisten, von den USA oder Kanada aus in den Äther zu rufen.

Noch mehr: die Zeit, die Hitler benötigte, um Rußland zu besiegen, und die ungeahnte Möglichkeit, ihn nach seinem Angriff auf Rußland niederzuringen, hatten einen entscheidenden Anteil an den Bemühungen Präsident Roosevelts, die USA in den Krieg hineinzuführen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob Großbritannien und Rußland ohne den Beistand der Amerikaner Hitler sogar nach dessen großem Fehler vom 22. Juni 1941 zu besiegen vermocht hätten. Hitler und Stalin hätten sich dann möglicherweise bis zur beider-

seitigen Erschöpfung bekriegen können, was beide so ausschlaggebend geschwächt hätte, daß den freien Nationen des Westens die Kontrolle der Welt überlassen geblieben wäre. Dieser glückliche Ausgang des Ringens wurde von Churchill und Roosevelt vereitelt.

Wir haben zuvor deutlich gemacht, daß die britische Regierung nahezu dieselben schweren Fehler wie Hitler beging — und das über ein Jahr vor ihm. Im Januar 1940 hatten wir zur Unterstützung Finnlands eine Armee in Schottland versammelt, wir hatten den Finnen Flugzeuge und Kanonen geschickt, und Churchill hatte mit einer Rundfunkrede bereits den Propagandakrieg gegen Rußland begonnen. Wir kamen nur durch reines Glück darum herum, die Russen in den ersten Monaten des Jahres 1940 angreifen zu müssen. Hätte Schweden uns nicht den Weg versperrt und hätten die Finnen nicht Frieden geschlossen, wir hätten dieselben tödlichen Fehler wie Hitler begangen. Wir sind Churchill keinen Dank dafür schuldig, daß er uns 1940 den Krieg mit Rußland erspart hat, denn er hatte auch dieses Spiel riskiert.

Im Juni 1941 lagen die Dinge anders. Die „unbesiegliche Armee" Frankreichs, über die Churchill so rühmenswerte Dinge verkündet hatte, gab es nicht mehr, und Hitlers Entschluß, Rußland anzugreifen, war ein unverdientes Geschenk der Götter. Das war die beste Nachricht, die Churchill seit langem erhalten hatte, sie bestätigte die Informationen des britischen Geheimdienstes über Hitlers Pläne, die ihm vor einiger Zeit übermittelt worden waren. Prompt stellte er sich vor das Mikrophon und hielt eine vorher einstudierte Rede, in der er ankündigte, daß „wir dem russischen Volk jede nur mögliche Hilfe geben werden, daß wir der Sowjetregierung jeden technischen und wirtschaftlichen Beistand angeboten haben, den wir zu leisten imstande sind und der ihr von Nutzen sein kann. Hitler ist ein Ungeheuer an Verschlagenheit, sein Hunger nach Blut und Raub ist unstillbar".

Winston schilderte, wie die russischen Bauern friedfertig auf der Erde ihrer Väter lebten, die sie seit undenklichen Zeiten bebaut hatten, wie sie von der „stumpfsinnigen, gelehrigen, brutalen Masse der Hunnensoldateska, die wie ein Heuschreckenschwarm über sie hereinbrach", überwältigt wurden. Diese Schilderung der deutschen Soldaten glich aufs Haar der, die er 1940 von den Russen gegeben hatte, doch waren die Umstände diesmal andere. Er war nicht gewillt, „etwas von dem zurückzunehmen, was er früher über den Kommunismus gesagt hatte (was in einer einzigen Rundfunkrede einigermaßen schwergefallen wäre), doch wird Britannien Seite an Seite mit den Russen gegen Hitler kämpfen. Jeder Mann, jeder Staat, der die Nazis bekämpft, darf unserer Hilfe gewiß sein . . . Dies ist unsere Politik, und dies bekräftigen wir in aller Öffentlich-

keit . . . Wir werden alle unsere Freunde und Verbündeten in der weiten Welt bitten, uns auf diesem Wege zu folgen und, wie wir, standhaft bis zum siegreichen Ende zu kämpfen".

Dies bedeutete, nach allem was geschehen war, eine gewaltige Umstellung für Churchill. Eine ganze Generation lang hatte er den Bolschewismus mit jedem Schimpfwort belegt, dessen er fähig war; er hatte versucht, „ihn in der Wiege zu erdrosseln", er hatte den Feinden der Bolschewisten mit Soldaten, Waffen und Geld geholfen, er hatte ihre Führer verächtlich gemacht, er hatte sie und all das, wofür sie einstanden, auf tausend Rednertribünen und in unzähligen Zeitungsartikeln angeprangert. So wie ein politischer Streit seltsame Bettgenossen beschert, so tut das der Krieg.

Vier Jahre lang sollten die Russen unsere Waffenkameraden bleiben, und alle Verbrechen und Grausamkeiten, derer man sie beschuldigte, sollten vergessen sein. Sie waren unsere „tapferen Verbündeten", wir hatten ihnen Schiffe, Waffen, Lebensmittel, kurz jegliche Hilfe, derer wir fähig waren, zu schicken. Vergessen waren die Berichte über die Schrecknisse der kaltblütig geplanten Hungersnöte, die Konzentrationslager, die gemarterten Priester, die blutigen Säuberungen und die Scheinprozesse. Die Bürger Großbritanniens, die seit zwei Jahrzehnten in dem Glauben erzogen wurden, daß in Rußland alle Kirchen geschlossen worden seien und daß dort die Ausübung der christlichen Religion ein Verbrechen sei, sollte bald erfahren, daß nicht nur die Archimandriten Moskaus ungestört ihren Geschäften nachgingen, sondern daß sie auch mit glühenden Predigten die Russen aufriefen, der Regierung beim Widerstand gegen die Eindringlinge Hilfe zu leisten, daß sie die Bombenflugzeuge und Tanks der Roten Armee segneten und Spenden für die Kriegsanleihen sammelten.

Churchill sprach nicht mehr länger von der „schäbigen Äfferei des Bolschewismus" und dem „bestialischen Appetit des Leninismus". Stalin und die Generale der Roten Armee waren nun „ruhmreiche Krieger" und „mächtige Helden" geworden. Es ist eine der Ironien unserer Zeit, daß Churchill, der über zwanzig Jahre lang den europäischen Kreuzzug gegen Bolschewismus und Kommunismus angeführt hatte, für vier Jahre der unentwegte Freund und Verbündete Stalins wurde und den Chor der Hosiannas und Hallelujas dirigierte, als die Rote Armee über Polen und Ostpreußen hinwegbrandete und sich in Berlin festsetzte.

Einige Zeit nach dem Kriege — im März 1946 — begab sich Churchill, der mit dem Talent begabt war, seine Urteile mehr als einmal zu revidieren, in die USA und hielt in Fulton im Staate Missouri die Rede, mit der die Politik der Eindämmung des russischen Vordringens und der Kalte Krieg begann. Präsident Truman setzte die

Idee von Fulton genau ein Jahr später in die Tat um. Kommunismus und Sowjetrußland wurden wieder die Schreckgespenster nicht nur Churchills, sondern auch der „freien Welt". Mit den weitreichenden Folgen dieses Umschwungs werden wir uns später beschäftigen; hier genügt es, zu sagen, daß sie letzten Endes die Angst vor einem russischen Atombombenangriff über Großbritannien brachten und dieses damit zu neuen Rüstungsausgaben veranlaßten, was wiederum die Politik der Labour-Partei wie die der Regierung Churchill lähmte; im Herbst 1951 war Churchill nämlich wieder Premierminister geworden.

Sehr viele Leute haben in ihm den bedeutendsten Staatsmann unserer Epoche gesehen. Eine der wichtigsten Eigenschaften eines Staatsmannes ist die Fähigkeit, die Folgen und die Ergebnisse seiner Handlungen sowohl vorauszusehen wie vorauszusagen. In dieser Hinsicht war Churchill sehr weit davon entfernt, ein Staatsmann zu sein, als er voraussagte, wie sich die Beziehungen zwischen Rußland und England nach dem Kriege als Folge von seiner und Roosevelts Politik gestalten würden. Spaniens Diktator General Franco machte sich Sorgen wegen des Wachstums der russischen Macht und übergab am 21. Februar 1943 dem britischen Botschafter in Madrid ein Memorandum folgenden Inhalts zur Weiterleitung an Churchill: „Unsere Befürchtungen wegen des russischen Vordringens werden nicht nur von anderen Völkern geteilt, sondern auch von allen Europäern, die noch nicht ihre Fähigkeit zu klarer Unterscheidung verloren haben. Der Kommunismus ist stets eine gewaltige Gefahr für die Welt gewesen, und nun, da ihm eine siegreiche Armee Beistand leistet, sind alle alarmiert, die noch klar sehen können. Wenn der Krieg so weitergeht wie bisher, werden Rußlands Armeen weit auf deutsches Gebiet vorstoßen. Wenn dies geschieht, wird England von einem deutschen Sowjetstaat bedroht werden, der Rußland seine militärischen Geheimnisse ausliefert, seine Ingenieure, Wissenschaftler und Spezialisten zur Verfügung stellt und ihm damit gestattet, seinen Machtbereich vom Pazifik bis zum Atlantik auszuweiten. Wird es dann in Mitteleuropa, in diesem Mosaik zusammenhangloser, durch Krieg und Besetzung ruinierter und verwüsteter Nationen noch eine Macht geben, die imstande ist, sich Stalins ehrgeizigen Plänen zu widersetzen? Wir appellieren an den gesunden Instinkt des englischen Volkes: sollte Rußland Deutschland besitzen, wird niemand mehr seinen Vormarsch aufhalten können."

Churchill machte Francos Warnung in seiner Antwort vom 25. Februar lächerlich: „Ich hoffe Ihnen beweisen zu können, daß Ihre Befürchtungen jeglicher Grundlage entbehren. Sie sagen, daß der Kommunismus die einzige wirkliche Gefahr für Europa ist, daß

ein russischer Sieg den Vormarsch des Kommunismus in andere Teile Europas zur Folge haben und daß dies die Zerstörung der europäischen Kultur und der christlichen Kultur bedeuten würde. Wir sind genau der entgegengesetzten Meinung! Glauben Sie wirklich, daß eine einzelne Nation stark genug ist, nach diesem Krieg Europa zu beherrschen und daß diese Nation Rußland sein wird, das mehr als jede andere sich dem Wiederaufbau widmen muß, den es ohne die Hilfe der USA und Englands kaum bewältigen könnte? Ich wage zu prophezeien, daß nach dem Kriege England die stärkste Militärmacht Europas sein wird und bin mir sicher, daß sein Einfluß in Europa dann stärker sein wird als je zuvor seit den Tagen Napoleons."

Die Geschichte sollte beweisen, daß Franco ein besserer Prophet war als Churchill. Möglicherweise hätte aber auch Hitlers törichter Entschluß, in Rußland einzufallen, Großbritannien nicht den entscheidenden Sieg gebracht, wäre es Churchill nicht gelungen, die USA in den Konflikt hineinzuziehen.

Noch während des Kampfes um seine Wiederwahl im Jahre 1936 war Roosevelt ein entschiedener Isolationist gewesen, obwohl es jedem realistischen Beobachter schon damals klar sein mußte, daß Hitlers Herrschaft den Krieg bedeutete. Die erste grundlegende Änderung der Rooseveltschen Haltung deutete sich in seiner berühmten Rede vom Oktober 1937 auf der Chicago-Brücke an; er bestand damals darauf, daß die USA ihren Isolationismus aufgeben und helfen sollten, die Aggressoren unter Quarantäne zu setzen. Zur gleichen Zeit begann Churchill eine feindselige Einstellung gegen Hitler an den Tag zu legen. Die Ziele beider Männer begannen sich bald darauf zu vermischen. Dann brachten Pearl Harbor und Hitlers zweite große Torheit — die Kriegserklärung an die USA — dieses große Land samt seinen unerschöpflichen Hilfsquellen an die Seite Großbritanniens und damit in den Krieg. In seiner Unterhausrede vom 15. Februar 1942 schätzte Churchill die Bedeutung dieses Ereignisses sehr genau ein: „Wenn ich die Macht der USA und deren riesige Reserven betrachte und sehe, daß diese Nation nun auf der Seite des britischen Commonwealth steht und dort bleiben wird, solange der Kampf währt, bis zum Untergang oder zum Sieg, vermag ich nicht zu glauben, daß sich irgendein anderes Faktum mit diesem vergleichen ließe. Davon habe ich geträumt, darauf habe ich hingearbeitet, und nun ist es so weit."

In seinem Buch Grande alliance schrieb Churchill mit gleicher Hingerissenheit über sein Werk, die USA zu seinem Bundesgenossen zu machen: „Kein Amerikaner wird es mir übelnehmen, wenn ich verkünde, daß es meine größte Freude war, die USA auf unserer Seite zu wissen . . . Ich wußte, sie waren im Krieg, sie staken bis

zum Halse darin und mußten bis zum Ende kämpfen. So hatten wir nun doch gewonnen! ... Wir hatten den Krieg gewonnen! England, Großbritannien, das Commonwealth und das Empire würden am Leben bleiben. Wir würden nicht ausgelöscht werden, unsere Geschichte würde nicht zu Ende sein ... Ich ging zu Bett und schlief den Schlaf des Geretteten und Dankbaren."

Wäre Churchill bei der Vorbereitung auf den Frieden ebenso weise gewesen wie bei der auf den Krieg und den Endsieg, wären seine Selbstzufriedenheit und seine Zuversicht berechtigt gewesen. Später erst sollte es sich zeigen, daß seine ausschließliche Hingabe an die Erringung des rein militärischen Sieges die Folge hatte, daß Großbritannien 1955 einer tödlicheren Gefahr gegenüberstand als 1941.

Schmeicheleien für die eigenen Diktatoren

Am 13. Juli 1941 unterzeichneten in London die Vertreter der britischen und russischen Regierungen den anglo-sowjetischen Pakt, nach dem sich beide Staaten verpflichteten, „sich im gegenwärtigen Krieg gegen Hitlerdeutschland jeden nur möglichen Beistand zu leisten".

Dies war das erstemal, daß das Wort „Hitlerdeutschland" in einem diplomatischen Dokument erschien. Dieses Wort, so erklärte der diplomatische Korrespondent des Daily Telegraph „war dem russischen Vertragsentwurf entnommen, weil es Stalins Überzeugung zeigte, daß Hitler nicht mehr der Führer des deutschen Volkes ist". Churchill sagte, als er ein paar Tage später in der Guildhall über die Steigerung der britischen Rüstungsproduktion sprach: „Wir glauben, daß es in unserer Macht steht, unsere Produktion von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr zu steigern, bis die Naziherrschaft von uns — oder was noch besser wäre — vom deutschen Volk selbst ausgetilgt wird."

Was aber wurde getan, um dem deutschen Volk vor Augen zu führen, daß es sich Hoffnungen auf einen gerechten Frieden machen dürfe, wenn das Naziregime überwunden war? In Großbritannien wuchs das Verlangen danach, daß die Kriegsziele der Alliierten klar und deutlich genannt werden sollten. Dieses Verlangen drückte Noel Baker in einer Unterhausdebatte über das Informationsministerium aus, indem er erklärte: „Unser schwerster Fehler ist, daß wir bis zum heutigen Tage dem Volk, zu dem wir sprechen, noch keine Botschaft der Hoffnung verkündet haben. Ein Belgier — kein Politiker, sondern ein Offizier —, der gestern aus Brüssel kommend hier eintraf, stellte fest, daß jeder Belgier zweierlei erklärt: erstens, daß das Naziregime unerträglich ist und beendet werden muß, und

zweitens, daß man nicht gewillt ist, zu den Bedingungen zurückzukehren, unter denen man vor dem Kriege lebte. In Frankreich, Polen und Italien ist es ebenso: überall wollen die Völker ein Bild der Welt sehen, die wir eben zu bauen im Begriffe sind. Auf kein Land trifft das besser zu als auf Deutschland — vor allem seit Hitlers Überfall auf Rußland. Ich glaube, daß ein großer Teil unserer auf Deutschland gerichteten Propaganda völlig unfruchtbar ist, weil sie keinerlei Hoffnung irgendwelcher Art gibt. Solange wir eine solche Botschaft nicht besitzen, werden wir mehr Schaden anrichten als Gutes tun."

Churchill begriff nicht, daß dies eine vernünftige Haltung war, er schien nicht zu begreifen, daß für den Fall, daß das Naziregime *vom „deutschen Volk selbst ausgetilgt"* werden sollte, dieses Volk möglicherweise wissen wollte, was dann mit ihm geschehen werde. Alles was unsere Propaganda und unsere Bomben fertigbrachten, war, Dr. Goebbels und seiner Propaganda die Behauptung leicht zu machen, daß Großbritannien und Rußland ihr Bündnis nicht nur zur Zerstörung der Hitlerregierung, sondern auch zur Versklavung ganz Deutschlands geschlossen hatten. Diese unkluge und gefährliche Haltung erreichte im Januar 1943 ihren Höhepunkt, als Churchill und Roosevelt in Casablanca die Forderung nach der „bedingungslosen Übergabe" stellten. Darüber wird später mehr zu sagen sein.

Mittlerweile zeigt Churchill selbst einige von den Neigungen, die einem Diktator eigen sind. Nach einer Unterhausdebatte über die Situation der britischen Wirtschaft bemerkte am 26. Juli 1941 die NEWS CHRONICLE: „Wieder einmal gab er unglückseligerweise seinem Hang nach, eine Kritik übelzunehmen, die aus keiner anderen Überlegung kam als der, der Öffentlichkeit damit einen Dienst leisten zu müssen."

In der Heimat standen die Dinge nicht zum besten. Man rief nach einem Produktionsminister, und der DAILY HERALD erklärte, daß Ernest Bevin der geeignetste Mann dafür sei. Die Konservativen waren anderer Meinung; die Klassen, die sie repräsentierten, wünschten keine Ausweitung der Regierungskontrolle noch irgendeine Art *öffentlichen Eigentums an der Industrie.* Die Großkapitalisten, die hinter Churchill standen, hatten sich noch immer durchgesetzt. Im Mai hatte der konservative GLASGOW HERALD berichtet, daß die Labour-Minister die Regierung „um einen entscheidenden Schritt zur vollständigen Staatskontrolle nicht nur über die Eisenbahnen, sondern das gesamte Transportwesen hin ersucht haben. Konservative Parlamentsmitglieder stellten sich diesem Verlangen entgegen und erklärten, die Verstaatlichung des Transportwesens sei eine politische Entscheidung, die zur Zeit nicht gestellt werden dürfe,

damit die Einigkeit, die während dieses Jahres so erfolgreich bewahrt worden sei, nicht zerstört werde".

Wann immer die Interessen des Großkapitals bedroht waren, die konservativen Parlamentsmitglieder setzten sich stets durch. Churchill zog die Konsequenzen: die Vorlage wurde zu den Akten gelegt. Später verfolgte man hinsichtlich der Verstaatlichung der Bergwerke und bei der Behandlung des Beveridge-Plans dieselbe Taktik. Unsere äußeren Feinde verfolgte Churchill mit weißglühendem Haß, den Gegnern einer sparsamen Wirtschaftsführung und sozialer Gerechtigkeit im Inneren gab er immer wieder nach.

Im August 1941 stand das Land wegen des Mangels an Bergarbeitern vor einer Kohlenkrise. Während der Debatte über dieses Problem im Unterhaus erklärte Aneurin Bevan, daß 50.000 junge Bergarbeiter in der Armee dienten, die schon seit Monaten wieder in den Gruben hätten sein sollen. Ihre Rückkehr wurde verzögert, weil der Premierminister über diese Dinge romantisch und nicht praktisch dachte und weil die Dickköpfe im Kriegsministerium ihm dies geraten hatten. Die Männer, die man nun so dringend brauchte, saßen tatenlos in der Armee herum, und jedermann wußte, daß sie nicht die Waffen erhalten hatten, die sie benötigten. Um diese Waffen herzustellen, brauchte man mehr Kohle, die nicht zu beschaffen war, weil die nicht da waren, die sie abbauen konnten. Dieser Versager wurde in der Debatte auch von vielen anderen Rednern kritisiert, und sogar der konservative DAILY TELEGRAPH meinte: „Es ist ein Geheimnis, warum man diese Männer überhaupt einzog. In unserer gesamten Wirtschaft gibt es wenige Berechnungen, die mit einem höheren Grad an Genauigkeit angestellt werden können, wie die über die Menge an Kohle, die in zwölf, achtzehn oder vierundzwanzig Monaten benötigt wird, und die Zahl der Männer, die vorhanden sein muß, um sie zu beschaffen. Diese einfache Kalkulation wurde entweder nicht angestellt oder wurde, wenn sie angestellt wurde, nicht beachtet. Den ganzen letzten Winter über sahen die Behörden zu, wie die Bergarbeiter in einer Rate von 1000 Mann pro Woche aus den Gruben verschwanden, ohne nur einen Gedanken daran zu verschwenden, woher die Kohle für den nächsten Winter kommen solle."

Churchills romantisches Interesse galt den Soldaten und dem Kriegführen, doch begriff er nicht, daß man zur Führung eines modernen Krieges auch so unromantische Dinge wie Kohlen brauchte.

Das Unterhausmitglied Emanuel Shinwell griff auch Churchills Haltung gegenüber seinen Kritikern im Parlament an. In Seaham sagte er: „Mr. Churchills Abneigung gegen Kritik ist schwer zu verstehen. Da er selbst der größte Kritiker seiner Generation war, steht es ihm nicht zu, sich darüber zu beklagen." Shinwell, der ein-

mal Bergbauminister gewesen war, erklärte auch, daß die Regierung das Kohlenproblem stümperhaft behandle.

Waren die Labour-Abgeordneten im Unterhaus kritisch eingestellt, dann waren die der Konservativen Partei voll der Zustimmung. Der Wert der Brauereiaktien stieg, so verkündete der Vorsitzende des Aufsichtsrates eines dieser Unternehmen, „weil die Regierung wünscht, daß genug Bier vorrätig gehalten werden soll".

Im August 1941 trafen sich Präsident Roosevelt und Winston Churchill auf hoher See vor der Küste Neufundlands, um einen Plan auszuhecken, mit dessen Hilfe die USA durch die fernöstliche Hintertüre eines Konfliktes mit Japan in den Krieg eintreten konnten. Der amerikanische Historiker H. L. Trefousse hat in seinem Buch GERMANY AND AMERICAN NEUTRALITY 1939—1941 bewiesen, daß Deutschland und Italien hartnäckig alle Bemühungen Roosevelts durchkreuzt haben, sie zu einem feindseligen Akt in Vergeltung für das keineswegs neutrale Verhalten amerikanischer Flottenverbände im Atlantik nach dem März 1941 zu verführen. Da Roosevelt auch der Meinung war, eine Verkündung der Kriegsziele der Alliierten sei ein sehr brauchbares Werkzeug für die Propaganda gegen die Diktatoren, wurde während dieses Treffens die Atlantik-Charta ausgearbeitet.

Diese Charta hatte acht Klauseln, die besagten, daß Großbritannien und die USA keinerlei Gebietsgewinne beanspruchten und gegen territoriale Veränderungen seien, außer mit dem Einverständnis der Völker, die sie betrafen. Die Charta forderte ferner, daß alle Völker das Recht hätten, die Art ihrer Regierung selbst zu bestimmen, gleiche Voraussetzungen für Wirtschaft, Fortschritt und soziale Sicherheit, Freiheit von Furcht und Not, die Entwaffnung der Angreiferstaaten und die Bildung einer ständigen internationalen Sicherheitsorganisation. Die Grundsätze der Atlantik-Charta waren ausgezeichnet, sie verflüchtigten sich aber, als der Krieg weiterging. Die Inder fragten, ob die Charta auch auf sie zuträfe, als Jawaharlal Nehru und Tausende in die Gefängnisse geworfen wurden.

Mittlerweile festigte sich unsere Freundschaft mit Rußland immer mehr. „Wir sollten unsere Knie beugen und der Vorsehung für die Hilfe danken, die uns Rußland gewährt", sagte Shinwell (der später Kriegsminister wurde) im September in Glasgow.

In der gleichen Woche gab die Regierung bekannt, daß die Eisenbahnen nicht verstaatlicht würden, worauf die Zeitungen sofort von einem „Auftrieb an den Börsen" berichteten. Statt die Bahnen zu nationalisieren, entschloß sich die Churchill-Regierung, den Eisenbahngesellschaften für die Dauer des Krieges 43 Millionen Pfund zu zahlen. Ein Jahr später protestierte der DAILY HERALD dagegen, daß die Regierung „nachgegeben und einen Pakt mit den

Aktionären der Eisenbahngesellschaften geschlossen hat, der diese in den Stand setzt, dicke Dividenden dafür zu kassieren, daß die fundamentalsten Bedürfnisse der Nation erfüllt werden". Nach dem MANCHESTER GUARDIAN „spielte die Regierung tatsächlich mit dem Gedanken der Verstaatlichung, doch liebte ihn Lord Leathers, der neue Minister für Kriegstransporte, offensichtlich nicht, und er stellte sich auf die Seite der Gegner der Verstaatlichung".

Churchill hatte Lord Leathers zum Minister gemacht; Leathers war nicht nur der stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrates der bedeutenden Kohlenhandelsgesellschaft Wm. Cory & Sons sondern auch Direktor von dreizehn anderen Gesellschaften — nur zu verständlich, daß er die Nationalisierung nicht begünstigte. Das Großkapital hatte das letzte Wort und daher verzichtete die Regierung auf die Verstaatlichung.

Dies war ein typisches Beispiel für Churchills Unterwürfigkeit gegenüber dem Großkapital. Er leistete den Diktatoren über den Meeren jeden nur erdenklichen Widerstand, gehorchte aber während des ganzen Krieges unseren eigenen großkapitalistischen Diktatoren.

Die Labour-Partei saß in der Regierung, und der Gewerkschaftskongreß begann sich darüber zu wundern, wie sie dorthin gekommen war. Er ersuchte, das Gesetz über die Bereinigung von Arbeitskonflikten abzulehnen, worauf Churchill erklärte, dies sei eine politische Streitfrage und der Kongreß möge erst einmal mit der Konservativen Partei darüber verhandeln.

DIE ACHSE CHURCHILL — BEAVERBROOK

Lord Beaverbrook war von Churchill eingeladen worden, in die Regierung einzutreten; beide waren enge Freunde. Im Oktober 1941 sandte Churchill Lord Beaverbrook in einer Sondermission nach Moskau. Stalin und die britischen Kommunisten verlangten die Errichtung einer zweiten Front im Westen. Beaverbrook versprach Rußland die Lieferung „schwerer Artillerie, zahlreicher moderner Geschütze, sehr vieler Munition und einer großen Menge Kriegsmaterials". Der Welt erzählte er über den britischen Rundfunk: „Stalin vertraut Harriman und mir, er glaubt an unsere Versprechungen." Man sieht: die Beaverbrook-Presse hatte eine neue Walze aufgelegt. Der DAILY EXPRESS hatte begonnen, die Russen als „Kameraden" anzureden. Sein Leitartikel vom 6. September 1941 schloß mit dem Gruß: „So schütteln wir Eure Hände, Kameraden, über die übelriechende Erde hinweg, die die Brutstätte unseres gemeinsamen Feindes ist." Die Russen wünschten allerdings etwas anderes, nämlich eine zweite Front in Europa, doch war Churchill noch nicht vorbereitet, sie jetzt schon aufrichten zu können.

Seine Auffassung darüber, was neben dem Feldzug in Nordafrika die geeignetste Strategie sei, unterschied sich beträchtlich von der Stalins, die später von den politischen und militärischen Führern der USA zu der ihren gemacht wurde. Stalin und die Amerikaner wünschten den Angriff der „Zweiten Front" auf Deutschland von Westen her mit einer Invasion nach Frankreich hinein zu führen. Churchill, dem Großbritanniens Zukunft wichtiger war, wollte den Vormarsch vom Mittelmeer her antreten — mit einem Durchbruch durch den von ihm so genannten „weichen Unterleib Europas". Ob dies den Verlauf der militärischen Operationen tatsächlich beeinflußt hätte, ist immer noch Gegenstand von Spekulationen, daß aber ein solches Vorgehen den britischen Interessen sehr zum Vorteil gereicht hätte, wird kein vernünftiger und informierter Mensch leugnen können. Rußland wäre damit der Weg nach Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und wahrscheinlich auch auf den Balkan versperrt worden *).

Beaverbrook kehrte voll Bewunderung für Stalin aus Rußland zurück. Am 8. November 1941 sagte er: „Stalin ist ein großer Mann. Ich konnte die Kraft fühlen, die in ihm steckt. Die Russen werden gut und weise geführt. Ich habe sehr viel Vertrauen in die Führungsgabe dieses Mannes."

Als Beaverbrook mit Stalin über Churchill gesprochen hatte, hatte Stalin gelächelt und gesagt: „Das alte Schlachtroß! Wir haben eine einfache Erklärung für Churchill. Er ist unser gemeinsames Symbol für den Sieg, nichts anderes." Der SUNDAY EXPRESS schloß sich pflichtschuldig Beaverbrooks Lobeshymnen für Stalin an. Sein Chefredakteur, John Gordon, schrieb am 9. November 1941: „Wenn Stalin mir berichtet, daß seine Armeen den Deutschen einen Verlust von viereinhalb Millionen Mann zugefügt haben, dann glaube ich ihm das. Wenn er mir sagt, daß die Kampfmoral seiner Armeen trotz der schrecklichen Verluste, die sie erlitten haben, höher ist als die der Deutschen, dann glaube ich ihm auch das. Wenn er mir erklärt, daß er siegessicher ist, dann zweifle ich nicht daran. Was Sie auch für Ansichten über den Bolschewismus haben mögen, machen Sie sich das eine klar: Stalin hat durch seine Vergangenheit bewiesen, daß er weiser, realistischer, fähiger und imstande ist, Situationen besser gerecht zu werden als die meisten der Männer, die unser Land in den letzten zwanzig Jahren regiert haben."

Das war kaum ein Kompliment für die jetzt von Churchill geführte Konservative Partei. Man darf sich nicht wundern, daß die Bergarbeiter diese Lobsprüche wortwörtlich nahmen und die Ver-

*) Wäre man Churchills Plänen gefolgt, hätten die schrecklichen Fehler, die 1944 bis 1945 in Mitteleuropa gemacht wurden, samt ihren unheilvollen Folgen für die Zukunft vermieden werden können.

staatlichung der Gruben forderten. Jedermann, sogar der Erzbischof von Canterbury, war voller Bewunderung für die Russen. „Nun, da der Erzbischof von Canterbury für den Sieg der Russen gebetet hat", bemerkte Nathaniel Gubbins im SUNDAY EXPRESS, „wird er voller Stolz einen Teil des Verdienstes an Timoschenkos Erfolgen für sich beanspruchen." Im Januar 1942 sprach der Erzbischof von „einem Leuchtfeuer, dessen Licht die dunklen Wolken durchdringt, die über uns lasten."

Im Dezember 1941 überfiel Japan Pearl Harbor, die USA traten in den Krieg ein. Am Ende dieses Jahres türmten sich vor den faschistischen Diktatoren große Hindernisse auf, die ihnen den Weg zum Sieg versperrten. Als Japan China zum erstenmal angegriffen hatte, hatte Churchill erklärt (am 24. Februar 1933): „Die britischen Interessen fordern, daß wir uns von dem im Fernen Osten ausgebrochenen Streit fernhalten und nicht freiwillig unsere alte und wertvolle Freundschaft mit Japan aufgeben." Jetzt aber war unser alter und geschätzter Freund der Erzfeind im Fernen Osten geworden.

In Washington meinte Churchill am 23. Dezember 1941, „die Alliierten sollten sich lieber auf eine von außen kommende Niederlage Deutschlands verlassen, statt auf einen von innen her kommenden Zusammenbruch". Dies war die Haltung, die er bis zum Kriegsende bewahrte; sie fand später ihren Ausdruck in seiner Forderung nach der „bedingungslosen Übergabe" und dem „K.-O.-Schlag" und zwang damit das deutsche Volk, sich auf Gedeih und Verderb hinter Hitler zu scharen. Journalisten wie H. N. Brailsford, die Deutschland kannten, widersetzten sich diesem Verlangen. Brailsford schrieb in REYNODL'S: „Wir können den Krieg um ein Jahr verkürzen, wenn es uns gelingt, das deutsche Volk davon zu überzeugen, daß wir nicht beabsichtigen, Deutschland aufzuteilen und es dem Hunger und der Arbeitslosigkeit auszuliefern." Nach dem Krieg haben deutsche Generale in der Gefangenschaft die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt.

Churchills Forderung nach dem K.-O.-Schlag, mit der er Lloyd Georges Torheit von 1916 bis 1918 wiederholte, war sicherlich eines Kämpfers würdig, nicht aber eines Staatsmannes von überragendem Format. Sie brachte den Alliierten ein Maximum an Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß und machte letztlich den Russen den Weg nach Berlin frei.

Daß zu dieser Zeit in Rußland der Ansturm Hitlers aufgehalten wurde, half den Verlust Hongkongs ausgleichen. Die Kapitulation war unvermeidlich, weil die Insel ganz einfach nicht zu verteidigen war, bedeutete aber für die britische Öffentlichkeit, die man glauben gemacht hatte, Hongkong könne gehalten werden, einen harten

Schlag. Sein Verlust bedeutete, daß britische Soldaten bis zum Ende des Krieges in japanischen Gefangenenlagern ausharren mußten. Der britische Militärgouverneur von Hongkong hatte großartige Reden geschwungen, doch „Brooke=Pophams Ansprachen waren meiner Meinung nach dazu bestimmt, die Japaner zu bluffen", meinte der Korrespondent des DAILY EXPRESS.

Anthony Eden ging nach Moskau, um die künftig einzuschlagende Politik mit Stalin zu besprechen. Der ECONOMIST fragte: „Was hat Mr. Stalin zu Eden gesagt? Unserer Meinung nach hat er Eden erklärt, daß seiner Überzeugung nach die russischen Armeen die deutschen schlagen können und daß die Russen in einem solchen Falle verlangen werden, daß die deutschen Militaristen mit allen Mitteln daran gehindert werden müssen, ihr Volk jemals wieder vor ihren Wagen zu spannen. Dies würde so zu bewerkstelligen sein: die Osthälfte Deutschlands müßte von Rußland, der Süden und Westen von Frankreich, das kommunistisch regiert werden dürfte, unter dem Daumen gehalten werden. Wir glauben fest, daß Mr. Stalin nicht debattierte, sondern forderte."

Churchill muß sehr erstaunt gewesen sein, als Eden nach seiner Rückkehr ihm dasselbe sagte.

Er sicherte sich nach dem Fall Hongkongs ein Vertrauensvotum: 306 von insgesamt 368 Konservativen und 106 von 160 Labour=Abgeordneten stimmten für die Regierung. Der nächste Schlag, der im Osten fiel, war die Preisgabe Singapores. Riesige Summen waren für die als uneinnehmbar geltende Inselfestung aufgewendet worden, doch nun lasen die Briten in der TIMES: „Erstens war Singapore niemals eine Festung. Die Konzeption, daß sie eine sei, war die Frucht leichtfertigen Denkens. Unsere Propagandisten und Volksredner hatten versucht, Japan dadurch aus dem Krieg herauszuhalten, daß sie ihm einredeten, wir seien stärker, als wir tatsächlich waren. Die Legende wurde immer weiter ausgeschmückt, doch lagen ihr kaum Tatsachen zugrunde."

Für Singapore waren zwischen den Kriegen zwanzig Millionen Pfund ausgegeben worden — eine Menge Geld, nur um die Japaner zu bluffen. Der ECONOMIST wollte nun gerne wissen, wer denn den Krieg gewinnen werde: „Im Augenblick ist Großbritannien drauf und dran, den Krieg zu verlieren. Hitler wird ihn möglicherweise auch verlieren — in Rußland. Rußland dürfte ihn gewinnen, und Amerika mag sich darauf vorbereiten, ihn ebenfalls zu gewinnen — Großbritannien aber wird ihn auf jeden Fall verlieren."

Churchill bildete sein Kabinett um und holte sich Sir Stafford Cripps, der noch immer aus der Labour=Partei ausgestoßen war. Sir John Anderson und Oliver Lyttelton blieben im Kabinett, das ein Kabinett der Rechten blieb.

Die Labour-Partei wurde wegen der Auswirkungen des politischen Waffenstillstandes auf die Nachwahlen immer widerspenstiger. Ihre Mitglieder durften nicht kandidieren, Unabhängige traten aber mit solchen der Konservativen Partei in Wettstreit. Die Nachwahlen zeigten, daß die Churchill-Regierung im Unterhaus populärer war als im Land. In Grandham besiegte ein unabhängiger Kandidat einen ehemaligen Luftmarschall und Erwählten der Konservativen Partei. In Cardiff war Sir James Gregg, der ständige Sekretär des Kriegsministeriums, für einen Sitz nominiert worden, der von den Konservativen aufgegeben worden war. Attlee bat einige Labour-Abgeordnete, Gregg zu Hilfe zu kommen, aber sie weigerten sich, doch hatten die Kommunisten die Instruktion erhalten, den offiziellen Kandidaten Churchills zu wählen. Die britische Innenpolitik entwickelte sich fürwahr in einer ungewohnten Richtung.

Arthur Greenwood war aus dem Kabinett entlassen und angeblich mit der Aufgabe betraut worden, die Wiederaufbaupläne für die Nachkriegszeit vorzubereiten. Man betrachtete dies als Schachzug, der gestatten sollte, diese Pläne auf den Druck der Konservativen hin aufzugeben. Die Labour-Partei stellte mit Unbehagen fest, daß eine neue Commonwealth-Partei drauf und dran war, alle konservativen Sitze zu erringen. Im Lande wuchs das Mißvergnügen an der Churchill-Regierung. Der Parteifrieden brachte der Labour-Partei offensichtlich nur Nachteile ein.

Eine Gruppe konservativer Unterhausabgeordneter hatte das „Komitee von 1922" gebildet, das ein wachsames Auge auf alle Pläne der Regierung richten sollte, die nach Sozialismus aussahen. Im Mai 1942 wurde bekannt, daß die Regierung eine Treibstoffrationierung plane. Das Komitee von 1922 trat zusammen, und man kündigte an, daß an die hundert konservative Abgeordnete diesen Plan zu hintertreiben gedachten. Eine Deputation rückte Sir John Anderson zu Leibe, und der Plan wurde zurückgezogen. Auch Pläne für die Reorganisierung der Kohlenindustrie standen zur Debatte. In einem Kohlen-Komitee der Konservativen saßen Industrielle, die sich der Verstaatlichung widersetzten und ebenfalls zur Revolte bereit waren. Sie waren sich durchaus darüber im klaren, daß die Konservative Partei die „alteingesessenen Interessen" vertrat, sie wußten, daß sie die Mehrheit im Parlament besaßen und daß Churchill kuschen werde, wenn sie die Peitsche schwangen.

Sicherlich war die Unordnung in der Kohlenindustrie übel, und Kohle wurde von der Kriegsindustrie dringend benötigt; die aber, die sie besaßen, mußten zuerst berücksichtigt werden. Churchill entschloß sich zu einer Zusammenkunft mit den Delegierten der Bergarbeiter. Sie und die Bergwerksdirektoren wurden in einem Sonderzug nach London gebracht und erhielten eine Zuwendung

von drei Pfund. Die Bergleute Nord=Derbyshires verweigerten die Mitarbeit, weil sie der Ansicht waren, daß man in London Zeit ver=schwende und daß die Kumpel besser daran täten, Kohle zu fördern.

Churchill und General Smuts hielten Ansprachen, ein Massen=singen folgte, das die Kapelle der Schottischen Garden begleitete —, doch nach den Reden war keine Zeit mehr für Fragen und Debatten, wie sie der DAILY HERALD gefordert hatte, es wurde statt dessen „God Save The King" gesungen. Als emotionales Spektakel war dies bestimmt großartig. Noch nie hatte Mr. Lawther, der Präsident der Bergarbeitergewerkschaft, „unsere Kumpel so bewegt gesehen"; andere Quellen berichten, daß starke Männer sich die Augen wischten und andere ganz offen weinten. Der Vorsitzende der Kohlenindustriellen, Mr. Evans Williams, wurde aufgefordert, eine Dankadresse an Mr. Winston Churchill einzubringen —, was durch=aus angemessen war. Mr. Williams tat dies mit großer Aufrichtig=keit, war er doch einer der Erzreaktionäre unter den konservativ gesinnten Herren der Kohle. Er war es gewesen, der zu dem Tory=Komitee gesprochen hatte, bevor dieses die Regierung unter Druck gesetzt hatte, den Beveridge=Plan zur Treibstoff=Rationierung ab=zulehnen.

In derselben Ausgabe des DAILY EXPRESS, in der von den „weinen=den Bergarbeitern" berichtet wurde, kommentierte der Chef der Lokalredaktion: „Offiziöse Mitteilungen, daß sich die Kohlenlücke zu schließen beginne, haben die Nachfrage nach Bergwerksaktien, von denen einige den höchsten Stand seit dem Ersten Weltkrieg erreicht haben, leicht gesteigert. Die Käufer dieser Aktien hoffen sichtlich darauf, daß die vermehrte Kohlenförderung sich in größe=ren Gewinnen ausdrücken wird."

Auf der Börse verwandelten sich Churchills herzbewegende An=sprachen und die Tränen der Bergarbeiter in hartes Geld. Die INVESTOR'S CHRONICLE war überzeugt, daß die Kohlenherren den Krieg gewinnen würden. Sie schrieb: „Die Liste der Bergwerksaktien ist immer noch eines der bevorzugten Betätigungsgebiete für Aktienkäufer." Je mehr die Bergarbeiter auf Churchills patriotische Forderungen nach einer stärkeren Kohlenförderung ansprachen, desto höher stiegen die Aktien der Kohlenindustrie. Solange Chur=chill Premierminister blieb, brauchte man eine Verstaatlichung der Bergwerke nicht befürchten. Dies war ein Streitobjekt, über das in Kriegszeiten nicht verhandelt werden durfte, auch wenn mit dem alten System nicht genug Kohle für die Kriegsindustrie gefördert wurde.

In den ersten Augusttagen des Jahres 1942 wurden Ghandi und andere Führer der indischen Kongreßpartei verhaftet. Aus Bombay kam der Befehl, daß im Notfall die Exekutivorgane das Recht zum Prügeln hatten. Für Indien galt offensichtlich die Atlantik-Charta nicht, die allen Nationen das Recht auf Selbstbestimmung zuerkannt hatte.

Gandhis Verbrechen war, daß er ein Gegner des Krieges war. Die Taten der britischen Regierung in Indien wurden von der demokratischen Meinung in den USA mit Mißvergnügen registriert. Hatte man etwa den veralteten Typ des Imperialismus, wie er von den Briten in Indien praktiziert wurde, zu verteidigen? Man konnte von Gandhi nicht erwarten, daß er Churchills Kriegspolitik unterstütze; diese beiden Männer standen jeder auf einem anderen Pol. Churchills Haltung gegen Indien verlieh dem Anspruch der Alliierten, für Freiheit und Demokratie einzustehen, wenig Glaubwürdigkeit.

Die Amerikaner wunderten sich, als sie hörten, daß der Gouverneur von Bombay in Englisch, Hindustani und Urdu über den Rundfunk mit strenger Stimme gewarnt habe, daß der Prügelbefehl, der bis zu 30 Stockhiebe im Beisein eines Arztes gestattete, erneuert werde. Harold Laski fragte im DAILY HERALD, was der Gewerkschaftskongreß wohl sagen würde, wenn man während eines Streiks im Mutterlande einen solchen Befehl ausgäbe, und erklärte, die Labour-Partei habe ihren Mitgliedern nicht erlaubt, einer Regierung beizutreten, die so etwas gutheiße.

Gleich nach der Nachricht von Gandhis Verhaftung erfuhr die britische Bevölkerung, daß Churchill in Moskau weilte und im Kreml mit Stalin zusammengetroffen war. Die beiden Extreme hatten sich endlich gefunden. Es lag auf der Hand, daß Stalin mit Nachdruck eine zweite Front im Westen forderte. Der Moskauer Korrespondent von NEW STATESMAN berichtete: „Tag um Tag zitierten die hiesigen Zeitungen lange Passagen aus britischen Blättern, die eine zweite Front fordern, und berichten von an die Downing Street gerichteten Resolutionen und Petitionen, als Beispiele dafür, daß die britische Öffentlichkeit von der Notwendigkeit dieser Aktion zutiefst überzeugt ist. Die folgende Episode kennzeichnet die Erwartungen, die der Besuch Churchills bei den Russen geweckt hat: Als der Premierminister vom Flughafen abfuhr, gab er das V-Zeichen, was die Russen, die es sahen, von Herzen freute, denn sie legten die beiden ausgestreckten Finger als deutlichen Hinweis auf die zweite Front aus."

Nach seiner Rückkehr berichtete Churchill am 12. November 1942

dem Unterhaus: „Ich versichere dem Hause, daß ich fest an die Weisheit und den guten Willen dieses außerordentlichen Mannes (Stalin) glaube . . . Mein Herz hat für Rußland geblutet, doch weiß ich auch, daß es als lebenskräftiger Organismus mindestens dreimal so stark ist wie im letzten Kriege."

Seit seinen Rundfunkreden während des Finnischen Krieges hatte er seine Meinung über Stalin und Rußland sichtlich geändert. Er dachte nun anders von den Qualitäten Stalins. In seinen Erinnerungen steht folgender Satz: „Vom September 1940 bis zum Augenblick von Hitlers Angriff im Juni 1941 war Stalin ein ebenso schwerfälliger und listenreicher wie schlecht informierter Riese." Nach seinem Besuch vom September 1942 in Moskau hielt Churchill jedoch im Unterhaus eine Lobrede auf Stalin, die seinen Huldigungen an Mussolini, Hitler und Franco durchaus an die Seite gestellt werden kann: „Dieser große, rauhe Kriegsmann . . . eine außerordentliche Persönlichkeit, den dunklen und stürmischen Zeiten gemäß, die sein Leben geformt haben; ein Mann voll unerschöpflichen Mutes und nie versiegender Willenskraft, ein Mann der direkten, manchmal sogar groben Rede, die mich, der ich im Unterhaus erzogen worden bin, keineswegs kränkt, schon gar nicht, wenn ich selbst einiges zu sagen habe. Vor allem hat er Sinn für Humor, eine wertvolle Gabe für alle Männer jeglicher Nation, vor allem für große Männer und große Nationen. Stalin hinterließ in mir den Eindruck, daß er voll tiefer, abgeklärter Weisheit ist und daß er sich keinen Illusionen hingibt."

Churchill muß zu dem Glauben bekehrt worden sein, daß Stalin im Juni 1941 tatsächlich noch einmal geboren wurde.

Mittlerweile fragten sich kritische Gemüter unter den britischen Politikern, ob Churchill nicht selbst auf dem besten Wege war, ein Diktator zu werden. Sir Stafford Cripps wurde im November vom Kriegskabinett fallengelassen, das ihn durch Herbert Morrison ersetzte. Der MANCHESTER GUARDIAN behauptete, daß die Veränderungen im Kabinett Churchill zu viel Macht gaben: „Sie verlängern das Bestehen dieses Kabinettes in einem noch größeren Maße als das jedes anderen Kabinetts dieses oder des letzten Krieges, was alle die verurteilen, die sich mit dem Funktionieren von Krisenregierungen befassen. Es gibt keinen Staatsminister und keinen Lordsiegelbewahrer mehr; sichtlich soll damit die Macht und Autorität des Premierministers verstärkt und das Ausmaß unabhängigen Denkens, dessen die übrigen Mitglieder des Kriegskabinetts noch fähig sind, weiter vermindert werden. Wir sind beinahe wieder dort, wo wir vor einigen Monaten waren, als das Mißfallen darüber, daß ein einziger Mann die Kontrolle über die Kriegführung in Händen hatte, weit verbeitet war."

Gegen Ende des Jahres 1942 war Churchill der faktische Diktator Großbritanniens geworden. Im Kriegsrat war er der mächtigste, wichtigste und einflußreichste Mann, und in der Heimat benutzten die Torys seine Autorität, wenn sie glaubten, daß die Macht des Privatkapitals in Gefahr sei. Dies wurde sehr deutlich dadurch bewiesen, als man den Beveridge-Bericht über die Sozialversicherung und Sozialfürsorge schnöde beiseiteschob.

Kapitulation an der Heimatfront

Churchill hatte sich den Eisenbahnmagnaten und Kohlenbaronen bereits gefügt. Als die Regierung nun vor die Entscheidung gestellt wurde, die Vorschläge des Beveridge-Planes entweder anzunehmen oder abzulehnen, trat er vor den Versicherungsgesellschaften den Rückzug an. Er verfolgte in jedem Stadium der Entwicklung eine Politik, die das Wohlwollen der Konservativen fand, weil sie ihren Wünschen entsprach. Nachdem Sir John Anderson die Haltung der Regierung zum Beveridge-Plan umrissen hatte, bemerkte die News Chronicle am 17. März 1943: „Dieser Absatz in Sir John Andersons Rede bringt einen aus der Fassung, denn die Versicherungsgesellschaften waren bekanntermaßen drauf und dran, die Opposition gegen Beveridge zu organisieren. Daß die Regierung die weiße Flagge hissen sollte, bevor im Parlament ein einziger Schuß gefallen war, ist wahrlich ein sehr schlechtes Vorzeichen. Es zwingt zu dem Glauben, daß die Regierung in diesem Falle vermutlich noch zugänglicher ist, als sie es unter dem Druck des Großkapitals war — und mit tausend Freuden bereit, beim Wiederaufbau unseres Sozialwesens ihr München zu erleben, statt wenigstens den Versuch eines Kampfes zu wagen."

Der Beveridge-Plan war ein Teil des Wiederaufbau-Programms für die Nachkriegszeit, dessen geistiger Vater Arthur Greenwood war. Nachdem Greenwood auf Churchills Aufforderung hin in die Regierung eingetreten war, hoffte man zuversichtlich, die Koalition werde sowohl in der Innen- wie in der Außenpolitik für die Nachkriegszeit im voraus planen. Die Konservativen brachen ihre Versprechungen, Greenwood wurde aus dem Kriegskabinett entfernt, und der Beveridge-Bericht blieb unbeachtet.

Dies war zuviel für die Labour-Fraktion im Parlament. In einem offiziellen Antrag erklärte sie „mit der nun eingeschlagenen Politik der Regierung hinsichtlich des Beveridge-Planes unzufrieden zu sein" und drängte auf eine Überprüfung dieser Politik, „damit dieser Plan möglichst frühzeitig verwirklicht werden könne". Als eine namentliche Abstimmung über diesen Antrag gefordert wurde, stimmten 121 Abgeordnete gegen die Regierung —, das Gros der

Partei revoltierte gegen die Labour-Minister, die für Churchill gestimmt hatten. Dies war der Beginn des Risses in der Mauer, der immer breiter werden sollte. Am 21. März 1943 beschäftigte sich Churchill in einer Rundfunkrede mit den Kriegsaussichten. Er sagte: „Es ist unsere Pflicht, die Nebel, die die Zukunft verhüllen, zu durchdringen und alles zu tun, damit wir dank unserer Anstrengungen und unserer Voraussicht auf die Situationen vorbereitet sind, die uns bei Kriegsende erwarten. Irgendwann im nächsten Jahr — es kann aber sehr wohl erst im übernächsten Jahr sein — werden wir Hitler schlagen, und darunter verstehe ich, daß er und die von ihm verkörperten bösen Mächte in Staub und Asche verwandelt werden." Erst dann, so meinte Churchill, werde man ernsthaft den Krieg gegen Japan führen. Er wandte sich dann der Heimatfront zu und gab die Umrisse eines Vierjahresplanes bekannt. Er war zwar mit der Verstaatlichung des Versicherungswesens einverstanden, verpflichtete sich aber nicht, den Beveridge-Plan auszuführen: „Sie haben mich und meine Kollegen als hartnäckige Verfechter der staatlichen Zwangsversicherungen für alle Schichten der Bevölkerung und alle Wechselfälle von der Wiege bis zum Grabe anzusehen. Die Vorbereitungen dafür werden mit äußerster Energie vorangetrieben, die Verhandlungen mit den großen Versicherungsgesellschaften werden mit Nachdruck geführt, damit alles bereit ist, wenn der Augenblick zum Handeln gekommen ist. Die beste Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit besteht darin, keine Arbeitslosigkeit aufkommen zu lassen. Noch etwas ist dazu zu sagen: Müßiggänger, ob reich oder arm, dürfen nicht mehr geduldet werden, wir können uns das nicht leisten. Faulenzer in den oberen Schichten machen Faulenzer in den unteren. Niemand, der in der Vollkraft seines Lebens steht, darf abseits von uns ein Leben selbstsüchtigen Vergnügens führen. Es gibt Verschwender in allen Klassen, doch sind sie in allen glücklicherweise nur eine kleine Minderheit. Trotzdem können wir keinen Schwarm von Drohnen in unserer Mitte haben, ob sie nun aus der alten Aristokratie, der modernen Plutokratie oder aus der Schicht der üblichen Wirtshaushocker kommen."

Je länger er sprach, desto klarer wurde, daß er hier den Versuch unternahm, eine Verlängerung der Koalition für die Zeit nach dem Kriege zu erreichen und daß er zu diesem Zwecke ein nicht sehr genau formuliertes Programm für eine Sozialreform in Händen hatte. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, Greenwood, der den unglückseligen Satz „Pfund, Shilling und Penny sind bedeutungslose Symbole" geprägt hatte, mit einem Seitenhieb zu bedenken. Dieser Fehler sollte offenbar bei künftigen Wahlen ausgenutzt werden.

Jedermann sah, daß Churchill danach strebte, nach dem Krieg die Koalition fortzusetzen, wie das Lloyd George nach dem Ersten Weltkrieg getan hatte. Das würde für ihn wie für das Großkapital vorteilhaft sein, den Sozialisten aber zum Nachteil gereichen. Politische Publizisten betrachteten dies als Drohung an die Adresse der Abgeordneten der Labour-Partei, die von der Möglichkeit allgemeiner Wahlen beunruhigt waren.

Man sah, was Churchill im Schilde führte. Er glaubte, daß er nötigenfalls die Labour-Minister übertölpeln, der Labour-Partei neue MacDonalds vor die Nase setzen und den patriotischen Koalitionstrick Lloyd Georges von 1918 wiederaufwärmen werde. Er dachte gleichermaßen an die nächsten Wahlen wie an den Ausgang des Krieges. Harold Laski gab dazu in REYNOLDS einen sehr zutreffenden Kommentar: „Mr. Churchill hat ein kunstvolles Netz gewoben; es wäre das Ende der Labour-Partei, wenn sie sich darein verstricken ließe. Ihre Führer müssen an die Zukunft der Partei glauben, wenn sie eine siegreiche Schlacht liefern wollen."

Im Laufe des Sommers neigte sich die Waage des Sieges auf die Seite der Alliierten. Mussolinis Position in Italien wurde immer schwächer, die Achse begann auseinanderzubrechen, was aber hatten die Alliierten Italien anstelle des Faschismus anzubieten? Am 12. August 1943 vermerkte Captain Butcher, Eisenhowers Adjutant, in seinem Tagebuch: „Was als schneller Zusammenbruch Italiens erschien, hat sich ins Ungewisse verflüchtigt, und wir wissen nur zu gut, daß die Italiener jetzt ihren Widerstand gegen uns verstärken und nun wirklich kämpfen. Wir hier im Hauptquartier neigen dazu, dies auf die unnachgiebige Haltung des Premierministers und des Präsidenten zurückzuführen, die vor aller Welt auf der ‚bedingungslosen Übergabe' bestanden, selbst dann, als Mussolini aus dem Spiel war. Keine Kapitulation wurde jemals ohne irgendwelche Bedingungen geschlossen, das Wichtigste ist nur, daß die Italiener begreifen, zugeben und auch handeln, als ob sie besiegt seien."

Das Schlagwort von der „bedingungslosen Übergabe" verlängerte den Krieg.

Im Mai 1943 war Churchill nach Amerika gereist und hatte vor dem Kongreß der USA gesprochen. Er war jetzt der Held der USA und verzauberte mit seinen Reden und Rundfunkansprachen das Volk.

Die Konferenz der Labour-Partei erkor den von Churchill hinausgeworfenen Arthur Greenwood zum Schatzmeister anstelle von Herbert Morrison, der seinen Posten in der Regierung übernommen hatte. Die Konferenz war jedoch nicht in der Lage, Churchill Zügel anzulegen, der nun auf der Höhe seiner Popu-

larität stand. Sie stimmte der Fortdauer des Waffenstillstandes der Parteien und der Fortführung der Koalition zu.

Im Juli 1943 standen die Alliierten auf italienischem Boden, und am 27. Juli konnte Churchill dem Unterhaus triumphierend den Sturz seines alten Helden Mussolini verkünden: „Das Haus wird mit Genugtuung von dem Sturz eines der Hauptverbrecher dieses verheerenden Krieges vernommen haben. Das Ende der langen und harten Herrschaft Mussolinis über sein Volk bezeichnet unzweifelhaft das Ende einer Epoche im Leben Italiens."

Die liberale Presse Großbritanniens und der USA erklärte nun, es sei an der Zeit, daß die Alliierten klar und deutlich ihre Kriegsziele nennen sollten. Die News Chronicle schrieb: „Es gibt keine Anzeichen dafür, daß die Pläne der Alliierten übereinstimmen und schon gar nicht, daß sie einen haben, der sich den wartenden Millionen Europas empfiehlt. Wir stehen an einem Wendepunkt der Geschichte, Europas Zukunft wird nun von den Ereignissen in Italien und der Haltung der Alliierten bestimmt. Großbritannien kann und muß die Führung bei der Formung des neuen Europa übernehmen. Welche Ziele verfolgt seine Außenpolitik?"

Winston Churchill unternahm nicht den geringsten Versuch, darzutun, wie eine Nachkriegspolitik für Europa auszusehen habe. Seine einzige Antwort an die wartenden Millionen bestand darin, wie Lloyd George im Jahre 1916 den k.-o.-Schlag und die bedingungslose Übergabe anzuraten. Diese Kurzsichtigkeit wurde von den Militärs wie den liberalen Publizisten gleichermaßen kritisiert. Generalmajor Fuller, der bedeutende militärische Mitarbeiter des Sunday Pictorial drückte diese Ansichten folgendermaßen aus: „Die schlimmste Unklugheit dieses Krieges haben die Politiker mit der Forderung nach der bedingungslosen Übergabe Italiens begangen . . . Bedingungslose Übergabe bedeutet die Negation der Atlantik-Charta, sie ist die Verneinung unseres Evangeliums von einem neuen Weg und einem besseren Leben; statt die Idee der Freiheit zu nähren, verkündet sie immer noch unauflösliche Knechtschaft."

Diese Politik hielt die feindlichen Armeen zusammen und zwang ihre Soldaten, weiterzukämpfen. Im Januar 1943 hatte Churchill in Casablanca sein Land unwiderruflich auf die verhängnisvolle Forderung nach der bedingungslosen Übergabe verpflichtet, die Präsident Roosevelt und dessen nächste Ratgeber scheinbar so nebenbei angekündigt hatten.

Erst am 21. Juli 1949 wurde dem britischen Volk gesagt, wie leichtfertig es dem Verhängnis der Politik der bedingungslosen Übergabe überantwortet worden war. Während einer Debatte über auswärtige Angelegenheiten hatte Harold Macmillan, der die Diskussion für die konservative Opposition eröffnet hatte, Ernest Bevin sehr von oben herab kritisiert und ihm die Schuld für die in Deutschland obwaltenden Zustände zugeschoben. Bevin antwortete mit einem Hinweis auf das Chaos, das er als Folge von Churchills Kriegslosung geerbt hatte. Die nun folgende Auseinandersetzung wird anhand des „Hansard"*) vom 21. Juli 1949 wiedergegeben:

Mr. Bevin: „Ich muß mich für einen Augenblick der in Casablanca erhobenen Forderung nach bedingungsloser Übergabe zuwenden, zu der weder das britische noch irgendein anderes Kabinett etwas sagen konnten. Diese Forderung war in der Mitte des Krieges gestellt worden, wir aber fanden ein Deutschland ohne Recht und Gesetz, ohne Verfassung, ohne einen einzigen Mann, mit dem wir verhandeln konnten, ohne eine einzige Institution, die mit diesen Verhältnissen fertigwerden konnte; wir mußten mit dem Aufbau ganz von vorne beginnen. Wir hatten einen Staat aufzubauen, über dessen Gebiet mehr als zwanzig Millionen Verschleppte verstreut waren, und während an die fünf Millionen Menschen aus dem einen Teil des Landes in den anderen getrieben wurden. Obwohl ich mich jetzt nicht näher über diese Dinge auslassen will, kann ich bei dieser Rückschau den Hut vor einigen Mitgliedern dieses Hauses doch keineswegs ziehen, muß aber den militärischen Befehlshabern und politischen Ratgebern höchstes Lob zollen, denen eine Trümmerlandschaft überantwortet wurde, aus der sie das neue Deutschland zu schaffen hatten."

Michael Foot (Abgeordneter für Plymouth und Devonport): „Darf ich meinen sehr ehrenwerten Freund unterbrechen? Behauptet er hinsichtlich der Forderung nach bedingungsloser Übergabe, daß das britische Kabinett davon überhaupt nicht unterrichtet worden ist?"

Bevin: „Das erste, was wir davon erfuhren, entnahmen wir den Zeitungen."

Churchill (Abgeordneter für Woodford): „Das erstemal vernahm ich diese Worte von den Lippen Präsident Roosevelts."

Bevin: „Das bestätigt, was ich gesagt habe. Ich beschwere mich

*) Offizielle Wiedergabe des Protokolls über die Sitzungen des Unterhauses. Anmerkung des Übersetzers.

nicht, das möchte ich dem sehr ehrenwerten Gentleman versichern; er wird zugeben, daß ich meinen Teil an jeder Entscheidung des Koalitionskabinetts trug, ganz gleich, ob ich sie für richtig oder falsch hielt. Ich erkläre, daß ich diesen Ausdruck nie gehört habe, bis ich ihn in der Presse las und daß ich mich, hätte man mir diese Sache in meiner Eigenschaft als Mitglied des britischen Kabinetts vorgetragen, niemals damit einverstanden erklärt hätte. Ich beschwere mich nicht darüber; ich nahm es hin, wie es war, es dürfte den Führern der Opposition aber sehr schwer fallen, mich jetzt zu kritisieren, da sie mir für meine weitere Arbeit nichts als Trümmer hinterlassen haben."

Churchill: „Die Forderung wurde von Präsident Roosevelt ohne vorherige Beratung mit mir erhoben. Ich war anwesend und mußte mir sehr schnell überlegen, ob unsere Stellung in der Welt mir das Recht gab, dieser Haltung meine Unterstützung zu verweigern. Ich gab diese Unterstützung, obwohl sie nicht der Vorstellung entsprach, die ich mir selbst geformt hatte. Gleichermaßen habe ich, was das Kabinett angeht, nicht den geringsten Zweifel, daß es, hätte es diese Probleme überdenken können, wahrscheinlich abgeraten hätte, diese Forderung zu stellen. Da wir aber mit einer großen Allianz und loyalen und mächtigen Freunden über dem Ozean zusammenarbeiten mußten, hatten wir uns diesen anzugleichen. Ich bin keineswegs der Auffassung geneigt, daß diese Forderung die Quelle schlimmer Leiden gewesen ist. (Zwischenrufe.) Es ist mir gleichgültig, ob die sehr ehrenwerten Gentlemen mit mir übereinstimmen oder nicht; ich erkläre ihnen nur, daß ich keineswegs davon überzeugt bin, daß sie schlimme Folgen hatte, obwohl ich nicht annehme, daß dies der Wortlaut gewesen wäre, den wir oder die Regierung benutzt haben würden."

Dieser Wortwechsel läßt darauf schließen, daß Churchill und Bevin beide der Meinung waren, daß die Forderung nach bedingungsloser Übergabe unklug gewesen war. Bevin schob die Schuld daran Churchill zu, dieser machte den toten Präsidenten Roosevelt dafür verantwortlich. Wir folgen wieder der Debatte.

Bevin: „Ich übernehme die Verantwortung für Entscheidungen, die zu der Zeit getroffen wurden, da der sehr ehrenwerte Gentleman Führer der Regierung war. Als er uns berichtete, was geschehen war, nahm ich meinen Teil an Verantwortung auf mich und kam später nicht mehr darauf zurück; ich bedauere es aber, daß diejenigen, die in den Tagen der Koalitionsregierung verantwortlich waren, diese Entscheidung trafen und daß nun, da wir den Sturm ernten, die Opposition das nicht in Rechnung stellt. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Es ist schon so: Viele der Schwierigkeiten, die sich beim Wiederaufbau Deutschlands ergeben,

sind unglückseligerweise eine Frucht dieser schwerwiegenden Entscheidung."

Churchill: „Ich hätte mich auf keinen Fall wieder erhoben, hätte sich der sehr ehrenwerte Gentleman nicht über die beiden von mir erwähnten Punkte so beunruhigt gezeigt, daß er einige bedeutende Angelegenheiten, die unsere Beziehungen zu den USA während des Krieges betrafen, in der Absicht erwähnte, mir eine hassenswerte Bürde aufzuladen. Wäre es anders, hätte sein Verhalten keinen Sinn. Ich trug für diese Dinge ein bedeutendes Maß an Verantwortung, und ich muß sagen, daß mir die Formel ‚bedingungslose Übergabe' keinesfalls zur Annahme unterbreitet wurde, bevor sie von Präsident Roosevelt geprägt worden war. Als dies geschehen war, stimmte ich jedoch zu und gab dem Kabinett meine Haltung kund, das diese auch guthieß. Ob wir eine solche Lösung gutgeheißen hätten, wenn wir zuhause darüber gesprochen hätten, ist eine andere Sache. Immerhin, man akzeptierte meine Haltung, wie ich meinerseits an Ort und Stelle ein Recht dazu zu haben glaubte. Ich kann hier, wenn ich an die langen Jahre denke, in denen wir später noch zusammenarbeiteten, keine Trennung der Verantwortlichkeiten zwischen uns anerkennen."

Präsident Roosevelt fand Verteidiger. Im OBSERVER vom darauffolgendem Sonntag wurde ein Brief des australischen Publizisten Chester Wilmot folgenden Inhalts veröffentlicht: „Hat der Präsident diese gemeinsame Erklärung abgegeben, ohne vorher mit dem Premierminister darüber zu sprechen, mit dem er sich eine Woche lang aufs engste beraten hatte? Der Sohn des Präsidenten, Elliot, der damals Adjutant seines Vaters war, sagt ‚Nein'. Er berichtet in seinem Buch AS HE SAW IT (Seite 117), daß am 23. Januar – dem Tag vor der Pressekonferenz – sein Vater diese beiden Worte äußerte, während er mit Churchill, Harry Hopkins und Elliot zu Mittag aß. Elliot berichtet weiter: ‚Churchill, der bedächtig vor sich hin kaute, dachte nach, runzelte die Stirn, dachte wieder nach, grinste dann und erklärte endlich: ‚Großartig, ich kann direkt hören, wie Goebbels und all die anderen aufheulen werden.' Elliott bekundet ferner, daß der Trinkspruch, zu dem Churchill an diesem Abend vor dem Schlafengehen aufforderte, der ‚bedingungslosen Übergabe' zugedacht war. Sind diese Beispiele Erfindungen Elliott Roosevelts? Das können sie kaum gewesen sein, denn Elliott konnte damals nicht wissen, daß Bevin und Churchill später diese Tatsache bestreiten würden."

Chester Wilmot war auch der Überzeugung, daß Churchill in dieser Angelegenheit Fühlung mit dem Kriegskabinett aufgenommen haben muß und erklärt: „Die Akten des Kriegskabinetts müßten das beweisen. Gibt es einen Grund, sie noch geheimzuhalten?"

Diese Enthüllungen hatten ausgedehnte Debatten zur Folge. Churchill erwähnte diese Dinge nochmals in einer Unterhausdiskussion über auswärtige Angelegenheiten am 17. November 1949. Er antwortete auf Bevins Versicherung, daß das Kabinett damals nicht konsultiert worden sei: „Der sehr ehrenwerte Gentleman hat diese Dinge unter dem Eindruck des Augenblicks und ohne mir vorher irgendeinen Hinweis zu geben, erwähnt. Ich erkläre, daß ich die Worte ‚bedingungslose Übergabe' – selbstverständlich in bezug auf den letzten Krieg – zum erstenmal hörte, als der Präsident sie während der Pressekonferenz in Casablanca gebrauchte. Dies war der Eindruck, wie ich ihn in Erinnerung hatte und wie ich ihn Robert Sherwood vor drei Jahren wiedergab, als er diesen Punkt im Zusammenhang mit seiner Biographie über Harry Hopkins berührte. Dieser Eindruck wurde von dem bestätigt, was Präsident Roosevelt selbst zu dieser Angelegenheit bekundete und was in der Hopkins-Biographie zitiert wird. Hier das Zitat: ‚Plötzlich war die Pressekonferenz im Gang. Winston und ich hatten keine Zeit, uns darauf vorzubereiten, und plötzlich kam mir in den Sinn, daß man den General Grant *) ‚Old Unconditional Surrender' genannt hatte, und das Nächste, was ich wußte, war, daß ich diese Worte ausgesprochen hatte.' Es ist allerdings sehr gefährlich, aus dem Gedächtnis zu zitieren, wenn die Ereignisse einer stürmischen Vergangenheit wieder ans Licht drängen. Wir alle erinnern uns des Rates, den ein alter Lehrer seinen Schülern und Nachfolgern gab, als er auf dem Totenbett lag – ‚Belegt Eure Zitate'. Auf jeden Fall habe ich nun die Telegramme und Berichte aus dieser Zeit durchgesehen und gefunden, daß ohne jeden Zweifel die Worte ‚bedingungslose Übergabe' in zwangslosen Gesprächen, vermutlich während der Mahlzeiten, zwischen mir und dem Präsidenten gefallen sind. Fünf Tage vor dem Ende der Konferenz, am 19. Januar 1942, habe ich dem stellvertretenden Premierminister in einem langen Telegramm über andere Angelegenheiten folgenden Vorschlag unterbreitet: ‚Wir schlagen vor, einen Bericht über die Arbeit der Konferenz auszuarbeiten, der zur gegebenen Zeit der Presse übermittelt werden soll. Ich möchte wissen, was das Kriegskabinett dazu sagt, daß diesem Bericht eine Erklärung beigefügt wird, daß die USA und das britische Empire die feste Absicht haben, den Krieg so lange erbarmungslos fortzusetzen, bis wir die ‚bedingungslose Übergabe' Deutschlands und Japans erzwungen haben. Wenn wir Italien dabei übergehen, würde dies dessen Verfall begünstigen. Dem Präsidenten hat dieser Vorschlag,

*) Oberster Befehlshaber der Armeen der Nordstaaten während des amerikanischen Bürgerkrieges. Anmerkung des Übersetzers.

der unsere Freunde in allen Ländern anspornen würde, sehr gefallen. Der stellvertretende Premier und Mr. Eden haben am 21. folgendermaßen geantwortet: ‚Das Kabinett war einmütig der Überzeugung, daß erhebliche Bedenken gegen ein Herauslassen Italiens aus der Forderung sprechen, weil sich deswegen in der Türkei, auf dem Balkan und anderswo dann erhebliche Verärgerungen bemerkbar machen würden. Wir sind auch nicht davon überzeugt, daß dies eine gute Wirkung auf die Italiener haben würde. Die Erkenntnis, man werde mit ihnen übel umspringen, scheint uns die erhoffte Wirkung auf ihre Kampfmoral besser zu gewährleisten.' Es ist daher klar, daß der sehr ehrenwerte Gentleman mißverstanden wurde — ich zweifle nicht daran, daß dies ohne seine Schuld geschah, wie das mir auch geschah, wenn auch nicht in einer so wichtigen Sache —, als er sagte, daß das Kabinett nicht konsultiert wurde. Es hat vielmehr seiner Meinung sehr nachdrücklich Ausdruck gegeben. Ich denke auch, daß er mißverstanden wurde, als er, bevor die Rede des Präsidenten der Presse übergeben wurde, sagte, er teile dessen Ansicht nicht. Es wird sich zeigen, daß die Meinung des Kabinetts nicht gegen die bedingungslose Übergabe gerichtet war. Es mißbilligte lediglich, daß nicht auch Italien in diese Forderung eingeschlossen wurde. Ich wollte das nicht, weil ich hoffte — und diese Hoffnung erfüllte sich —, daß ein von Mussolinis Diktatur befreites Italien auf unserer Seite kämpfen würde, was es zum dauernden Wohle Europas auch einige Jahre lang getan hat. Ich habe die feste Überzeugung, daß ich gelassen blieb, weil ich Italien nicht dem Kreis der Besiegten zurechnen wollte und ich dachte, daß meine Haltung den Präsidenten beeinflussen werde. Dies wird durch das gemeinsame Kommuniqué bewiesen, das von den Vereinigten Stabschefs entworfen und von uns beiden gebilligt wurde und das keinen Hinweis auf eine bedingungslose Übergabe Italiens enthält."

Bevin antwortete nicht. Die Debatte zeigte, daß sich die beiden Männer, als sie die Nachwirkungen der bedingungslosen Übergabe Europas auf Europa nahezu sieben Jahre später betrachteten, im Zweifel darüber waren, ob diese Formel der Welt den dauernden Frieden gebracht habe. Als der Krieg vorbei und das Geschrei verklungen war, betrachtete Bevin reumütig das Chaos und die Ruinen Europas und bedachte, wie kurzsichtig diejenigen gewesen waren, die dieses Schlagwort in die Welt gesetzt hatten.

Beschleunigte es das Ende des Krieges oder zog es diesen in die Länge? Licht auf die Auffassung, die General Eisenhower vom Geschrei nach „bedingungsloser Übergabe" hatte, fällt in Captain Butchers, seines Adjutanten, Buch OVERTURE TO LIBERATION. In seinem Tagebuch schreibt Butcher am 14. April 1944: „Edward Stetti-

nius erzählte mir, daß es dem Präsidenten keineswegs gut geht und daß es immer schwerer fällt, mit ihm auszukommen, weil er so oft seine Meinung ändert. Man hat mit ihm darüber gesprochen, was der Begriff ‚bedingungslose Übergabe' auf Deutschland angewendet bedeutet. Jeder Soldat weiß, daß es bei jeder Kapitulation Bedingungen gibt. Man vermutet, daß der Präsident oder der Premierminister, wahrscheinlich der erstere, sich in Casablanca Grants berühmter Forderung bedienten, ohne deren volle Bedeutung für den Feind zu erfassen. Goebbels hat viel Kapital daraus geschlagen; er benutzte sie, um die Kampfmoral der deutschen Armee und des Volkes zu stärken. Unsere psychologischen Experten glauben, daß wir weiser handeln würden, wenn wir die deutsche Armee geistig und seelisch zur Kapitulation bereitmachen würden; dies würde zu einem Zusammenbruch des Widerstandes führen, wie sich das ähnlich bereits in Tunis ereignet hat. Sie meinten, wenn eine dementsprechende Stimmung im deutschen Generalstab geschaffen würde, wäre auch ein deutscher Badoglio möglich. Um diese Stimmung zu wecken, würde man eine neue britisch-amerikanische Erklärung benötigen, die den Begriff ‚bedingungslose Übergabe' genau zu umschreiben hätte. Dann könnten wir dem deutschen Volk über das Radio und mit Flugblättern die von uns vorgeschlagenen Methoden zur Entwaffnung nahebringen: daß wir beabsichtigen, die Nazis aus der Regierung zu jagen, daß wir uns das Recht vorbehalten, Kriegsverbrecher zu verhaften und abzuurteilen, daß sich die Bevölkerungsumschichtungen in geordneten Bahnen bewegen werden, daß die Freiheit der Religionsausübung und der Gewerkschaften wiederhergestellt wird. Nachdem dann die drei Regierungen dieser Erklärung zugestimmt und sie verkündigt hatten, sollte nach Auffassung unseres Stabes der Oberkommandierende nach der Landung unserer Armeen dem deutschen Oberbefehlshaber im Westen eine Deklaration übermitteln, in der in soldatischer Sprache die Hauptpunkte der Kapitulationsbedingungen zitiert werden. Man glaubt, dies werde den Krieg verkürzen. General Eisenhower hat sich diesen Standpunkt weitgehend zu eigen gemacht und Stettinius gebeten, seine Auffassung dem Präsidenten mitzuteilen."

General Eisenhowers Appell hatte leider nicht den gewünschten Erfolg. Bedingungslose Übergabe blieb die Forderung der Alliierten, und der Krieg ging weiter. Tatsächlich findet sich in den WHITE HOUSE PAPERS die Feststellung, daß Churchill in Zorn geriet, weil die „psychologischen Krieger in Nordafrika" den Italienern über das Radio zugesichert hatten, ihre Kriegsgefangenen zurückzugeben, falls sie „ehrenhaft" kapitulierten.

Als Hitlers Generale in britischen Gefangenenlagern saßen, brachte Liddell Hart einige Zeit damit zu, mit ihnen über die mili-

tärische und politische Strategie des Krieges zu diskutieren. Von dem, was sie ihm erzählten, hat er einen Bericht in seinem Buch NUN DÜRFEN SIE REDEN gegeben. Der folgende Auszug faßt ihre Einstellung kurz zusammen: „Sie (die deutschen Generale) waren von Hitlers Politik und Himmlers Polizei an ihre Posten gebunden, aber sie beteten um Befreiung davon. In den neun letzten Monaten des Krieges verbrachten sie einen großen Teil ihrer Zeit damit, Mittel und Wege zu diskutieren, wie man in Kontakt mit den Alliierten treten und mit diesen eine Kapitulation aushandeln könne. Jeder, mit dem ich gesprochen habe, sprach über die Wirkung, die die ‚bedingungslose Übergabe-Forderung' der Alliierten auf die Verlängerung des Krieges hatte. Sie berichteten mir, daß sie und ihre Truppen ohne diese Forderung — das *daß* war wichtig — bereit gewesen wären, sich getrennt oder gemeinsam schon eher zu ergeben. Das Schwarzhören alliierter Funksendungen war weit verbreitet, aber niemals sagte die alliierte Propaganda Positives über die Friedensbedingungen, um sie zur Aufgabe des Kampfes zu ermutigen. Das Schweigen über diese Dinge war so deutlich, daß damit nur die Bestätigung dessen erreicht wurde, was die Nazipropaganda über das schreckliche Schicksal verkündet hatte, das ihnen zuteil werde, falls sie sich ergeben würden. So half man den Nazis weitgehend dabei, die deutschen Soldaten und das Volk zum Weiterkämpfen zu ermutigen, lange nachdem beide aufzugeben bereit waren."

Die Verluste in den letzten neun Monaten des Krieges waren sehr schwer. Noch mehr deutsche Städte wurden von den alliierten Bomben in Schutt gelegt, Millionen von Menschen wurden heimatlos. Sie waren die unschuldigen Opfer der „bedingungslosen Übergabe". Europa bezahlte teuer für den Mangel an Weisheit, den die Führer der Alliierten bekundeten. Die Haltung, die Churchills grausames Verlangen nach uneingeschränkter Gewalt und Zerstörung erzeugte, spiegelt sich sehr deutlich in dem Bericht eines britischen Kriegskorrespondenten, der am Weihnachtsabend 1944 in den englischen Zeitungen erschien: „Aachen ist die größte deutsche Stadt in unserer Hand. Sie bietet den erheiterndsten Anblick, der mir seit Jahren zuteil geworden ist. In dieser etwa 170.000 Bewohner zählenden Stadt ist nicht ein einziges bewohnbares Haus stehengeblieben . . . Ein derartiges Ausmaß der Zerstörung habe ich noch nie gesehen . . . Zehntausende leben wie Ratten in den Kellern inmitten der Ruinen. Ein einziger Luftangriff hat unter der Bevölkerung 3000 Tote gefordert . . . Es tut gut, sich daran zu erinnern, daß das, was Aachen widerfuhr, nahezu jeder anderen deutschen Stadt widerfahren ist und noch widerfährt." Die deutsche Reaktion auf diese Greuel behinderte nach dem Krieg die britischen Staatsmänner weitgehend, als sie

Deutschland zu rehabilitieren und zum einzigen hinreichend starken Bollwerk des Kontinents gegen die sowjetische Landmacht zu machen wünschten.

Lord Hankey, ein Mitglied des Kriegskabinetts, hat in seinem Buch POLITICS, TRIALS AND ERRORS bekundet, daß die Formel von der bedingungslosen Übergabe ein Fehler ersten Ranges gewesen ist. Er erzählt uns, daß General Eisenhower dagegen war, sie auf Italien anzuwenden, da sie Marschall Badoglio in eine unangenehme Lage brachte und den Krieg verlängerte. Er schreibt: „Während wegen dieser Forderung endlose Verzögerungen eintraten und die alliierten Politiker pedantisch auf dieser dürren Formel bestanden und damit den Mann peinigten, der sein Leben gewagt hatte, um ihren eigenen Beschluß auszuführen, schickten die Deutschen Division auf Division nach Italien und bauten dort Schritt für Schritt die Verteidigungslinien auf, die den Alliierten solch schreckliche Verluste kosten und das schönste Land Europas auf so schlimme Weise zerstören sollten. Was man den ‚weichen Unterleib' Europas genannt hatte, wurde nun dank der Forderung nach ‚bedingungsloser Übergabe' in eine Festung verwandelt. Die verlorene Zeit sollte uns teuer zu stehen kommen. Zu all dem hatten wir durch diese Härte gegenüber einem Land, von dem wir mit einer freundlichen und nachsichtigen Behandlung viel zu gewinnen hatten, Deutschland und Japan die deutliche Warnung gegeben, daß wir unter keinen Umständen auf Bedingungen eingehen würden, die nicht der verderbenbringenden Formel von Casablanca entsprachen."

Das Bestehen auf der bedingungslosen Kapitulation Italiens war in Deutschland sehr genau registriert worden. Lord Hankey fährt fort: „Nach der schändlichen Behandlung Marschall Badoglios und Italiens überrascht es nicht, daß die Deutschen bis zum letzten möglichen Augenblick durchhielten. Sie beabsichtigten, noch länger hinter den Gebirgsbarrieren Bayerns, Österreichs und Norditaliens weiterzukämpfen und General Eisenhower verzeichnet, daß das Ziel dieses verzweifelten Unterfangens war, bessere Bedingungen zu erhalten. Glücklicherweise vereitelte der General diesen Plan, doch diese Episode zeigt die Verzweiflung, in die diese Formel unseren Hauptgegner gestürzt hatte."

Später beschreibt Lord Hankey das Resultat der Forderung für die Verlängerung des Krieges in Deutschland: „Die Kriegführung wurde immer grausamer, der Kampf bis zum bitteren Ende wurde immer unvermeidlicher, die Tür zu jeglicher Möglichkeit, Bedingungen zu stellen oder Verhandlungen zu eröffnen, wurde von beiden Seiten zugeschlagen, Deutsche wie Japaner waren vom Mut der Verzweiflung erfüllt, Hitlers Position als Deutschlands ‚einzige'

Hoffnung wurde gestärkt, der Goebbels=Propaganda wurde ein un=schätzbarer Dienst erwiesen, der Vormarsch durch Nordfrankreich, Belgien, Luxemburg, Holland und Deutschland war nicht zu um=gehen. Die Verlängerung des Krieges gestattete Stalin, ganz Ost=europa zu besetzen, den Eisernen Vorhang herabzulassen und so auf einen Hieb einen beträchtlichen Teil seiner Pläne gegen den sogenannten Kapitalismus, zu dem er die Sozialdemokratie rechnet, zu verwirklichen. Da man verzichtete, sich der Dienste der fähigen Verwaltungsbeamten Deutschlands und Japans zu versichern, wurde der Abschluß von Verträgen nach Kriegsende unmöglich und der Wiederaufbau nicht nur Deutschlands und Japans, sondern ganz Europas, machte nur sehr langsame Fortschritte. Man könnte be=weisen, daß diese Haltung auch unsere Beziehungen zu ehemals feindlichen Ländern geschädigt hat. Nicht nur sie, sondern nahezu alle anderen Länder wurden dadurch ausgeblutet, was uns alle — mit Ausnahme der USA — verarmt und in den erbärmlichsten Ver=hältnissen zurückgelassen hat. Unglücklicherweise hat diese dem Geist der Bergpredigt so entgegengesetzte Politik auch nichts dazu getan, das moralische Ansehen der Alliierten zu stärken."

Lord Hankeys Kommentar zu der Auseinandersetzung zwischen Bevin und Churchill über die bedingungslose Kapitulation lautet: „Die Hauptdifferenz zwischen den beiden ist, daß Churchill die Folgen der bedingungslosen Übergabe weniger düster beurteilt als Bevin, doch wird hier Bevins Verantwortlichkeit als Minister un=mittelbar berührt. Unter diesen Umständen erscheint es unwahr=scheinlich, daß fernerhin eine solche Politik verfolgt wird, und Bevin dürfte damit der Menschheit einen großen und dauernden Dienst erwiesen haben." Bevin hatte wenigstens begriffen, daß man hier einen der großen — wahrscheinlich den größten — Fehler dieses Krieges gemacht hatte.

Fast ebenso verhängnisvoll für die Verlängerung des Krieges und den Verlust des Friedens war Churchills Zustimmung zum berüchtigten Morgenthau=Plan im Verlauf der Konferenz von Quebec im September 1944. Dieser Plan war ein brutales und rachsüchtiges Programm zur Zerstörung der deutschen Industrie und zur Umwandlung Deutschlands in ein Land der Weiden und Äcker, auch auf Kosten des Hungertodes von Millionen. Er wurde in den USA von den Staatssekretären Hull und Stimson erbittert bekämpft, aber Präsident Roosevelt war von ihm sehr angetan. Als dieser Plan Churchill zum erstenmal unterbreitet wurde, ver=warf er ihn ungnädig und meinte, daß dies ein Mittel sei, „jeden von uns auf Lebenszeit an einen toten Deutschen zu ketten". In der gleichen Nacht noch wurde ihm der Köder einer großen Nach=kriegsanleihe an Großbritannien unter die Nase gehalten, worauf

er den Morgenthau-Plan sofort annahm, der einige Jahre lang mit kaum nennenswerten Änderungen auf Deutschland angewendet wurde. Dies hatte unsägliche Leiden und Milliardenausgaben für Großbritannien und die USA zur Folge, nicht zu reden davon, daß es das deutsche Volk sehr stark verbitterte. Dieser Wahnsinn, zusammen mit der Aufteilung Deutschlands, quält die Welt noch immer und kann sogar die entscheidende Ursache für einen Dritten Weltkrieg werden.

Schmeicheleien für Stalin

Die Beziehungen zu Rußland waren nun herzlicher geworden als jemals seit den Tagen der „russischen Dampfwalze" von 1914. Viele bekannte Persönlichkeiten Großbritanniens folgtem dem Beispiel des Premierministers und unternahmen Pilgerfahrten nach Moskau, unter ihnen der Erzbischof von York. Nach seiner Rückkehr erzählte er begeistert, daß er 10.000 Menschen in der Moskauer Kathedrale versammelt gesehen habe; er erklärte, daß Ministerpräsident Stalin ein weiser Staatsmann sei, der anerkenne, daß die Religion zutiefst im russischen Volk verwurzelt sei.

Die Konversion des Apostels Paulus auf der Straße nach Damaskus war kaum schneller vor sich gegangen als die des Erzbischofs von York auf der Straße nach Moskau. Der „rote" Dekan von Canterbury — der Reverend Hewlett Johnson — lachte sich eins ins Fäustchen: man respektierte ihn jetzt sehr, und die Gesellschaft riß sich um ihn. Er konnte nun erklären „Ich hab's euch ja gesagt!" und Betrachtungen darüber anstellen, daß die Tage der Wunder noch nicht vorbei seien. Mrs. Winston Churchill wurde Präsidentin der Rotkreuzhilfe für Rußland und leistete Bewundernswertes bei der Aufbringung von Spenden für Rußland.

Am 18. Januar 1944 prophezeite General Eisenhower: „Wir werden den Krieg gewinnen." Die Alliierten marschierten auf der breiten Heerstraße des Triumphes einher. Die Rote Armee drang in Polen ein, und die Polen blickten voll Hoffnung auf Churchill, der ihnen nun ihre Unabhängigkeit garantieren sollte. Die nationalgesinnten unter ihnen fragten, ob sich Churchill mit Stalin auf ein neues München einlassen und den Russen gestatten werde, Polen seinem Machtsystem einzuverleiben. Hatte Großbritannien nicht 1939 den Krieg erklärt, weil die britische Regierung Polen eine Garantie gegeben hatte?

Im Sunday pictorial hatte Generalmajor Fuller erklärt, daß „schon einiges mehr als ein verlustreicher Feldzug vonnöten sei und daß man den deutschen Widerstand brechen müsse, wenn unsere Pläne für Europa erfolgreich sein sollen". Die Großen Vier

hatten sich im November und Dezember 1943 in Teheran getroffen, die Bilder Churchills, Roosevelts und Stalins prangten auf den Frontseiten der Zeitungen in den USA, der UdSSR und in Großbritannien. TIME berichtete aus Amerika: „Der südafrikanische Premierminister Smuts hat die beste Anekdote dieser Woche aus Teheran in Umlauf gesetzt. Als Winston Churchill Stalin mit der Möglichkeit vertraut machte, daß sich der Papst an einigen der Unterhandlungen beteiligen werde, sagte Stalin nachdenklich: ‚Der Papst, der Papst, wieviel Divisionen hat er denn?'"

Churchill und Stalin schienen sich brüderlich zu vertragen, doch ging nicht alles so glatt, wie es Außenstehenden erschien. Elliott Roosevelt berichtet in seinem Buch AS HE SAW IT, daß Churchill und Stalin in einigen wichtigen Fragen aneinander gerieten, vor allem darüber, ob Deutschland über Frankreich oder den Balkan anzugreifen sei und darüber, wie man sich der Naziführer entledigen solle, falls man ihrer habhaft würde. Stalin wünschte in der Tradition Dschingis-Khans und Tamerlans, daß sie erschossen werden sollten. Er hatte in dieser Beziehung bereits einen Präzedenzfall geschaffen, als er vor dem Juni 1940 an die 15.000 polnische Offiziere, Großgrundbesitzer, Großkaufleute und Beamte im Wald von Kathyn und anderswo ermorden ließ. Churchill zog es vor, die Naziführer „legal" zu töten — auf dem Weg über die Kriegsverbrecherprozesse nämlich. Stalin verlangte eine zweite Front am Kanal, Churchill wünschte eine Invasion durch den „weichen Unterleib Europas", um den Russen den Zutritt zu Mittel- und Südosteuropa zu verwehren.

In Teheran wurden viele unglückselige Entscheidungen getroffen, so die der Invasion durch Westeuropa, deren Folge die russische Vorherrschaft über Osteuropa war, die Zerstörung und Aufteilung Deutschlands, und die Durchführung von Kriegsverbrecherprozessen zu veranstalten, die, wie Lord Hankey, Montgomery, Belgion und vor allem F. J. P. Veale in seinem Buch ADVANCE TO BARBARISM bewiesen haben, die Kriege noch grausamer machen werden.

In der Heimat wurde der Waffenstillstand der Parteien von den Unabhängigen gebrochen, die bei Nachwahlen konservative Sitze eroberten. Churchill und das Hauptquartier der Torys waren darüber sehr verärgert. Als F. A. J. Cummings die Haltung der Bevölkerung bei den Nachwahlen in West-Derbyshire schilderte, berichtete er in der NEWS CHRONICLE: „Sie verhält sich ziemlich gleichgültig zu den Appellen, den Premierminister nicht im Stich zu lassen. Es sieht beinahe so aus, als unterschiede sie sehr intelligent zwischen Churchill als Führer der Nation im Krieg und Churchill als Führer der Konservativen, zwischen der Stimme des Volkes und dem Streiter für altehrwürdige, aber überständige Institutionen.

Es könnte sein, daß die Parteisekretäre, die glauben, daß schöne Rundfunkreden die Stimmung bei allgemeinen Wahlen umschlagen lassen werden, umlernen müssen."

Das britische Volk bewies mehr politische Intelligenz, als Churchill und das konservative Hauptquartier es für fähig hielten.

Im Februar 1944 teilte Churchill dem Parlament mit, daß Rußland ein Stück des polnischen Territoriums erhalten und Polen dafür mit deutschen Gebieten abgefunden werde. Das Unterhausmitglied für die Universität Cambridge fragte, wie sich diese neuerlichen Gebietsaufteilungen mit der Atlantik-Charta in Einklang bringen ließen. Niemand, vor allem nicht Churchill, machte sich wegen der Atlantik-Charta jetzt noch Gedanken. Sie war ein vergessener Fetzen Papier geworden. Die Polen hatten allen Grund zur Bitterkeit, Churchill verlor bei ihnen sehr rasch an Ansehen; sie fragten zornig, wofür sie eigentlich gekämpft hätten. Hatte Churchill es notwendig, Stalin so weit nachzugeben? Jedoch: Polen verlor für Großbritannien sehr rasch an Wert, die Russen waren die Helden der Stunde. Churchills neuerliche Schwenkung wurde vom ECONOMIST scharf kritisiert: „Seine Rede hinterließ ein großes Vakuum, dessen sich Goebbels mit allen Mitteln bemächtigen wird, um die Deutschen zum Widerstand anzustacheln. Nun, da die Atlantik-Charta für das deutsche Volk außer Kraft gesetzt wurde, haben die Alliierten es bitter nötig, wenigstens Klarheit über die Kapitulationsbedingungen zu schaffen." Churchill hatte taube Ohren für diese Forderung. Gleich Lloyd George in den Jahren 1917 und 1918 war sein gesamtes Denken und Handeln darauf gerichtet, den vollkommenen militärischen Sieg zu erringen.

Der ECONOMIST war nun einer seiner bedeutendsten Kritiker geworden; er protestierte scharf gegen seine Geheimdiplomatie und die Art, wie er der Aufteilung Osteuropas zugestimmt hatte —, „ohne offene Diskussion und ohne die Öffentlichkeit zu befragen" — und seine Zustimmung zur Aufteilung Deutschlands, „die den Keim zu einem unvermeidlichen dritten deutschen Krieg legte".

Churchill ignorierte diese nüchterne Stimme und zog es vor, Männern wie Lord Beaverbrook zu lauschen. Der Sieg lag greifbar nahe, und er war ja Britanniens Heros.

Obwohl er sich einiges darauf zugute tat, ein Historiker zu sein, zog Churchill offenkundig wenig Nutzen aus den Lektionen, die ihm die Geschichte gab. Eine war darunter, die er sehr wohl in seinem eigenen Schatz an Erfahrungen finden konnte: die von den verheerenden Folgen des Drängens Lloyd Georges nach dem K.-O.-Sieg und seine Ablehnung eines Verhandlungsfriedens. Bereits am 29. September 1916 hatte Churchill dem United-Press-Korrespondenten Roy Howard verkündet, daß „der Kampf bis zum

Ende geführt werden müsse, bis zu einem K. o.". Das Resultat war die lange Reihe von Fehlern und Mißgeschicken zwischen 1916 und 1939, die über einen „zwanzigjährigen Waffenstillstand" hinweg zum Zweiten Weltkrieg führten. Weil Churchill sich auf die „Vernichtung Hitlers" konzentrierte und dem Wahnsinn der von Roosevelt ausgeheckten Forderung nach „bedingungsloser Übergabe" zustimmte, trägt er allein die Schuld an dem unsäglichen Elend und für die Fehler, die von Casablanca über Teheran und Jalta zum Kalten Krieg führten und die Ursache für einen möglicherweise schon bald ausbrechenden, alles vernichtenden Dritten Weltkrieg sein könnten. Da sie nicht imstande waren, echte Friedensziele zu verkünden, verloren Churchill und seine Verbündeten den Frieden sogar noch schneller, als Lloyd George ihn nach den Khaki-Wahlen von 1918 verloren hatte. Churchill selbst hat sein Versagen mit dem Titel des letzten Bandes seiner Kriegserinnerungen — TRIUMPH AND TRAGEDY — unsterblich gemacht. Sein kurzlebiger militärischer Triumph war die Ursache der viel länger währenden Tragödie, daß ein Frieden verlorenging, der durch eben diesen Sieg erfochten wurde.

Churchill schmeichelte nicht nur dem großen Diktator zur Linken, er beschwichtigte auch den großen Diktator zur Rechten — den General Franco in Spanien. Ärgerlich über die Kritiken seiner Radikalen und Liberalen, bewies Churchill, daß ihm der Sinn für sauberes Denken und exakte Logik völlig abging, als er erklärte, sein einziger Test für die Tauglichkeit eines Alliierten sei der, welche militärische oder materielle Hilfe dieser zu einem gegebenen Augenblick leisten könne, sei er Monarchist, Faschist oder Kommunist — oder sogar ein Kannibale. Dies, gepaart mit dem Umstand, daß Churchill weder eine echte Kriegskonzeption noch eine für die Nachkriegszeit besaß, beweist, daß seine Behauptung, er führe einen Kreuzzug für die „freie Welt", Betrug war.

Während einer Pressekonferenz im Mai 1944 wurde Frau Roosevelt gefragt, was sie über Churchills Neigung für Spanien denke. Der Washingtoner Korrespondent der NEWS CHRONICLE gab am 31. Mai 1944 ihre Antwort wieder: „Mr. Churchill hat sechzig Jahre in einer bestimmten Art und Weise gedacht und ich glaube nicht, daß er sich noch ändern wird. Seine Rede zeigte, wie er über Spanien denkt." Diese Antwort beweist, daß Mrs. Roosevelt, welche anderen Talente sie haben mag, kaum als kompetente Beurteilerin der Churchillschen Denkungsweise anzusehen ist. Wenige Männer haben ihre Haltung häufiger gewechselt als gerade Churchill. Die Hingabe an seine eigenen Ambitionen und seine Freude an Blut und Eisen war so ziemlich das einzige, das bis 1950 beständig seine Gedanken beherrschte.

Die Labour-Partei wurde immer besorgter über die Wirkung, die das Ende des Krieges auf die heimische und auswärtige Politik haben werde. Am 21. Juni 1944 verwies der Labour-Abgeordnete William Leach im FORWARD darauf, daß Churchill die Labour-Minister in der Koalitionsregierung zu halten wünsche und prophezeite, daß Labour, wenn es sich dem widersetze, in den allgemeinen Wahlen geschlagen werden würde. In der Partei wurde dieser Artikel als Versuchsballon für die Beibehaltung der Koalition angesehen. Der Herausgeber des FORWARD analysierte alle Möglichkeiten und erklärte dann, daß eine solche Haltung für die Labour-Partei verhängnisvoll sein werde. Der Unterhausabgeordnete John Parker, der Vorsitzende der Fabian Society, erwiderte Leach, daß die überwältigende Mehrheit der einfachen Labour-Abgeordneten gegen die Koalition sei und daß die Partei, falls sie diese Koalition akzeptiere, Selbstmord begehen werde. Leachs Versuchsballon wurde kaum beachtet. Die meisten Abgeordneten der Partei waren gegen eine Fortsetzung der Koalition, und als der September kam, hatten sie ihren Entschluß gefaßt. Obwohl zahlreiche Parteiführer geneigt waren, mit dem Gedanken der Koalition zu spielen, waren die einfachen Abgeordneten nicht gewillt, sich in Churchills Salon einwickeln zu lassen.

Als es in den Jahren, die dem Kriegsende folgten, immer deutlicher sichtbar wurde, daß wir den Frieden verloren, wurde es in einigen Kreisen (meist bei Freunden Churchills in Großbritannien und Verleumdern Roosevelts in den USA) Mode, Roosevelt als idealistischen Wirrkopf hinzustellen, dem Stalin vorgegaukelt hatte, daß die im Krieg bewährte Zusammenarbeit im Frieden fortdauern werde. Churchill galt als hartgesottener „Realist", der von der Unzuverlässigkeit der Männer im Kreml überzeugt war, dessen Aktionen aber von Roosevelts naiver Vertrauensseligkeit gehemmt wurden. Es scheint so, als ob auch Churchill manchmal sehr optimistisch sein konnte. Am 24. Mai 1944 sagte er im Unterhaus: „Sowjetrußland hat eine tiefgehende Wandlung durchgemacht. Die trotzkistische Form des Kommunismus wurde ausgelöscht. Der Sieg der Armee ging Hand in Hand mit einer bedeutenden Machtzunahme des Staates und einer bemerkenswerten Ausweitung seines Gesichtskreises. Die Religion hat im Leben der Russen eine wunderbare Wiedergeburt erlebt."

Als er von Jalta zurückkehrte, berichtete er dem Unterhaus: „Der Eindruck, den ich von der Krim mitgebracht habe . . ., ist der, daß Marschall Stalin und die anderen Führer Sowjetrußlands in ehrlicher Freundschaft mit den westlichen Demokratien zu leben wünschen. Ich glaube, daß keine andere Regierung fester zu ihren Verpflichtungen steht als die Sowjetrußlands."

Aneurin Bevan hatte sich einen Ruf als einer der häufigsten Kritiker Churchills erworben. In Glasgow sagte er: „Wir sehen, wie Winston Churchill im Radio zur Schau gestellt und von der Presse zu gigantischen Dimensionen aufgeblasen wird, bis alle anderen Leute neben ihm wie Liliputaner wirken. Hat ein Mann eine sehr wichtige Stellung inne, so hat dies zur Folge, daß deren Bedeutung mit der des Mannes gleichgesetzt wird. Weil Wasser durch einen Hahn fließt, folgt daraus nicht, daß der Hahn eine Quelle ist, und viele Meriten, die dem Premierminister zugeschrieben werden, gehören zu seinem Amt und nicht zu dem Mann. Wir haben viele dieser Männer erlebt, und jeder von ihnen schien unersetzlich, bis jedermann sagte: ‚Was würde geschehen, wenn er ginge?'

Warum dieser Unsinn von der ‚bedingungslosen Übergabe?' Das ist eine Schuljungenphrase, die zu keiner Stunde etwas zu bedeuten hatte. Wir zwangen Italien zur bedingungslosen Kapitulation, und was tat Churchill dann? Er versuchte, Viktor Emanuel wieder auf den Thron zu setzen, hatte damit aber kein Glück, weil die italienischen Arbeiter das nicht wollten . . . Lassen Sie sich nicht täuschen, werfen Sie diese außerordentlichen Männer hinaus. Entledigen Sie sich der Nazis in Deutschland wie der Nazis in Großbritannien und bringen Sie dort die Leute an die Macht, die eine gemeinsame Erbschaft mit uns verbindet."

Ein Artikel von H. G. Wells in der Tribune vom Dezember 1944 trug den Titel „Churchill muß gehen". Wells schrieb: „Winston Churchill, des derzeitigen britischen Möchte-gern-Führers Denkungsweise hat Grenzen, die von den Wechselfällen unseres politischen Lebens bestimmt werden. Er hat zu keiner Zeit bewiesen, daß er außerordentlicher Gedanken fähig ist, jetzt aber scheint er den Kopf völlig verloren zu haben. Als das britische Volk von den Pestbeulen der Erniedrigung bedeckt war, die es der schmachvollen Handlungsweise der an der Macht befindlichen alten konservativen Bande verdankte, führte der Kampfgeist Winstons dies auf das Forum.

Das Land liebte den Kampf, und W. C. war begeistert, kämpfen zu dürfen. In Ermangelung eines besseren Mannes wurde er das Symbol unseres nationalen Hanges zu Konflikten, eine Rolle, in der er sich jetzt überlebt hat . . . Sein Denken, aufgepickt in indischen Garnisonen, auf den Klippen Südafrikas, auf seinen Besitzungen und in den Häusern der reichen Konservativen ist ein erbärmliches Durcheinander zusammenhangloser Unsinns. Ein Pfadfinder ist fähig, klarer zu denken. Er hat seine Schuldigkeit

getan, und es ist hohe Zeit, daß er sich auf seinen Lorbeeren ausruht, bevor wir vergessen, was wir ihm schuldig sind."

Der Kongreß der Labour-Partei trat im Dezember 1944 zusammen, Harold Laski führte den Vorsitz. Er forderte einen Frieden ohne Rache und eine konstruktive Politik für Europa. „Kein britischer Sozialist kann glücklich sein", sagte er, „solange Indien ein riesiges Gefängnis bleibt, dessen Schlüssel in der Downing Street aufbewahrt wird." Laskis Sätze waren eine Herausforderung an all das, wofür Churchill einstand.

In Griechenland unterstützte Churchill die Reaktion und stellte sich hinter die Rechte, wann immer er konnte. Der ECONOMIST meinte: „Es ist fürwahr eine der unbegreiflichsten Erscheinungen unserer derzeitigen Außenpolitik, daß ausgerechnet der Premierminister eine besondere Schwäche für Könige und Prinzlein an den Tag legt. Es widerstrebt allem vernünftigen Denken, daß ein Staatsmann, der in der Heimat sich als überzeugter Verfechter der Demokratie gebärdet, außerhalb des Landes eine solch dedizierte Vorliebe für um ihren Ruf gebrachte Dynastien bekunden sollte. Es scheint aber so zu sein."

In Italien hatte Churchill den Grafen Sforza bedrängt, König Viktor Emanuel zurückzuholen. Der Graf protestierte nachdrücklich dagegen. Churchill versuchte in dem Chaos und den Nachwehen des Krieges, Fürstenhäuser zu restaurieren, die von ihren Völkern nicht mehr geliebt wurden.

Der Krieg zog sich noch bis 1945 hin. Die Deutschen kämpften mit dem Mute der Verzweiflung weiter, erfüllt von der Furcht vor der bedingungslosen Übergabe und deren Folgen. Die Alliierten waren außerstande, tragbare Bedingungen für eine Regierung zu schaffen, die die Hitlers ersetzen sollte. Der Kriegskorrespondent der DAILY MAIL schrieb einen Artikel mit der Überschrift „Warum die Nazis wie die Rasenden kämpfen" und berichtete darin von einem Gespräch mit einem gefangenen deutschen Soldaten, der ihm gesagt hatte: „Wir Deutschen tun genau das, was ihr Briten eurem eigenen Eingeständnis nach tun wolltet. Ihr habt gesagt, daß ihr an den Küsten und in den Straßen kämpfen würdet und habt nicht daran geglaubt, daß man euch schlagen könnte. Daran glauben wir auch nicht."

Der Herausgeber des ECONOMIST fuhr fort, die völlige Nutzlosigkeit des Churchillschen Schlagwortes von der bedingungslosen Übergabe zu kritisieren: „Goebbels hat genug Deutsche davon überzeugt, daß ein Kampf bis zum bitteren Ende auf jeden Fall besser ist als die Art von Frieden, den die Alliierten aufzwingen werden. Die Verantwortung für den Erfolg dieser Propaganda tragen allein die Alliierten."

Die Großen Drei — Roosevelt, Churchill und Stalin — trafen sich im Januar und Februar 1945 in Jalta auf der Krim. In einer dort ausgegebenen Erklärung stellten sie fest: „Wir haben eine Übereinkunft über die gemeinsame Führung der Politik getroffen, mit deren Hilfe wir die Annahme der bedingungslosen Übergabe erzwingen werden, die wir Deutschland auferlegen werden, wenn dessen Widerstand endgültig gebrochen ist. Diese Bedingungen werden nicht bekanntgegeben, bevor nicht die Niederlage Deutschlands erreicht ist."

Man wollte also einen Kampf bis ans Ende und einen Eroberungsfrieden. Bernard Shaw gab im FORWARD einen Kommentar dazu: „Um die Flüsse wieder zu überbrücken, die die Alliierten unpassierbar gemacht haben, um die Städte wieder aufzubauen, die sie in Ruinenhaufen verwandelt haben, um die Lokomotiven zu ersetzen, die sie zerstört haben, um Werkleute und Fachleute anstatt der von ihnen getöteten auszubilden, um die Millionen zu ernähren, die sie von allem Lebensnotwendigen entblößt haben, kurzum, um den Schaden wieder gut zu machen, durch den der Krieg sich selbst zur Absurdität verdammt hat, wird nicht ein einziges preisenswertes Wort gesagt. Nichts als Märchen. Laßt uns von Tatsachen reden. Wir kennen die Namen der Drei in Einem, aber wer ist der Eine in Dreien? Ganz offenkundig Onkel Joe. In Polen war er der erste, den Rest gab es nicht. Lublin hat London geschlagen *), ohne die Hände zu rühren — und Washington hat zugesehen, ohne zu wissen, was es dazu sagen sollte."

So also sah der Krieg aus, der damit begonnen hatte, daß Polens Unverletzlichkeit garantiert wurde. Shaw hatte nur allzu recht: „Churchill hat Stalins Friedensverträge unterschrieben, und in Jalta schien alles nach Onkel Joes Wunsch gegangen zu sein. Es war unmöglich, einen anständigen Frieden für Deutschland zu erhalten, und die Herrschaft der Kommunisten im Fernen Osten war gesichert.

Der Krieg zog sich bis zum April 1945 hin, und die in die Enge getriebenen Deutschen leisteten in Berlin letzten Widerstand. Dank der bedingungslosen Übergabe gab es keine deutsche Regierung, die ihren Platz hätte einnehmen können. Den Siegern blieb es überlassen, das eroberte Deutschland in Zonen aufzuteilen und das so geschaffene neue Deutschland zu verwalten. Viele Teile Deutschlands glichen einer Wildnis oder einem Beinhaus, und über die neuen Grenzen hinweg begannen sich die Sieger voll Wut und Mißtrauen anzustarren.

*) In Lublin saß die kommunistisch geführte polnische Exilregierung, in London die vom Westen anerkannte. Anmerkung des Übersetzers.

Churchill hielt am 13. Mai 1944 wieder eine Rundfunkrede, deren Schlußsätze Unheil prophezeiten: „Es wäre wenig damit getan, die Hitleranhänger für ihre Verbrechen zu bestrafen, falls nicht Recht und Gesetz wieder einzögen und falls totalitäre oder Polizeiregierungen den Platz der Aggressoren einnehmen würden."

Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Sieger imstande gewesen, von diesem Konflikt als „dem Krieg, der alle Kriege beenden soll" zu sprechen; manche Leute glaubten an das, was sie sagten, auch wenn der Vertrag von Versailles die Grundlagen für einen weiteren Krieg gelegt hatte. 1945 wurde von einem Dritten Weltkrieg geredet, bevor der Kampf überhaupt zu Ende gegangen war. Kingsley Martin, der Herausgeber von NEW STATESMAN AND NATION kabelte am 12. Mai 1945 aus den USA: „Das Marineministerium und amerikanische Geschäftsleute sprechen jetzt ganz offen von einem Krieg gegen Rußland. In dieser Stunde des Sieges und da man Aussicht auf eine wenigstens der Form nach erfolgreiche Konferenz hat, bezweifeln viele von uns, ob wirklich etwas Greifbares erreicht werden wird."

Wir hatten den Zweiten Weltkrieg gewonnen, und Churchill stand an der Spitze der Welt, was aber hatten sein Sieg und die bedingungslose Übergabe Europa gebracht? Liddel Hart, der sein Leben lang über Kriege und Siege geschrieben hatte, sagte in einer Versammlung der Liberalen in Kendal: „Wir sind vor sechs Jahren in den Krieg gezogen, um die Unabhängigkeit Polens zu wahren. Es dürfte nun klar sein, daß Polen nur als Satellitenstaat überleben wird, beherrscht von jener Macht, die es 1939 aus dem Hinterhalt überfallen und sich dann mit Deutschland in sein Territorium geteilt hat. Es ist leider nur zu wahr, daß wir unser Gelöbnis nicht erfüllen können. Wir haben uns wie in keinem anderen Krieg zuvor bemüht, unsere Ehre zu bewahren, haben das aber am Ende nicht vermocht. Sie können vielleicht sagen, daß es unser wirkliches Ziel war, eine Großmacht daran zu hindern, Beherrscher des Kontinents zu werden — eine rücksichtslose totalitäre Macht, die den Einzelnen zum Sklaven des Staates machte. Diese Herrschaft über Europa war eine sehr ernst zu nehmende Möglichkeit, falls Deutschland nicht in Schranken gehalten werden konnte. Das Resultat des absoluten Sieges über Deutschland ist aber, daß Rußland, eine andere totalitäre Macht, Beherrscherin des Kontinents geworden ist. Der größere Teil Europas unterliegt seiner direkten Kontrolle, in der anderen gibt es keinen Staat vergleichbarer Stärke. General Smuts hat recht, wenn er sagt, Rußland sei der neue Koloß, der mit gespreizten Beinen über dem Kontinent stehe und eine Position in Europa innehabe wie kein anderer Staat je zuvor. Alle unsere wichtigen Kriege wurden ausgetragen, um

das Gleichgewicht in Europa zu erhalten und zu verhüten, daß eine einzige Macht dort die Oberhand behielt. Als wir Deutschland vollständig zerstörten, haben wir von selbst unser großes Ziel verfehlt, dieses Prinzip unserer Politik all die Jahrhunderte hindurch, seitdem wir die spanische Armada zurückgeschlagen haben.

Dieser Krieg war im echten Sinn dieses Wortes gewonnen, als die Angriffskraft der Deutschen gebrochen war. Dies wurde vor zwei Jahren erreicht. Seitdem haben wir blindlings weitergefochten, um die Abwehrkraft der Deutschen zu zerschlagen und damit deren Fähigkeit, Puffer für den Westen zu sein. Dies brachte uns Ruhm zu einem sehr hohen Preis ein, hieß aber auch den Frieden zu verlieren. Britanniens Führer war zu erregt über diese Schlachten, um die unvermeidlichen Folgen dieses Vernichtungssieges vorauszusehen, nach dem es ihn gelüstete. Diese Handlungsweise erscheint völlig sinnlos. Im tapferen, aber kurzsichtigen Streben nach einem phantomhaften Sieg haben wir uns bis an den Rand des Bankrotts gebracht. Wir haben die meisten unserer in Übersee angelegten Kapitalien verschleudert, die uns halfen, unsere Einfuhren zu bezahlen und den Lebensstandard unseres Volkes aufrecht zu erhalten. Wir haben uns in wirtschaftliche Abhängigkeit von Amerika begeben, die letzten paar Jahre haben wir von seinen Gnaden gelebt. Ein armer Verwandter zu sein ist stets peinlich, das finden wir eben heraus. Wir sind nun zwischen zwei riesigen hochtechnisierten Mächten eingeklemmt, deren Wirtschaftssysteme und politischen Konzepte sich so sehr unterscheiden, daß sich die Gefahr eines Konfliktes zwischen beiden deutlich abzeichnet. Unsere Vermittlerposition ist umso schwieriger, als wir, nachdem wir wirtschaftlich von den USA abhängig geworden sind, uns nun, strategisch gesehen, auf der falschen Seite des Atlantiks befinden. Hinter diesen Konsequenzen liegt die Tatsache, daß der Krieg die Ausbreitung diktatorialer Herrschaftsformen über die ganze Welt begünstigt hat — Systeme eines grundsätzlichen Antiliberalismus, für die ‚Faschismus' und ‚Nazismus' nur zwei von vielen Namen sind."

Während Churchill noch sein V-Zeichen gab und große Siegesreden hielt, betrachteten nüchterne und nachdenkliche Leute die neue Weltlage und fragten wie Liddell Hart: „Was haben wir eigentlich gewonnen?"

Die schrecklichen Folgen all dieser Irrtümer, die Churchill und Roosevelt während des Krieges begangen hatten, wurden während der Konferenz von Jalta geerntet. Dort wurde klar, daß Sowjetrußland Mitteleuropa, den Balkan und den Fernen Osten beherrschen, daß China kommunistisch werden, Polen betrogen und den Sowjets ausgeliefert, daß Deutschland geteilt und im Frieden weiter

verwüstet werden, daß die Liquidation des britischen Weltreiches unvermeidlich sein würde — und daß ein kalter Krieg von unbestimmter Dauer dem eben gewonnenen heißen Krieg auf den Fersen folgen werde. Die bitteren Früchte von Jalta mußten während der Konferenz von Potsdam im darauffolgenden Juli verspeist werden. So wurde der Krieg gewonnen und der Frieden verloren.

Das schlimmste an dieser Tragödie war aber, daß die Konzessionen von Jalta unnötig waren. Roosevelt hatte, bevor er dorthin reiste, von General MacArthur die entscheidende Nachricht erhalten, daß Japans militärische Kraft gebrochen war und daß die Japaner zu nahezu denselben Bedingungen um Frieden baten, die sieben Monate später angenommen wurden. Walter Trohan hat diese japanischen Friedensvorschläge vom Januar 1945 an dem Sonntag veröffentlicht, der der japanischen Kapitulation folgte. Die Authentizität dieser Vorschläge ist niemals ernsthaft bestritten worden. Rußland hat sich an der endgültigen Niederringung Japans nicht aktiv beteiligt. Der Abwurf der beiden Atombomben war vom militärischen Gesichtspunkt aus völlig unnötig und bewirkte lediglich, daß die Menschheit einer neuen entsetzlichen Bedrohung ausgesetzt wurde.

Trotz allem, was hier gesagt wurde, muß zugegeben werden, daß Churchill als Staatsmann beträchtlich höher einzuschätzen ist als Präsident Roosevelt. Churchill war zum mindesten nicht der Autor der Casablanca-Formel von der „bedingungslosen Übergabe", des schlimmsten Fehlers, den die Alliierten während des Krieges sich zuschulden kommen ließen, auch wenn er sich nicht entschieden genug widersetzte. Seine Haltung in Teheran war wesentlich klüger als die Roosevelts. Er forderte, daß Hitler von Süden her, über das Mittelmeer hinweg, angegriffen werden solle, was die Besetzung Mitteleuropas und des Balkans durch die Sowjetarmeen verhindert haben würde. In Quebec opponierte Churchill aufs schärfste dem teuflichen Morgenthau-Plan, Deutschland in ein Land der Äcker und Viehweiden zu verwandeln, auch wenn das Millionen dem Hungertod überantworten sollte. Er willigte erst ein, nachdem man ihn mit dem Versprechen einer großen, dringend benötigten amerikanischen Anleihe geködert hatte. In Jalta hatte er im Gegensatz zu Roosevelt die japanischen Kapitulationsbedingungen nicht in Händen (dem Wesen nach dieselben wie die später angenommenen). Churchill konnte auch nicht so vollständig wie Roosevelt wissen, welch hanebüchene Torheit man damit beging, Stalin zum Krieg gegen Japan zu verlocken, als dessen Hilfe für eine schnelle Niederringung Japans nicht mehr benötigt wurde. Churchill wußte auch nicht, was es bedeutete, Atombomben auf japanische Städte zu werfen.

Wahrscheinlich der größte Unsinn dieses Krieges — Churchill und Roosevelt tragen dafür das gleiche Maß an Verantwortung — war ihre gemeinsame Entscheidung, sich mit allem, was man besaß und ohne jegliche Bedingung nach dem 22. Juni 1941 an Stalins Seite zu stellen. Es wäre sehr viel klüger gewesen, wenn Großbritannien und die USA neutral geblieben wären und damit den beiden großen totalitären Staaten erlaubt hätten, sich bis zur völligen Ohnmacht zu bekämpfen, was für die Zeit nach dem Krieg den westlichen Demokratien die Herrschaft über die Erde überlassen hätte.

Das Argument, das meist zugunsten von Churchills Anspruch auf unsterblichen Ruhm vorgebracht wird — daß er nämlich England vor den Nazis gerettet habe —, kann von einem wahrheitsliebenden und unterrichteten Historiker nicht anerkannt werden. Das Letzte, was Hitler jemals zu tun wünschte, war England zu erobern oder zu erniedrigen —, vorausgesetzt, daß er mit ihm friedlich zur Unterdrückung des Kommunismus zusammenwirken und das britische Weltreich so als Hauptbollwerk zur Beherrschung unseres Planeten erhalten konnte. Hitler war einer der sklavischsten Anglophilen und Anglomanen unserer Zeit. Er hatte gehofft, Polen 1939 besiegen zu können, ohne daß er in einen Krieg mit Großbritannien verwickelt wurde. Noch nach Dünkirchen erzählte er seinen erstaunten Generalen, daß er, sollte England Frieden schließen, die Macht seines Staates für britische Interessen in der ganzen Welt in die Waagschale zu werfen gewillt sei. Nichts stand in Hitlers Gefühlen höher als der gute Willen der Briten und der Frieden mit England. Das britische Empire würde heute sicherlich intakter und gesicherter sein, hätte Großbritannien niemals Krieg gegen Deutschland geführt.

Man kann behaupten, daß dieses Deutschland eine Bedrohung für die ganze Welt war und deshalb vernichtet werden mußte. Wenn man sich diese Ansicht zu eigen macht, kann man mit Bestimmtheit sagen, daß Churchill dabei eine ausschlaggebende, vielleicht die entscheidende Rolle gespielt hat. Dies ist aber etwas anderes als der Anspruch, er habe England und das britische Weltreich vor der Zerstörung durch die Deutschen gerettet. England war im Jahre 1939 sehr viel sicherer vor einer Zerstörung durch die Deutschen als es heute vor einer Zerstörung durch Sowjetrußland ist. Ein bekannter amerikanischer Publizist hat dies einmal so umschrieben: „Hitler wünschte lediglich, den Carlton-Club auseinanderzujagen, Stalin will ihn vernichten." So weit es das Heil der Welt angeht, ist es zweifelhaft, ob es besser war, eine mögliche, wenn auch unsichere Hegemonie der Nazis und der Briten über die Alte Welt durch eine tatsächliche sowjetische zu ersetzen.

Die beste Garantie für die Sicherheit der demokratischen Nationen wäre also ein Unentschieden und die Erschöpfung Deutschlands wie Sowjetrußlands nach einem langwierigen Konflikt gewesen. Diese Möglichkeit lag nach dem 22. Juni 1941 klar auf der Hand, aber eine solche Lösung, die von manchen weitsichtigen britischen Staatsmännern und Publizisten wie von Amerikanern, deren politische Ansichten so weit auseinander lagen wie die der Senatoren Taft und Truman, befürwortet wurde, hätte das Ende für Churchills Ruhm als Kriegspremier bedeutet und würde Roosevelts Ehrgeiz, ein Kriegspräsident zu sein, dessen Amtszeit ins Unendliche verlängert werden konnte, zunichte gemacht haben.

Man sollte sich stets vor Augen halten, daß der Krieg, obwohl er dem britischen wie dem amerikanischen Volke, vor allem dem ersteren, ein Unmaß an „Blut, Mühen, Tränen und Schweiß" brachte, Churchill und Roosevelt wenig davon bescherte. Beide erlebten während des Krieges „das Abenteuer ihres Lebens". Sogar von der „Schreckenskonferenz" von Casablanca, die möglicherweise den Untergang der westlichen Kultur besiegelt haben könnte, schrieb Roosevelt an König Georg, daß er und Churchill „viel Spaß miteinander hatten, wie wir das immer haben".

Letzten Endes sollte man einsehen, daß der Frieden nicht darum verlorenging, weil es keinen Plan gegeben hätte, der einen gerechten Frieden garantierte. Die Atlantik-Charta hätte, wäre sie nur von ihren Urhebern ernst genommen worden, einen Weg zu einer wahren Staatsmännern würdigen Friedenskonferenz eröffnet. Die Charta war aber ebenso schnell vergessen wie Präsident Wilsons am 8. Januar 1918 verkündete Vierzehn Punkte. Während des Krieges und nachher wurden die Versprechungen der Atlantik-Charta nahezu völlig verworfen. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es wenigstens einen schlechten Friedensvertrag. Heute, fünfzehn Jahre nach dem Tag der japanischen Kapitulation, gibt es weder einen umfassenden Friedensvertrag, noch ist es wahrscheinlich, daß ein solcher in naher Zukunft geschlossen werden wird.

Die vernichtendste Verurteilung der Rolle Churchills beim Verlust des Friedens als Folge seines Haßfeldzuges gegen alles Deutsche und seiner ausschließlichen Beschäftigung mit der Erringung eines überwältigenden militärischen Sieges, seiner Verwerfung der Atlantik-Charta und seiner Unfähigkeit, einen brauchbaren Frieden zustandezubringen, hat Captain Russell Grenfell in seinem Buch „Bedingungsloser Haß? Die deutsche Kriegsschuld und Europas Zukunft" *) niedergelegt. Dieses Buch ist in Amerika erschienen, doch bis heute hat noch kein englischer Verleger gewagt, Churchills

*) Siehe Seite 228!

Zorn und dessen Verleumdungsklagen dadurch herauszufordern, daß er es herausbrachte. Churchills gewalttätige Haltung, die er während des Krieges gegenüber den Deutschen an den Tag legte, hat nicht nur den Krieg verlängert und den Frieden zuschanden gemacht, sie hat es auch später sehr erschwert, das britische Volk davon zu überzeugen, daß man mit den Deutschen glimpflich verfahren müsse, wie das Attlee und Churchill nach dem Krieg zu tun beabsichtigten.

Dem im Kellogg-Briand-Pakt von 1928 ausgesprochenen Verzicht auf Angriffskriege folgte eine bis dahin kaum erlebte Zahl von Kriegen. Churchill und Roosevelt versprachen der Welt das Ende jedweder Form von Aggression, wenn nur erst die Achse endgültig zertrümmert sei. Genau das Gegenteil war aber der Fall. Captain Grenfell stellt das auf überzeugende Weise dar: „Das erklärte Ziel Präsident Roosevelts und Winston Churchills, der Aggression durch Zerstörung der deutschen Angriffsfähigkeit ein Ende zu setzen, war in der Tat einer der größten Fehlschläge der Geschichte. Vielleicht sind niemals zuvor so viele Angriffshandlungen in so kurzer Zeit aufeinandergehäuft worden wie in den wenigen Jahren nach Deutschlands Niederlage: die russische Aggression in Europa, die Aggression — unbekannt von wem — zur Vertreibung der Holländer aus Indonesien, die indische Aggression gegen Haidarabad, die chinesische Aggression gegen Tibet, die nordkoreanische Aggression gegen Südkorea, die französische Aggression gegen Deutschland wegen der Saar, die chinesische Aggression gegen die Vereinten Nationen in Korea und wahrscheinlich verschiedene andere Aggressionen, die ich noch übersehen habe. Eine recht hübsche Liste für so ein paar Jahre, besonders wenn es sich um die Jahre handelt, die unmittelbar auf die Aufhängung der Leiche des deutschen ‚Würgers' folgten."

In einem im PUNCH vom 9. Dezember 1953 erschienenen Artikel gibt Malcolm Muggeridge folgenden offenkundig satirischen Kommentar zu dem Schlußband der Churchillschen Kriegserinnerungen TRIUMPH AND TRAGEDY, der die Version des Premierministers für die Gründe gibt, warum der Frieden verlorenging. Leider ist diese Satire nicht nur eine Phantasie; viele Leute könnten sie viel eher als eine bessere Interpretation der Gründe betrachten, warum ein Triumph sich in eine Tragödie verwandelte, wie die Churchills. Muggeridge schreibt: „Molotow kündigte in der Morgenkonferenz an, daß Marschall Stalin sich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe, der neuen, weitreichenden Erklärung der Menschenrechte zuzustimmen, die Präsident Roosevelt entworfen hatte. Dies war eine bedeutende Konzession, vor allem wenn man die kühle, wenn nicht sogar feindselige Haltung des Marschalls bei der ersten Er-

wähnung dieser Angelegenheit in Betracht zieht. Wir beschäftigten uns daher in sehr guter Laune mit dem dornenreichen Problem Polen. Ich versuchte, mit Hilfe von Zündhölzern dem Marschall zu zeigen, wie man aus Polen einen dauernden und widerstandsfähigen Puffer zwischen Deutschland und Rußland machen könne. ‚Lassen Sie uns', sagte ich, ‚die polnische Gans nicht allzusehr mit deutschem Fressen vollstopfen, sonst wird sie an Verdauungsstörungen leiden.' Alle lachten, und der Marschall fügte mit einem Schelmenblick hinzu: ‚Besser Verdauungsstörungen als Unterernährung.' Unsere eigenen Polen waren, wie ich zugeben muß, recht bescheiden, aber auch schwach. Sie bedrängten mich immer wieder, die Kathyn-Affäre aufs Tapet zu bringen sowie nach einigen ihrer Vertreter zu forschen, die nach Zusicherung freien Geleits nach Rußland gereist waren, um über dessen Beziehungen zur Londoner Exil-‚Regierung' zu verhandeln. Im Verlauf eines meiner Privatgespräche mit dem Marschall erwähnte ich diese verschwundenen Delegierten. Er versprach sich um die Angelegenheit zu kümmern, fügte aber mit einem lustigen Funkeln in den Augen dazu, daß seine Untergebenen manchmal dazu neigten, ihm aus der Hand zu geraten. Ich blickte Eden scharf an und meinte, daß es mir ähnlich ergehe; auf diese freundschaftliche Bemerkung hin endete unsere Unterhaltung. Der Marschall bestand darauf, daß die Schwäche Polens die Nazis dazu eingeladen habe, im Juni 1941 über Rußland herzufallen. Als man an diesem Punkt angelangt war, hörte man jemanden aus der Umgebung Roosevelts vernehmlich flüstern, daß Polens Schwäche zu dieser Zeit auf seine Teilung und die zwischen Hitler und Stalin ausgehandelte gemeinsame Besetzung des Landes zurückzuführen war. Ich sah, wie der Marschall finster dreinblickte, als Molotow ihm diese Bemerkung übersetzte. Ein schwerer Sturm schien sich zusammenzubrauen. Ich kehrte zu meinen Streichhölzern zurück und als ich ihr Arrangement erklärte, hellte sich des Marschalls Miene langsam auf; der heraufziehende Sturm war abgewehrt. Zum Schluß waren wir damit einverstanden, die Lubliner Regierung anzuerkennen und die Curzon-Linie anzunehmen und erhielten als Gegenleistung von Stalin die Zusicherung, daß er für die gesamte Sowjetunion mit nur drei Sitzen in der Ratsversammlung der Vereinten Nationen zufrieden sein werde. An diesem Abend war es an mir, die anderen Delegierten zum Abendessen einzuladen. Es wurden Toaste auf die Rote Armee sowie auf die britischen und amerikanischen Streitkräfte ausgebracht. Als ich auf Marschall Stalins Gesundheit trank, sprach ich von seiner staunenswerten Karriere, die ihn zum unbestrittenen Führer seines Volkes gemacht habe. Er habe alle Rivalen hinter sich gelassen, wenn er sie nicht — so fügte ich ver-

schmitzt hinzu — sogar eliminiert habe. Er habe sowohl nach innen wie nach außen sein Volk mit einer Geschicklichkeit und Tapferkeit geführt, für die es kein Gegenstück gebe. Die gesamte freie Welt, so fügte ich unter brausendem Beifall hinzu, atme freier gerade dank diesem Führer, dessen einmal gegebenem Wort man unbeschränkt vertrauen könne. Ein merkwürdiger Wortwechsel, der sich während des nun folgenden Banketts entspann, verdient erwähnt zu werden. Der Marschall sprach von den deutschen Kriegsgefangenen und meinte so nebenbei, daß alle Nichtkommunisten unter ihnen ohne Federlesens erschossen werden sollten. Zum Schein feierlich tuend erwiderte ich, daß wir als Unterzeichner der Genfer Konvention solchen Praktiken nicht zustimmen könnten. Präsident Roosevelt stimmte mit breitem Lachen bei. Unter solch gutgelaunten Spottreden, denen Toast auf Toast folgte, zog sich das Gelage weit in die Nacht hinein. Es erschien so, als ob wir drei — der Präsident, Marschall Stalin und ich —, in immerwährender Freundschaft aneinander gebunden, fähig sein würden, die zerrissene Welt in eine ruhigere Zukunft zu führen. Jedoch — es sollte nicht sein. Bald sollte der Tod den Präsidenten ereilen, eine undankbare Wählerschaft sollte mich schon bald, in der Stunde des Sieges, aus dem Amt entfernen, und nur Marschall Stalin sollte übrigbleiben, um, in der Festung des Kreml verschanzt, seine eigensinnigen Pläne weiter zu verfolgen."

Fünfter Teil

Die Bulldogge beisst sich fest

Der Sieg wird genutzt

Winston Churchill faßte den Entschluß, daß er und die Konservative Partei die Früchte des Sieges sofort ernten sollten. Die Manager der Konservativen erinnerten sich daran, welche Erfolge man mit den Khaki-Wahlen nach dem Burenkrieg gehabt, und daß die Lloyd-George-Koalition die „Hängt-den-Kaiser!"-Wahlen des Jahres 1918 gewonnen hatte. Hitler war nicht mehr, die Nazis waren besiegt und hatten in Schimpf und Schande geendet. Der neue Erzfeind war nun die Labour-Partei. Churchill entschloß sich, für den Juli allgemeine Wahlen auszuschreiben. In einem Leit-

artikel erklärte der MANCHESTER GUARDIAN dazu: „Wie unwirklich dies alles ist, zeigt sich eindeutig an der Weigerung des Premierministers, dem Wunsch der Labour-Partei und der Liberalen nach Wahlen im Herbst nachzukommen. Hier handelt er völlig als Diener seiner Partei. Im Oktober würden sehr viel mehr Leute wählen können. Wahlen im Juli würden die Inkraftsetzung einiger wichtiger, in Vorbereitung befindlicher Gesetze gefährden, wenn nicht unmöglich machen. Fünf Monate würden vollauf genügen, die Lage in Europa zu klären und die englisch-amerikanischen Beziehungen zu Rußland zu verbessern. Mr. Churchill verschließt sich diesen Argumenten zwar nicht, erklärt aber nur, daß eine Herbstwahl nicht im ‚nationalen' Interesse läge; statt ‚national' haben wir wahrscheinlich ‚konservativ' zu lesen."

Es gab hier kein „wahrscheinlich". Seitdem die Labour-Partei Churchills Plan einer Nachkriegskoalition, in der er und die Konservativen dominieren mußten, zurückgewiesen hatte, überlegte er sich nur noch, wie man diese Partei hereinlegen und einen Wahlsieg ergattern konnte, solange das Land noch siegestrunken war, wie man die Koalition beenden und der alten Bande der Konservativen einen vollkommenen Sieg verschaffen konnte. Die konservative Presse machte sich daran, Churchills Kriegsruhm für ihre Zwecke zu nutzen. Lord Beaverbrook verkündete: „Mr. Churchill hat uns an die Schwelle der Tür geleitet, die zum Tempel des Friedens führt. Er sollte der Wächter dieser Türe bleiben." Der Herausgeber des FORWARD fragte: „Wer aber ist hinter dieser Türe und wer soll die Schlüssel dazu besitzen?"

Im Augenblick, da die Koalition beendet war und die Labour-Minister das Kabinett verließen, wandte sich Churchill mit all dem rednerischen Elan, der ihm eigen war, gegen seine einstigen sozialistischen Kollegen, die mit ihm im Kabinett gesessen waren und ihn sogar zum Premierminister gemacht hatten. Er konnte sie nicht gut als Bolschewiken hinstellen, denn er mußte noch immer mit Stalin rechnen. Da das rote Gespenst nicht an die Wand gemalt werden konnte, mußte ein anderes herhalten: man behauptete, der Sieg der Labour-Partei würde ein Sieg der Gestapo sein. „Die Gestapo in Großbritannien, wenn die Sozialisten gewinnen" wurde zur Wahlparole erkoren; dies war das Hauptthema der Wahlrede, die Churchill am 5. Juni 1945 über den Rundfunk hielt. Er bezeichnete darin die „sozialistische Politik als gefährliche Bedrohung der Freiheit und des Kredites der Nation" und fuhr fort: „Keine sozialistische Regierung, die unser Land verwaltet, könnte es sich leisten, daß das Mißvergnügen der Bürger sich offen, deutlich und hart äußert. Sie müßte auf irgendeine Art von Gestapomethoden zurückgreifen, die zweifellos in der ersten Zeit sehr

human angewendet werden würden. Dies würde freie Meinungsäußerungen im Keime ersticken, würde die Kritik zum Schweigen bringen, wenn sie sich irgendwo erhob, würde alle Macht der alleinherrschenden Partei samt deren Führern zuschanzen, die turmhoch über einer riesigen Bürokratie stehen, die nicht mehr Diener der Öffentlichkeit und nicht mehr länger ‚civil' sein würde. (Unübersetzbares Wortspiel. Im Englischen bedeutet ‚civil' sowohl öffentlich, zivil, wie höflich. Anmerkung des Übersetzers.) Wie aber würde es dem einfachen Volk ergehen, wenn dieser mächtige Apparat es in seinen Klauen hätte? Meine Freunde, ich muß Ihnen sagen, daß der Sozialismus unvereinbar mit dem britischen Ideal der Freiheit ist. Der Staat würde dann der alleinige Arbeitgeber, der alleinige Verwalter und Herrscher und der alleinige Wahlmacher sein. Sozialismus ist untrennbar verwoben mit Totalitarismus und einer verwerflichen Anbetung des Staates."

Dann folgte die sorgfältig bis zu diesem Zeitpunkt aufgehobene Attacke auf Greenwoods Ausspruch, „Pfund, Schilling und Pence seien sinnlose Symbole". Churchill war vor aller Augen darauf aus, das Volk in eine Panik zu jagen, wie das die Konservativen bereits 1924 und 1931 getan hatten. Die Beaverbrook-Presse nahm das Thema auf und variierte es in zahllosen Abwandlungen. In einem Leitartikel stellte der DAILY EXPRESS die besorgte Frage: „Nachdem wir die Gestapo aus dem noch schlagenden Herzen Deutschlands gerissen haben, ist zu fragen, ob wir nun eine Gestapo unter anderem Namen bei uns zulande haben wollen. Waren Sie nicht erschrocken, als Sie von Mr. Churchill erfuhren, daß Staatskontrolle im Faschismus mündet?"

Die konservativen Kandidaten im ganzen Lande folgten mit lautem Geschrei; eine Stimme für die Sozialisten war eine Stimme für die Gestapo! Sie taten alles, um den Wählern Schrecken einzujagen und sie so kopfscheu zu machen, daß sie für die Torys stimmten. Winston hatte die Dinge jedoch zu weit getrieben, er hatte ein zu düsteres Bild gemalt und die Alarmtrommel zu laut geschlagen.

Attlees Antwort, die er über den Rundfunk gab — ruhig und die Vernunft der Wähler ansprechend —, stand im schlagenden Gegensatz zu Churchills Versuch, den Leuten Schauer des Entsetzens über den Rücken zu jagen. So leicht waren sie nicht mehr zu beschwindeln, Winston hatte die erste Runde verloren. In der darauffolgenden Nacht ging Attlee schonungslos mit Churchill ins Gericht und gewann sich damit noch mehr die Gunst der Wähler. „Die Leute könnten den Verdacht hegen", lautete der Kommentar des MANCHESTER GUARDIAN, „daß Politiker, die ihre Zeit darauf verwenden, eine Panik auszulösen, dies nur darum tun, weil ihre

Sache auf zu schwachen Füßen steht, als daß sie mit Vernunftgründen zu verteidigen wäre."

Lord Moran, Winstons Arzt, verdeutlichte, warum Stalin Churchill gern mochte. In einem Interview für den DAILY EXPRESS sagte er: „Es fällt niemandem leicht, in Stalins Gedanken einzudringen, so weit man sie aber ergründen kann, beweisen sie, daß er den Premierminister für einen tollen Burschen hält. Stalin liebt Leute nicht, die von Nüssen und Sodawasser leben." Es mußte um ihre Sache sehr böse bestellt sein, wenn die englischen Konservativen glauben konnten, daß die Anerkennung, die Churchill bei Stalin fand, ein starkes Argument für die Wahl eines konservativen Premierministers war.

Als der Wahlfeldzug weiterging, wurde ein weiterer Schurke entdeckt: Harold J. Laski. Die Rückkehr der Labour-Regierung in die Macht sollte angeblich eine Laski-Diktatur bedeuten. Professor Laski wurde über Nacht zum Erzbösewicht gestempelt. In REYNOLD'S NEWS erklärte Tom Driberg, warum gerade Laski ausersehen worden war: „Es ist meiner Ansicht nach sicher, daß die lächerlichen Behauptungen über Laski niemals so laut geäußert worden wären, wenn er Smith oder Brown heißen würde. Der im Hintergrund dieses Wahlfeldzuges lauernde Antisemitismus trat deutlich zu Tage, als die Propagandaredner sich seiner bedienten. Dies war die verächtlichste und demütigendste Wahlkampagne, zu der Fleet Street*) jemals herabgesunken ist, eine Straße, die, wie jemand kürzlich bemerkte, nahezu nur aus Gossen besteht."

Draußen im Lande bedienten sich die Konservativen Churchills Prestige in einer Art, die sogar viele Leute verärgerte, die während des Krieges zu ihm gestanden hatten. Seine Fotografie, die auf allen Reklametafeln prangte, trug Aufschriften, wie ‚Der Mann, der den Krieg gewann' oder ‚Der Mann, der das Werk vollenden muß'.

Jeder Wähler erhielt einen Appell Churchills, für den konservativen Kandidaten seines Bezirkes zu stimmen, mit der Post ins Haus geschickt. Ein großer Triumphzug von Süden nach Norden wurde arrangiert. Winston zog von Stadt zu Stadt, von Wahlkreis zu Wahlkreis, saß auf dem Dach seines Wagens, schwang den Hut, gab das V-Zeichen, rauchte eine seiner berühmten dicken Zigarren und hielt über das Mikrofon kurze Ansprachen an die versammelte Menge, die dann wiederum fotografiert wurde und deren Bilder die Frontseiten der Zeitungen schmückten, um zu zeigen, wie Churchill und die Konservative Partei jedermann vor ihren Wagen zu spannen imstande waren.

*) Zentrum des Londoner Zeitungsviertels. Anmerkung des Übersetzers.

Das war dieselbe Schaustellung, wie sie Goebbels früher für Hitler inszeniert hatte. Das britische Volk wurde aufgerufen, seinem Führer, seinem großen Mann, zu folgen. Die konservative Presse lobte Churchill auf jede nur mögliche Weise hoch. Sogar der nüchterne GLASGOW HERALD erklärte in einem Leitartikel: „Seiner Stellung, seinem Prestige und der Mannigfaltigkeit seines Genies nach ist Winston Churchill ein einzigartiges Phänomen. Die Natur wird einen solchen Mann, dessen dürfen wir sicher sein, kaum mehr hervorbringen." Stanley Holmes, der Kandidat der Konservativen für Jarrow, sandte Churchill ein dringendes Telegramm folgenden Inhalts: „Tyneside wünscht den Saum Ihres Gewandes am Montag, Dienstag oder Mittwoch nächster Woche zu berühren."

Die Lobhudeleien für Churchill brachten den MANCHESTER GUARDIAN in Rage; er schrieb: „Was er wünscht, ist ein Parlament der Jasager, das sich verpflichtet, ihm blindlings und ohne jede Kritik zu folgen. Da aber die Manager seines Wahlfeldzuges im Zentralbüro der Konservativen Partei sitzen, bedeutet das ein konservatives Parlament. Es ist eine Schande, daß Männer wie Lord Woolton und Sir John Anderson sich für einen solchen Betrug hergeben."

Winston glaubte zuversichtlich, daß seiner Triumphfahrt ein rauschender Wahlsieg folgen werde. In Glasgow sagte er: „Ich wußte, daß die Arbeiter Glasgows auf unserer Seite sein würden." Die OLDHAM CHRONICLE berichtet: „Als seine Karawane sich Oldham näherte, fuhr ein Lautsprecherwagen der Konservativen Partei vorneweg, dessen Insassen verkündeten ‚Hier kommt Winnie — passen Sie auf den dritten Wagen auf —, der größte Mann auf Erden, der größte Staatsmann der Welt!'"

Es gab wenige Leute in Großbritannien — sogar in den Reihen der Labour-Partei fanden sich kaum welche —, die prophezeiten, daß die Wahlen mit einer Niederlage Churchills und der Torys enden würden. Die Hindernisse, die sich vor der Labour-Partei auftürmten, schienen unüberwindlich zu sein. Am Tage der Wahl noch erklärte der DAILY EXPRESS unter der Schlagzeile „Sozialisten haben wenig Chancen": „Mr. Churchills Nationalregierung ist sich sicher, daß sie eine Majorität von 70 Sitzen gewinnen wird."

Es scheint Churchill niemals in den Sinn gekommen zu sein, daß er besiegt werden könnte. Er war wie betäubt, als die Resultate feststanden. Die Konservativen hatten die Wahlen verloren, ein Erdrutsch hatte sie unter sich begraben. Nicht weniger als 393 Labour-Abgeordnete waren gewählt worden, konservative Abgeordnete gab es nur 198. Das Land hatte deutlich gezeigt, daß es Churchill nicht als Führer im Frieden haben wollte. 11,992.292 Stimmen waren für die Labour-Partei abgegeben worden, nur

9,058.020 für die Konservative Partei. Großbritannien hatte zum erstenmal mit einer klaren, ja erdrückenden Majorität für eine Labour-Regierung gestimmt.

Führer der Opposition

Der Ausgang der Wahlen bedeutete wahrlich einen harten Schlag für Churchill. Er hatte es sich niemals träumen lassen, daß er besiegt werden würde, er hatte einen glänzenden Sieg und ein Dankesvotum der Nation erwartet. Dies hier war die niedrigste Undankbarkeit, denn die Labour-Regierung blieb fünf Jahre im Amt. Was immer die Leute von ihm als Führer in Kriegszeiten gedacht haben mochten, fest stand, daß sie ihn für die Friedenszeit abgelehnt hatten. Er war nun nicht mehr einer der Großen Vier, und Stalin würde sich darüber eins ins Fäustchen lachen. Auf eine leichtere Weise hätten sich die Russen Churchills nicht entledigen können.

Den Briten tat Churchill am Morgen nach der Niederlage leid, doch nach all dem, was geschehen war, hatte er es ja nicht anders gewollt. Er hatte überstürzt Wahlen ausgeschrieben, er hatte gewünscht, daß die Wähler sich für eine konservative Regierung und ihn selbst entscheiden sollten. Sie hatten gewählt, mit Nachdruck und in großer Zahl, das Resultat kam aber völlig unerwartet.

Viele seiner Bewunderer hofften, daß er sich nun aus der Parteipolitik zurückziehen werde. Man sah in ihm immer noch den Mann, der der gesamten Nation gehörte. Er konnte Graf werden wie Lloyd George, konnte in der ruhigeren Atmosphäre des Oberhauses würdige Reden halten und von dort aus der Nation wie der Welt seinen Rat geben.

Churchill wünschte aber nicht, in das Oberhaus einzuziehen. Er hatte nichts von seinem Kampfgeist und seiner Liebe für Auseinandersetzungen im Parlament eingebüßt und verzichtete nicht auf die Debatten im Unterhaus, in dem er so lange eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Er wollte den Leuten zeigen, daß noch Leben in dem alten Jagdhund war, und er tat es.

Im Unterhaus sah es jetzt aber völlig anders aus. Ihm gegenüber saßen seine sozialistischen Kollegen aus dem Kriegskabinett, die er mit aller Gewalt aus dem Amt zu drängen versucht hatte. Hinter ihnen saßen reihenweise Sozialisten, junge und alte, die gegen seine Kandidaten gefochten hatten und die ihn nun als ihren schlimmsten Feind betrachteten. Daß auf der Regierungsbank ebenfalls Sozialisten saßen, machte ihn noch grimmiger; er war kaum fähig, sich klarzumachen, daß er nicht mehr Premierminister war. Auf seinem Platz saß der unaufdringliche, beschei-

dene, glanzlose Attlee. Bevin, Cripps, Greenwood: alle waren sie da. Herbert Morrison, der ihn während des Wahlfeldzuges durch seine Klugheit oft in Bedrängnis gebracht hatte, war der Präsident des Hauses; er behandelte Winston mit deutlich zur Schau ge=tragenem Respekt, hatte aber doch immer wieder dank seinem raschen Cockney=Witz Erklärungen zur Hand, die ihn aus der Fassung brachten. Der Schlimmste von denen, die ihm da gegen=übersaßen, war der Gesundheitsminister Aneurin Bevan, dessen Kritik während des Krieges Churchill oft ein Dorn im Fleisch ge=wesen war, und der gelernt hatte, ebenso behend und schlagfertig in die Unterhausdebatten einzugreifen wie Winston selbst.

Ein Parlament, in dem Churchill weiterhin die Szene beherr=schen sollte, konnte nicht sehr erfolgreich arbeiten. Die Konser=vativen hatten keinen anderen Mann von seiner überragenden Qualität. Die Edens, Macmillans und Butlers waren Leichtgewicht=ler, und die Männer des Big Business, wie Sir John Anderson und Oliver Lyttelton, waren in der City besser am Platz. Andere Män=ner, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, gab es nicht. Die Konservativen im Unterhaus waren alles in allem eine lang=weilige Gesellschaft. Churchill blieb der Berg, weil das ihn um=gebende Tory=Land plattestes Flachland war. Er war noch immer die stärkste Zugnummer der Konservativen im Land, das sich für ihn einen hohen Grad an Zuneigung bewahrt hatte.

Churchill blieb also der Führer der Konservativen Partei, hielt bei großen Anlässen Reden, mischte sich in die Debatten ein, wenn er glaubte, er könne der Regierung eins auswischen, und er war=tete seine Zeit ab. Er hatte allerdings wenig Erfolg, auch wenn er das Haus bis zur Raserei erregen und eine Debatte in eine wilde Schlacht zu verwandeln vermochte. Die sozialistischen Minister reichten ihm durchaus das Wasser, wenn sie ihm nicht gar über=legen waren und — sie kannten seine Vergangenheit. Wenn er begann, leidenschaftliche Proteste gegen ihre Gesetzgebung zu er=heben, die die Macht des Oberhauses beschneiden sollte, holten sie seine alten Reden hervor und verlasen sie. Die Konservativen hinter ihm sahen verdrossen drein, auf den Bänken der Regierungs=partei lachte man laut, die Leute draußen im Land amüsierten sich. Es war ihm nicht mehr länger möglich, Nachwahlen zu beeinflus=sen. Die Versuche der konservativen Manager, ihn vor solchen Wahlen herauszustellen, hatten keinen Erfolg. Im Parlament sah man ihn immer seltener, er hatte keine Zeit für Routinesitzungen, er war mit der Abfassung seiner Erinnerungen beschäftigt und zog es vor, Geschichte in einer unsterblichen Prosa zu schreiben. Die bescheideneren Leuchten der Torys durften die Plackereien auf sich nehmen.

Im Ausland galt Churchill noch immer als der bedeutendste britische Politiker. Man sah nicht, daß er nicht mehr Premierminister war und daß sein Einfluß in Großbritannien geschwunden war. Die Amerikaner vor allem fuhren fort, in ihm den großen Schlachtenlenker und den Mann zu sehen, der solch wunderbare Reden halten konnte. 1946 stattete er den USA einen sehr langen Besuch ab und wurde von Präsident Truman und seinen Kriegskameraden mit offenen Armen empfangen. Der Präsident sprach von ihm als „von einem der größten Männer unseres Zeitalters". In einer am 5. März 1946 in Fulton gehaltenen Rede, die der erste Schuß des Kalten Krieges war, beschäftigte sich Churchill mit der internationalen Lage. Diese Rede wurde von den amerikanischen Rundfunkgesellschaften übernommen, die sie nach Großbritannien übertrugen. In einem Passus, der weltweite Aufmerksamkeit erregte, bezog er sich auf Rußland: „Ein Schatten ist auf die Szenerie gefallen, die erst vor kurzem beim Sieg der Alliierten entstanden ist. Niemand weiß, was Sowjetrußland und seine über die ganze Welt verbreitete kommunistische Organisation in der nächsten Zukunft zu tun beabsichtigen oder wo die Grenzen — wenn es überhaupt welche gibt — für ihre Proselytenmacherei verlaufen. Ich hege hohe Bewunderung für das tapfere russische Volk und meinen Kriegskameraden, den Marschall Stalin. In Großbritannien — und ich zweifle nicht, auch in den USA — hat man viel Sympathie und viel guten Willen für das russische Volk in seiner Gesamtheit und ist fest entschlossen, trotz mancher Differenzen und Zurückweisungen in Frieden und Freundschaft mit ihm zu leben. Wir verstehen, daß es für die Russen lebensnotwendig ist, ihre Westgrenzen gegen eine neue deutsche Aggression zu sichern. Wir heißen sie auf dem ihnen zustehenden Platz unter den führenden Nationen willkommen und wir befürworten auch die immer häufiger werdenden Kontakte zwischen dem russischen Volk und unseren Nationen auf beiden Seiten des Atlantiks. Es ist jedoch meine Pflicht, Ihnen bestimmte Tatsachen vor Augen zu führen."

Er verwies darauf, daß Osteuropa nun völlig von Sowjetrußland beherrscht werde, und fuhr fort: „Welche Schlüsse auch daraus gezogen werden mögen — es bleiben Tatsachen. Dies ist jedenfalls nicht das befreite Europa, für dessen Entstehung wir gekämpft haben, noch ist es ein Europa, das die Grundlagen für einen dauernden Frieden bietet." Das war das Eingeständnis, daß der Zweite Weltkrieg weder der Welt Sicherheit gebracht noch dem Totalitarismus ein Ende bereitet noch die Demokratie gerettet hatte. Im Gegenteil — wir waren allen Anschein nach bereits auf dem Weg zum Dritten Weltkrieg: „In Frankreich, Italien und an-

deren Ländern ist es dem Einfluß des Kommunismus zuzuschreiben, daß die kommunistischen Parteien oder deren Fünfte Kolonnen die christliche Kultur im steigenden Maße bedrohen und gefährden. Das sind düstere Erkenntnisse am Morgen eines Sieges, der dank einer so herzerhebenden Waffenbrüderschaft für die Sache der Freiheit und der Demokratie errungen wurde. Wir wären sehr unklug, diesen Tatsachen nicht ins Auge zu sehen, so lange uns noch Zeit dafür bleibt . . . Diese Schwierigkeiten und Gefahren werden nicht verschwinden, wenn wir uns blind stellen und auch nicht, wenn wir nachgiebig sind. Was uns not tut, ist eine Übereinkunft; je länger sie hinausgezögert wird, umso schwieriger wird sie zu erhalten sein und umso größer werden die Gefahren sein, die uns bedrohen. Das, was ich während des Krieges von unseren russischen Freunden und Verbündeten gesehen habe, hat mich davon überzeugt, daß sie nichts so sehr bewundern wie Stärke, und daß es nichts gibt, für das sie weniger Respekt bekunden als militärische Schwäche. Aus diesem Grund ist die alte Doktrin vom Gleichgewicht der Kräfte ungesund. Wollen wir hier Abhilfe schaffen, können wir es uns nicht leisten, mit einem zu engen Spielraum zu arbeiten und so die Versuchung zu wecken, daß man es auf eine Kraftprobe ankommen lassen könne. Wenn die westlichen Demokratien in strikter Bindung an die Charta der Vereinten Nationen zusammenstehen, wird ihr Einfluß auf diese Organisation und ihre Prinzipien von allergrößtem Gewicht sein, und niemand hätte dann die Macht, ihnen dabei in den Weg zu treten. Wenn sie aber uneins sind oder aufhören, ihre Pflicht zu erfüllen und wenn alle diese Jahre im Nebel des Vergessens verschwinden, dann allerdings könnte uns alle eine Katastrophe ereilen."

Churchill hatte nicht zu erklären versucht, was er unter einer Übereinkunft mit Rußland verstand; er hatte lediglich mit Nachdruck betont, daß man sich auf einen Krieg vorbereiten müsse. Das war das alte, wohlbekannte Thema. Nahm der Westen diese These an, waren die USA und Großbritannien gezwungen, ihre Streitkräfte zu verstärken, weil Rußland militärische Stärke respektierte und bewunderte. Die Sicherheit des Westens hing von der Stärke seiner Waffen ab. In Rußland fehlte es nicht an militärischen Fachleuten, die ebenso argumentierten. Respektierte und bewunderte Rußland militärische Stärke, dann tat Churchill das auch. Dasselbe Argument konnte Stalin mit dem gleichen Recht benutzen: wollte Rußland sicher sein, mußte es zur See, auf dem Lande und in der Luft stark sein — wie der Westen. Auf diese Weise reagierten Rußlands militärische Führer auf Churchill.

Dies war der nur allzu bekannte Trugschluß: je mehr Waffen du hast, desto stärker bist du und desto unwahrscheinlicher ist es,

daß man dich angreift. Der Kaiser, Lord Fisher, Hitler, Mussolini, die japanischen Kriegsherren, sie alle hatten dies ihren Völkern gepredigt. In Fulton brachte Churchill keine konstruktive Idee hervor, die geeignet war, die Russen davon zu überzeugen, daß er Pläne hatte, mit deren Hilfe die Entfremdung zwischen den Verbündeten der Kriegszeit zum Verschwinden gebracht werden konnte. Er hatte nur einen Vorschlag: auf den Krieg vorbereitet zu sein, jedoch waren auch die Russen dazu imstande.

Stalin hatte auch eine Beschwerde gegen die USA vorzubringen. Man war im Krieg gegen Japan verbündet gewesen, war in den Konferenzen zusammengesessen, doch von der Atombombe war den Russen nichts gesagt worden, bis man sie auf den gemeinsamen Feind geworfen hatte. Das war einer der Gründe, warum der Krieg in einer Stimmung dunklen Argwohnes zu Ende gegangen war. Hätten die Russen die Atombombe geworfen, ohne die Alliierten davon zu unterrichten, daß sie sie besaßen, was hätte man in Großbritannien und den USA gesagt? Der bekannte amerikanische Finanzmann und Publizist Robert R. Young hat am 8. März 1947 in der SATURDAY REVIEW OF LITERATURE angedeutet, daß die Atombombe mehr eine Drohung und eine Kampfansage für die Zukunft an Rußland war als ein Mittel, um Japan auf die Knie zu zwingen, da dieses um Frieden gebeten hatte, bevor die Bombe auf seine Städte geworfen worden war.

Rußland reagierte auf die Fulton-Rede, indem es Churchill als Kriegstreiber hinstellte, als Befürworter einer Politik, die zum Dritten Weltkrieg führen konnte.

Mit der Fulton-Doktrin bewies Churchill, daß er auf dem Felde der Außenpolitik noch bessere Purzelbäume schlagen konnte als auf dem der Innenpolitik. Dort hatte er sich lediglich von einem Tory in einen Liberalen und wieder in einen Tory verwandelt, hinsichtlich seiner Einstellung zu Sowjetrußland war aber sein Rekord noch wesentlich eindrucksvoller. Er war ein sehr scharfer Kritiker der bolschewistischen Revolution vom Oktober 1917 und der führende Geist bei der Unterstützung des russischen Bürgerkrieges, der die Bolschewisten vernichten sollte, gewesen. Danach hatte er zwanzig Jahre lang die Sowjetunion und deren Führer unablässig verächtlich gemacht. Nach dem 22. Juni 1941 hatte er Rußlands Kampf gegen Hitler sehr bewundert und Stalin mit Lobreden überschüttet. 1946 wurde er der Anstifter des Widerstandes der Alliierten gegen die Sowjetunion und riet zum Kalten Krieg. Noch später – von 1953 bis 1955 – versuchte er, erschrocken darüber, daß Rußland die Atombombe besaß, die Amerikaner dabei zu bremsen, diejenige Politik eifrig zu verfolgen, die er selbst in Fulton angeraten hatte.

Churchill besaß noch immer Bewunderer in Europa. Er war das Symbol des Widerstandes gegen Hitler gewesen und war in Frankreich und den anderen, von den Deutschen besetzt gewesenen Ländern Europas sehr populär. Als die Bewegung zur Einigung Europas wuchs, wurde er einer ihrer nachdrücklichsten Befürworter. Als dieser Plan festere Formen annahm und in Straßburg der Europarat zusammentrat, war Churchill dort derjenige Brite, den man auf dem Kontinent am besten kannte. Er war der Held des Tages und erlebte einen neuen Triumph, als die Stadt Straßburg ihn zum Ehrenbürger machte. Noch einmal stand sein Name auf den Titelseiten der Weltpresse, wieder einmal sahen die Kinobesucher der ganzen Welt die ihnen so vertraute Figur, hörten sie Churchills Stimme.

Der Köder

Aus Straßburg zurückgekehrt, brachte Churchill einen Tadelsantrag gegen die Regierung wegen der Abwertung des Pfundes ein. Es war dies eine typische Churchillsche Attacke gegen seinen sozialistischen Erbfeind, voll dröhnender Wut, bereits mit einem Blick auf die herannahenden allgemeinen Wahlen vorgetragen. Er war noch immer der unbestrittene Führer der Konservativen, während der Parteikonferenz waren ihm die üblichen wohlinszenierten Ovationen zuteil geworden, Ovationen, die denen für einen anderen Delegierten glichen, der erklärte, er sei ein Gaswerkarbeiter mit acht Kindern und sei hierher gekommen, um gegen die Verstaatlichung der Gaswerke zu opponieren. Churchill erklärte: „Die Abwertung des Pfundes ist das Resultat von vier Jahren Labour-Regierung . . . Dieser Plan bewegt sich auf derselben Linie wie die übrigen Irrtümer des Sozialismus, der vom Prinzip her der menschlichen Natur zuwider ist und von dem ich glaube, daß er den Nationen in ihrer Gesamtheit nur mit den rücksichtslosen Methoden des Kommunismus aufgezwungen werden kann."

Als er eine Reduzierung der Staatsausgaben verlangte, fragte ihn James Griffiths, der Minister für Sozialversicherung: „Welche Ausgaben denn?" Churchill wich der Frage aus, obwohl diese von vielen Mitgliedern der Regierung wiederholt wurde. „Ehrenwerte Gentlemen", meinte er, „Sie sollten diese Frage dem Schatzkanzler stellen. Er hat die Macht, sie zu beantworten und die Pflicht dazu."

Ein Abgeordneter entgegnete: „Das ist aber auch Ihre Pflicht."

„Ich kann ebenso gut beurteilen, was meine Pflicht ist, wie das sehr ehrenwerte Mitglied", gab Churchill zurück, aber die Frage beantwortete er nicht. Er war nicht daran interessiert, die konservative Politik zu deuten, sondern daran, vor der Wahl so viele

Vorteile wie möglich gegen die Regierung zu erzielen. Er beutete die Finanzschwierigkeiten, in die das Land geraten war, zugunsten der Konservativen Partei aus.

Sir Stafford Cripps, der Schatzkanzler, war das Hauptziel seiner Angriffe, denn, so erklärte er: „Es wird in Zukunft unmöglich sein, mit Vertrauen Erklärungen entgegenzunehmen, die er als Schatzkanzler von diesem Platz aus geben wird.“ Attlee erwiderte: „Der sehr ehrenwerte Gentleman, der Führer der Opposition, kann ein sehr großer, aber auch ein sehr kleiner Mann sein. Weil ich ihn in seinen großen und edelmütigen Momenten gesehen habe, tut es mir immer leid, wenn er sich zu kleinen Schikanen und zu Schäbigkeiten verleiten läßt, wie er das gestern getan hat. Das hat meinen sehr ehrenwerten Freund, den Schatzkanzler, nicht geschädigt, aber den Respekt vor dem sehr ehrenwerten Gentleman sehr vermindert.“

Es war Aneurin Bevan, der Churchill die vernichtendste Antwort gab. Er begann damit, die Gelegenheit willkommen zu heißen, „die geschwollene Lügenblase mit dem Dolch der Wahrheit aufzustechen“ und fuhr fort: „Ich freue mich, den sehr ehrenwerten Gentleman mit Tatsachen konfrontieren zu können. Er ist als ein sehr bedeutender Schriftsteller und als ein Mann bekannt, der mit tiefem Vergnügen seine eigene Prosa vorliest. Ein Grund, warum er so elegant über die Seiten hinwegstreicht, ist der, daß er nur ein sehr geringes Gewicht an Tatsachen trägt. Er stutzt die Geschichte noch einmal zurecht, und wenn es dann noch ein Faktum gibt, das mit seiner Darstellung nicht übereinstimmt — flugs geht es über Bord. Das war stets charakteristisch für den sehr ehrenwerten Gentleman, und es hat einen sehr unglücklichen Effekt auf die Partei in der Opposition, weil deren Mitglieder jetzt auch begonnen haben, in Phrasen zu denken.“

An einer Unzahl von Tatsachen bewies der Gesundheitsminister, wie sehr sich Großbritannien von den Kriegsfolgen erholte. Dann beschuldigte er die Konservativen, die Schwierigkeiten, in denen das Land sich noch befand, für ihre Zwecke auszunutzen und sagte: „Wir sind, das weiß jedermann, in Schwierigkeiten geraten und diese wurden erhöht durch den bösartigsten Verleumdungsfeldzug, auf den britische Zeitungen sich jemals eingelassen haben. Es war so schlimm, daß das Volk darauf in einer Art reagierte, die in sich selbst das Heilmittel war. Die Zeitungen, die uns dergestalt verleumdet haben, begannen Reue zu empfinden, als sie begriffen, welch unermeßlichen Schaden sie Großbritannien zugefügt hatten. Ich bin außerstande, zu verstehen, warum Konservative sich so benehmen. Andere Völker schwärzen ihr Land niemals im Ausland an, ich habe nie davon gehört, daß etwa Fran-

zosen so etwas tun. Die einzigen Leute in der Welt, die diese Situation dazu benutzt haben, den Kredit ihres Landes aufs Schwerste zu schädigen, sind die britischen Konservativen gewesen. Sie kümmerten sich nicht darum, welche Wirkung dies für die Zukunft ihres Landes hatte, so lange sie nur damit einiges für den Ruhm ihrer eigenen Partei einheimsen konnten."

Die Torys wagten nicht, ihn zu unterbrechen, sie waren wie gebannt von der brennenden und zornigen Beredsamkeit dieser Anklage. Bevan fuhr fort: „Das sind also die Leute, um deren Rückkehr in die Regierung der sehr ehrenwerte Gentleman zu bitten wünscht. Er glaubt, der Führer der Konservativen Partei zu sein. Er ist es nicht, er ist nur ihr Lockvogel. Es gibt zur Zeit Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Konservativen Partei darüber, ob er eine Last oder eine Zugnummer ist, beträchtliche Meinungsverschiedenheiten sogar, und das Grollen dieses Streites ist bis an unsere Ohren gedrungen. Nun: gerade er von allen Leuten sollte sich nicht drankriegen lassen, weil gerade er sehr viel Erfahrung besitzt. Er sollte wissen, daß die Konservative Partei stets versucht hat, sich eine Larve umzuhängen. Sie hat ständig danach getrachtet, Männer zu finden, die sich die Liebe ihrer Landsleute erworben haben, um sich mit deren Hilfe wieder an die Macht zu bringen. Der ehrenwerte Gentleman sollte wissen, was sie David Lloyd George angetan haben, er sollte sich an das Spiel erinnern, das sie mit Ramsay MacDonald getrieben haben. Wenn er die Reputation, die er noch immer beim britischen Volk genießt, dazu benutzt, die Konservative Partei ein weiteres Mal an die Macht zu bringen, wird er selbst nicht mehr allzu lange im Amt bleiben, man wird ihn wie einen schmutzigen Handschuh beiseite werfen. Wenn er dem Unterhaus von den Erfolgen erzählt, die er als Minister hatte, sollte er wissen, daß eine Rotte von Mittelmäßigkeiten ihn, der der brillanteste Parlamentarier seiner Zeit war, neun Jahre aus dem Amte hielt und daß, als es im Kriege notwendig wurde, einen Führer von jener Seite des Hauses zu haben, einen Mann wie ihn, mit seiner unvergleichlichen Gabe der Rede und Ermutigung, es die Labour-Partei war, die ihn zum Premierminister machte. Es war eines meiner nachhaltigsten Erlebnisse, diese beiden großen Parlamentarier — Lloyd George und den sehr ehrenwerten Gentleman — im Unterhaus sitzen zu sehen, aus ihren Ämtern gedrängt von einer Gruppe von Leuten, die nichts anderes taten, als das Prestige der Industriemacht England zu untergraben. Das sind die Leute, die er gerne wieder an der Macht sehen möchte. Seht sie euch an: sie sind die Schuldigen, alle mitsammen sind sie schuldig, sie, die er Tag um Tag im Unterhaus angriff. Glaubt er im Ernst, daß ihm die Nation dankbar dafür sein wird, wenn er

sie überredet, diese Bande bankrotter Intellektueller wieder in Amt und Würden einzusetzen? Der ehrenwerte Gentleman hat sehr viel Sinn für Geschichte und dürfte daher nur zu gut wissen, was sie über ihn sagen wird, wenn er mit seinem Ansinnen Erfolg hätte. Sogar seine im Krieg erworbenen großen Verdienste wären kein Ausgleich für ein solches Versagen!"

Grossbritannien und die Atombombe

Winston Churchill hoffte, daß die allgemeinen Wahlen des Jahres 1950 von den Konservativen gewonnen und von den Sozialisten verloren werden würden. Dann wäre die Niederlage des Jahres 1945 gerächt, er konnte wieder als Premierminister in Downing Street sitzen, ganz vorne im Rampenlicht, erneut Britanniens starker Mann.

Die Konservative Partei bediente sich wieder aller seiner Meriten für ihre höchsteigenen Zwecke. Sie rechnete darauf, daß er noch immer wie im Kriege der Held der Nation war. Seit 1945 hatte sie ihre Wahlorganisation weitgehend verbessert, Lord Woolton war deren Leiter geworden. Als er noch Chef des großen Versandhaus-Konzerns Lewis gewesen war, hatte er sehr viel über Verkaufspsychologie gelernt, und das Großkapital hatte ihm einen riesigen Wahlfonds zur Verfügung gestellt; er besaß so viel Geld, wie er brauchte.

Die Wahlparolen dieses modernisierten Apparates der Konservativen, ihre Appelle an die öffentliche Meinung, in denen man die angeblich demokratische und fortschrittliche Zielsetzung der Partei mit einprägsamen Schlagworten und schönen Phrasen verbrämte, sollte den britischen Wählern den Eindruck vermitteln, daß die Partei nicht mehr länger die Vertretung des Großkapitals war, als die sie Churchill in seinen liberalen Tagen gebrandmarkt hatte.

Winston Churchill bediente sich all seiner Redegewalt, seiner Fähigkeit, Emotionen aufzurühren, um die Wahlen für die Konservativen und sich selbst zu gewinnen. In seinen Versprechungen war er völlig rücksichtslos. In dem einen Atemzug schrie er nach einer Politik, die eine Steigerung der Rüstungsausgaben zur Voraussetzung haben mußte, im nächsten verlangte er eine Senkung der Steuern. Das alles beherrschende Thema seiner Wahlreden war sein Haß gegen den Sozialismus. Die Wut seiner Reden erweckte tiefen Widerwillen. Harold Laski schrieb: „Ich gestehe offen, daß ich es zutiefst bedauere, daß ein so großer Mann wie Mr. Churchill sich wiederum entschlossen hat, die Konservative Partei in eine Niederlage zu führen. Ich hoffe, daß er wie die Welt dieses Mal verstehen werden, daß die britischen Wähler nicht den großen

Führer des Krieges von 1940 bis 1945 bedauern, sondern den gehässigen und reaktionären Parteigänger, hinter dem sich einige der mächtigsten Gruppen dieses Landes gestellt haben und der sich leider nur allzu oft mit denen ihrer Ansprüche identifiziert hat, die am wenigsten zu verteidigen sind. Ungleich seinem Vater ist Mr. Churchill wenig mehr als der altgewordene Kämpfer für überständige Privilegien geworden, der seine Verachtung für die meisten der sozialen Verbesserungen hinausschreit, die er während seiner liberalen Zeit so eifrig zu verteidigen pflegte; jetzt versucht er eifersüchtig jede noch so abgestandene Überlieferung zu bewahren und wie Samson die Säulen des neuen Tempels einzureißen. Es muß aber gleichzeitig gesagt werden, daß Lord Woolton trotz aller Millionen, die er für die Torys gesammelt hat, ein recht mäßiger Ersatz für Delilah ist."

Churchill hatte allgemeine Wahlen stets als eine Art Riesenzirkusschau angesehen; während seiner bis ins kleinste vorbereiteten Wahlreisen durch das Land bediente er sich jedes Tricks, der ihm geläufig war. Trotzdem gelang es ihm im Februar 1950 nicht ganz, die Labour-Regierung zu schlagen. Mit einer äußerst knappen Mehrheit von sieben Sitzen gegen die vereinigten Konservativen und Liberalen gewann die Labour-Partei die Wahlen, und Clement Attlee wurde erneut Premierminister; Churchill führte eine wesentlich stärker gewordene Konservative Partei im Unterhaus an. Seinen Ehrgeiz, Premierminister zu werden, hatte eine Handvoll Stimmen zunichte gemacht.

Die Bulldogge hatte den Knochen um Haaresbreite verfehlt. Wie sehr sie das ärgerte, zeigte sie im neuen Unterhaus wieder und wieder. Es war deutlich, daß Churchill nur dem Ziel lebte, die Labour-Regierung zu schlagen, die verhaßten Sozialisten aus der Macht zu drängen und das Amt des Premierministers für sich selbst zurückzuerobern. Er war willens, aus jedem internationalen Zwischenfall Kapital zu schlagen, jeden nationalen Mißstand auszubeuten und alles, was in Großbritannien unglücklich verlief, dem Umstand zuzuschreiben, daß eine sozialistische Regierung am Ruder war, die einzige, die, wie er höhnisch zu sagen pflegte, „in der Englisch sprechenden Welt noch übrig war". Zur gleichen Zeit posierte er in seinen Reden als Patriot, nicht als Parteigänger. Bei Konflikten im Parlament erwies er sich als der Hauptunruhestifter, der sich stets nach einem neuen Prügel umsah, mit dem er auf die Regierung einschlagen konnte, stets bereit, den Ministern jedwede Schwierigkeit zu bereiten, ob sie nun schuldhaft gehandelt hatten oder nicht.

Es geschah während dieses Wahlfeldzuges, daß Churchill in Edinburgh erklärte, daß angesichts der Verschlechterung der Be-

ziehungen zu Rußland die Zeit für ein Treffen der Führer des Westens mit Stalin gekommen sei: „Ich muß auf die Idee eines solchen Gespräches zurückgreifen. Dieser Plan erscheint mir jeder Bemühung wert, da mit seiner Hilfe die Kluft überbrückt werden könnte, die zwischen diesen beiden Welten liegt, die dann ihr Leben, wenn nicht in Freundschaft, so doch ohne die Haßgefühle des Kalten Krieges leben könnten."

Der Außenminister, Mr. Bevin, der Premierminister und andere Führer der Labour-Partei hatten es nicht eilig, auf diesen Vorschlag einzugehen. Sie hielten ihn für einen Bestandteil der Churchillschen Wahltaktik und erklärten sich gegen diplomatische Verhandlungen zwischen den Großen Vier, aber für die weniger dramatischen und herkömmlicheren Methoden internationaler Absprachen. Als Churchill sich am 28. März 1950 während einer außenpolitischen Debatte auf diese Angelegenheit bezog, sagte er: „Der Außenminister hat mir geantwortet, daß mein Verhalten eine ziemliche Angeberei sei. Was immer auch dieser Ausdruck besagen möge, er scheint mir doch nicht den hier angedeuteten Sachverhalt völlig auszuschließen. Der Minister hat auch gesagt, daß allein die Vereinten Nationen die Gewähr für eine bessere Politik bieten. Drei Tage später, am 17. Februar, hat aber Trygve Lie, der Generalsekretär der UNO, der Presse in Lake Success erklärt, daß er Verhandlungen zwischen den Großmächten begünstige . . . Die Männer, die wie der ehrenwerte Gentleman und seine Kollegen, die Verantwortung tragen, dürfen nicht versäumen, jede sich bietende Gelegenheit zu nutzen. Wir dürfen nicht zögern und die Dinge treiben lassen. Jeder Tag ist kostbar, wenn sich eine Chance bietet."

Welche Gründe hatte Churchill, eine neuerliche Annäherung an Stalin vorzuschlagen? Ein späterer Passus seiner Rede zeigt, daß ihn die Furcht bedrängte, Großbritannien könne das Ziel eines Atombombenangriffes werden. Im vorhergehenden Parlament hatte er prophezeit, daß vier Jahre vergehen würden, bevor irgendeine andere Macht außer den USA die Atombombe besitzen werde. Dieser Zeitraum war bereits verstrichen, Rußland besaß die Atombombe und Churchill erklärte: „Unsere Position ist nun unstreitig schlechter, als sie es noch vor einiger Zeit war, sowohl wenn man unsere eigene Sicherheit wie auch die Bedingungen betrachtet, die meiner Meinung nach allein geeignet sind, den Frieden zu erhalten. Selbstverständlich liegt ein bestimmter Zeitabstand zwischen der Entdeckung des Geheimnisses und der Großproduktion der Bombe. Die Amerikaner besitzen einen großen Vorrat an Atombomben, und es dürfte den Russen schwerfallen, sich einen solchen Vorrat zu verschaffen. Die Atombombe ist nur einer der militärischen Faktoren unserer Zeit, sie ist aber der dominierende.

Wenn etwa die USA einen Vorrat von tausend Bomben haben — ich nenne diese Zahl nur als Beispiel, es entzieht sich völlig meiner Kenntnis, wieviele Bomben sie haben — und Rußland hat fünfzig, ständen uns schlimme Erlebnisse, viel schlimmere, als wir sie je erlebt haben, bevor. Daher vermag ich, obwohl noch Zeit zu einer weiteren Anstrengung bleibt, eine dauernde Entspannung zu erreichen, nicht zu glauben, daß wir sehr viel Zeit haben oder daß dieser Zeitabschnitt unsere eigene Sicherheit fühlbar erhöhen wird. Es ist vor allem wichtig, daß wir uns nicht verzetteln. Ich habe allen Grund, sehr ernsthaft zu hoffen, daß der Außenminister uns die Ansichten der Regierung zu diesem schwerwiegenden Sachverhalt darlegt."

Diese bemerkenswerte Rede schloß mit einer geschickten Formulierung: „Der Mensch steht in diesem Augenblick seiner Geschichte vor uns als ein Wesen, das die Kräfte der Natur in einem Maß beherrscht, wie das niemand für möglich gehalten hätte. Es steht in seiner Macht, auf eine sehr leichte Weise das Problem unserer materiellen Existenz zu lösen. Er hat die wilden Tiere bezwungen, er ist sogar der Insekten und Mikroben Herr geworden. Vor ihm liegt, wenn er das nur ernstlich will, ein goldenes Zeitalter des Friedens und des Fortschrittes. Er hat nur noch seinen letzten und schlimmsten Feind zu überwinden: sich selbst. Mit Weitsicht, Glauben und Tapferkeit könnte es uns beschieden sein, den krönenden Sieg für uns alle zu gewinnen."

Der drastische Wandel in der offiziellen britischen Einstellung zum unterschiedslosen Luftbombardement von Städten, Zivilpersonen und zivilem Eigentum, der sich vollzog, nachdem feststand, daß die Sowjetunion einen recht eindrucksvollen Vorrat an Atombomben besaß, wird sehr gut in einem Leitartikel George Morgensterns beschrieben, der am 8. Dezember 1953 in der CHICAGO TRIBUNE erschien: „Berichte aus London besagen, daß Premierminister Churchill während der Bermuda-Konferenz vorschlagen wird, daß in künftigen Kriegen Atombomben und -granaten nur gegen kämpfende Armeen angewendet werden dürfen. Vielleicht wird Eisenhowers heutige Rede dieses Verlangen unterstützen. Die britische Auffassung geht, wie man hört, dahin, daß aus Kanonen verfeuerte Atomgranaten einen höheren Nutzeffekt haben als aus Flugzeugen abgeworfene Atombomben. Es wird vorgeschlagen, daß wegen des Risikos einer Vergeltung Atombomben niemals gegen Städte verwendet werden sollen. Großbritannien soll sich entschlossen haben, den auf den britischen Inseln stationierten amerikanischen Bombern nicht zu gestatten, mit Atombomben aufzusteigen. Man kann sich darauf verlassen, daß die Briten sich hier nobel verhalten werden, indem sie im Dienst der Menschlichkeit

darum bitten, daß die Zivilbevölkerung vor unvorstellbaren Schrecknissen verschont bleibt. Tatsache ist es jedoch auch, daß man in Großbritannien weiß, man werde einer atomaren Verwüstung in besonderem Maße ausgesetzt sein, falls ein Krieg mit einem Feind ausbrechen würde, der sich rühmen kann, Atom- wie Wasserstoffbomben zu besitzen. Es ist auch die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß Atomsprengkörper von U-Booten aus auf die britischen Inseln abgefeuert werden können. Ferner ist bekannt und viele britische Militärschriftsteller haben es bezeugt, daß im Zweiten Weltkrieg Großbritannien keinerlei humanitäre Skrupel davon abhielten, die Methode des Massen- oder Sättigungsbombardements gegen zivile Zentren und Industriewerke des Gegners anzuwenden. Die britische Propaganda hat sich eifrig bemüht, die Schuld am Beginn des Luftterrors den Deutschen zuzuschieben, die Beweise für das Gegenteil liegen aber auf der Hand. Das offizielle Eingeständnis, daß Großbritannien diesen Feldzug begann, kam im April 1944 mit der Veröffentlichung des Buches BOMBING VINDICATED, dessen Verfasser, J. M. Spaight, damals Erster Sekretär des britischen Luftfahrtministeriums war. Die Veröffentlichung wurde zu dem damaligen Zeitpunkt gestattet, weil die deutsche Luftwaffe wegen Treibstoffmangels gelähmt und der Ausgang des Kampfes nicht mehr länger zweifelhaft war. Mister Spaight traf folgende aufschlußreiche Feststellung: ‚Weil wir uns über den psychologischen Effekt einer propagandistischen Verzerrung der Tatsache, daß wir es waren, die mit der strategischen Bomberoffensive begannen, im Zweifel waren, sind wir davor zurückgeschreckt, unserer weittragenden Entscheidung vom 11. Mai 1940 die Publizität zu geben, die sie verdiente. Das war ganz bestimmt ein Fehler, denn dies war eine ausgezeichnete Entscheidung.' Großbritannien setzte diesen Plan in der Nacht zum 11. Mai mit dem Angriff von 18 Whitley-Bombern auf Freiburg im Breisgau in die Tat um. Auf diese Weise haben wir, nach Spaight, ‚Ziele im Inneren Deutschlands zu bombardieren begonnen, bevor die Deutschen sich anschickten, Ziele im Inneren Großbritanniens anzugreifen.' Die deutsche Luftwaffe war zu dieser Zeit, wie Spaight sich ausdrückt, an die auf dem Boden kämpfenden Armeen ‚angebunden' und wurde als ‚Artillerie für die schnell beweglichen Verbände verwendet'. Auch Luftmarschall Sir Arthur Harris bestätigt, daß die Kommandeure der deutschen Luftwaffe dadurch, daß sie diese nicht bereits im Frieden mit bewaffneten Bombenflugzeugen ausrüsteten, die zum Angriff auf die gegnerische Zivilbevölkerung bestimmt waren, eine Unterlassungssünde begingen, die ihnen den Sieg kostete. Hätte Großbritannien nicht mit dem wahllosen Bombenabwerfen begonnen, so wäre es, Spaight gibt das ausdrücklich

zu, sehr wahrscheinlich gewesen, daß London und Industriezentren wie Coventry, Birmingham, Sheffield und Southampton niemals angegriffen worden wären. Hitler, so erklärt Spaight, war ehrlich gewillt, eine Übereinkunft mit Großbritannien darüber zu erreichen, ‚daß Aktionen von Flugzeugen auf die Kampfzonen beschränkt bleiben sollten'. Großbritannien wollte davon nichts wissen, und diese Entscheidung war wohlüberlegt. Spaight konstatiert, daß diese Haltung auf einen Geistesblitz zurückzuführen war, der die britischen Experten im Jahre 1936 erleuchtete. Trotz dieser Tatsachen stellte die britische Propaganda den ‚Blitz' des Jahres 1940 gegen Großbritannien als Beweis für die dem Naziregime angeborene Niedertracht hin. Wie J. P. Veale in seinem Buch ADVANCE TO BARBARISM bemerkt, ‚war es einer der größten Triumphe moderner Beeinflussungsmethoden, daß trotz durch nichts zu verhüllender oder zu verdrehender Fakten die Briten während der deutschen Luftangriffe davon überzeugt waren, daß die Deutschen die volle Verantwortung für alle Leiden trugen, die ihnen aufgebürdet wurden'. Obwohl die gebräuchliche Verteidigung der britischen Propaganda die war, daß die britischen Flächenbombardierungen lediglich eine Vergeltung für die deutschen Bombenangriffe auf Warschau und Rotterdam gewesen seien, erkennen Spaight und Liddell Hart an, daß zur Zeit des Bombardements dieser beiden Städte deutsche Truppen vor ihren Toren standen. Sie räumten ein, daß diese Bombardierungen ‚ein Teil der strategischen Offensive' waren und man sich ‚an die Regeln eines Belagerungsbombardements' gehalten habe. Das sind also die Gründe für die moralischen Vorurteile der Briten, die jetzt suggerieren wollen, daß es, ganz unter uns gesagt, eine gute Idee wäre, im nächsten Krieg keine Atombomben auf Städte zu werfen."

Die fromme Hoffnung, daß Atombomben aller Art in einem dritten Weltkrieg zurückgehalten oder zum mindesten nicht gegen Städte angewendet werden würden, ist wahrscheinlich eitel. Dies wurde nahezu Gewißheit nach den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, deren Haupturheber Churchill war.

Im Lichte der Geschichte besehen, war sein Vorschlag, die Führer der Deutschen als Kriegsverbrecher anzuklagen, keineswegs sehr weitblickend, da dies ein Gericht der Sieger über die Besiegten war. So monströs und unmenschlich sich auch die Verbrechen der Naziführer in Nürnberg erwiesen, gab es doch viele Deutsche, die der Anschauung huldigten, daß diese Männer nicht verurteilt wurden, weil sie schuldig, sondern weil sie besiegt worden waren.

Kaum war der Krieg zu Ende gegangen, entdeckte Churchill, daß „die nazistische Bedrohung der Zivilisation" von der „kommunistischen Bedrohung der Zivilisation" abgelöst worden war. Wäre

Dr. Goebbels imstande gewesen, aus den Schatten des Orkus seinen Kommentar dazu zu geben, hätte dieser unzweifelhaft gelautet: „Das habe ich Ihnen ja vorausgesagt." Hätten die Deutschen den Krieg gewonnen, wäre Churchill als einer der Hauptkriegsverbrecher vor Gericht gestellt worden, und zwar für die Tötung von Zivilisten in bombardierten deutschen Städten. Feldmarschall Montgomery sah das sehr klar, als er am 9. Juni 1948 in Paris konstatierte: „Die Nürnberger Prozesse haben das Wagnis eines Krieges zum Verbrechen gestempelt, falls dieser Krieg erfolglos ist; die Generale der besiegten Seite werden dann verurteilt und aufgehängt."

Seitdem ist es offenkundig, daß in kommenden Kriegen die Führer beider Seiten es sich nicht leisten können, auf alle die Methoden zu verzichten, mit denen man den Krieg gewinnen kann — und zwar aus Furcht vor der Vergeltung. Da sie im Falle einer Niederlage jetzt auf jeden Fall zum Untergang verurteilt sind, dürfen sie auf keine Erfindung verzichten, mit deren Hilfe möglicherweise der Sieg errungen werden könnte, damit der Besiegte liquidiert und versklavt werden kann. All dies wurde mit erschütternder Klarheit und Folgerichtigkeit von Lord Hankey in seinem Buch POLITICS, TRIALS AND ERRORS, von Montgomery Belgion in seinem VICTOR'S JUSTICE und in noch größerer Ausführlichkeit von F. J. P. Veale in seinem ADVANCE TO BARBARISM geschildert.

Churchills Rede vom 28. März 1950, deren Hauptabschnitte wir zitiert haben, war sicherlich seine beste in der Parlamentssession 1950—1951. Manche, die sie gehört haben, sagen sogar, daß sie die beste Rede war, die Churchill seit dem Krieg gehalten hat. Beobachter des Ringens im Unterhaus wunderten sich darüber, daß der Mann, der so sprechen konnte, auch imstande war, sich als grobschlächtiger Bramarbas zu gerieren, der Insult mit Insult beantwortete, der denen, die ihn von den Bänken der Opposition her unterbrachen, die Zunge herausstreckte und der auf die leiseste Provokation hin das Unterhaus in einen Biergarten oder eine Kinderbewahranstalt verwandelte.

Leider war das nur allzu oft die Rolle, die er während der Amtsperiode der zweiten Labour-Regierung spielte, als er über den Tisch hinweg die Männer anknurrte und beschimpfte, die auf dem Posten saßen, der seiner Meinung nach und nach göttlichem Recht ihm zukam. Man fühlte sich erniedrigt, wenn man den alten Mann ohne das geringste Zeichen von Würde und Selbstbeherrschung sich so benehmen sah, wenn er aus vollem Halse brüllte, um die Pfuirufe der Gegenseite zu ersticken, bis er kaum mehr verständlich war und vor Zorn blau anlief. Er war nicht imstande, seine

Emotionen zu verbergen: ein anderer war Premierminister — auf seinem Platz. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit erzwang er Spaltungen des Hauses, sogar gegen den Rat einiger seiner konservativen Kollegen. Als er die Macht beinahe in Reichweite sah, blieb sein einziges Ziel, die Regierung mit Hilfe der Lobbys arbeitsunfähig zu machen und auf diese Weise Attlee zum Rücktritt zu zwingen.

Die Labour-Regierung war jedoch widerstandsfähiger und die sozialistischen Unterhausmitglieder waren schwerer durch Obstruktion zu besiegen, als Churchill das voraussah. Wieder und wieder wurden seine Tadelsanträge niedergestimmt, sehr oft mit ganz geringen Mehrheiten.

Er gab die Hoffnung jedoch nicht auf. In den die ganze Nacht hindurch währenden Sitzungen erschien er, um seine Stimme abzugeben, eine Szene zu liefern und damit das Haus in Aufruhr zu versetzen; dann kehrte er in sein Zimmer zurück, schlief kurze Zeit und erschien wiederum, um das Spiel von vorne zu beginnen. Nachdem die Abstimmungszahlen bekannt waren, fragte er den Haupteinpeitscher der Konservativen, was sie bedeuteten (er war mit der Zeit immer tauber geworden) und zog dann wieder von dannen, knurrend, vor sich hin murmelnd, schimpfend und in jeder Falte seines Gesichtes seine Enttäuschung zeigend.

In den Debatten über die Verstaatlichung der Stahlindustrie war er der erbittertste Kämpfer. Die Nationalisierung der Stahlindustrie war in der vorhergehenden Sitzungsperiode des Parlaments Gesetz geworden, der für die Übernahme ausersehene Tag war aber von dem zuständigen Minister nicht genau bestimmt worden. Die Liberalen hatten ebenfalls gegen die Verstaatlichung der Stahlindustrie opponiert und Churchill hoffte, daß er mit Hilfe der Stimmen beider Parteien gerade noch verhindern konnte, daß das Gesetz in Kraft trat. Die Besitzer der großen Stahlkonzerne, die vom Staat übernommen werden sollten, waren daran begreiflicherweise sehr interessiert. Mit dem Wachsen der Wiederaufrüstung hatten sie hier sehr viel zu verlieren und sie sahen, daß eine gewaltige Macht zu einer Zeit ihren Händen entwunden wurde, als die Aussicht auf Riesengewinne vor Augen lag.

Im Parlament war Churchill ihr bester Kämpe. Lord Woolton hatte von den Stahlindustriellen beträchtliche Summen für den konservativen Wahlfonds erhalten; sie übten daher hinter der Szene einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Churchill stellte ihre Interessen vor die der Nation. So wie die Krupps und Thyssens Hitler finanzierten, so unterstützten die britischen Stahlmagnaten mit ihrem Geld und ihren Zeitungen den Feldzug der Konservativen Partei gegen die Labour-Regierung. Churchill focht für

sie wie die Söldnerführer des Mittelalters für die Kaufleute und Bankiers gefochten hatten, die das Geld erfunden hatten. Es war bedauerlich wenig Patriotismus dabei. Man bezahlte den Pfeifer und bestimmte die Musik, die er machte.

Partisan oder Patriot?

Während der Amtsdauer der Labour=Regierung (1945 bis 1950) hatte Churchill meistens darauf verzichtet, deren Außenpolitik scharf zu kritisieren. Er griff die meisten anderen Minister an, aber er hatte selten etwas gegen Ernest Bevin während dessen Tätigkeit als Außenminister einzuwenden. Dies geschah, weil er Bevin, der ein loyales Mitglied seines Kriegskabinetts gewesen war, als eine Art Labour=John=Bull ansah, der die Traditionen der britischen Außenpolitik verfolgte und der den Stab der Berufsbeamten im Auswärtigen Amt gut unter Kontrolle hatte. Außerdem war Bevin ein erbitterter Feind der Kommunisten und mißtraute zutiefst allem, von dem er annahm, daß es von Sowjetrußland inspiriert worden war. Diese Haltung sagte Churchill nach 1945 sehr zu.

Churchill rühmte sich im Unterhaus auch offen, daß er als erster für die Wiederaufrüstung eingetreten sei, für die nun die Labour=Regierung die Verantwortung trug. Am 28. März 1950 erklärte er im Unterhaus: „Ich erinnere daran, daß ich während der letzten Parlamentsperiode — um nicht weiter zurückzugehen — in Fulton eine Rede gehalten habe, die das Ziel eines Tadelsantrages wurde, der meines Wissens nach von über 100 Mitgliedern der sozialistischen Partei unterzeichnet war. Kurz danach wurde aber die Politik, zu der ich geraten hatte, auf beiden Seiten des Atlantik und von allen Parteien des Unterhauses gutgeheißen."

Die Außenpolitik gehörte zu den Dingen, in denen Churchill sich auf eine keiner Partei verpflichteten Linie festzulegen versuchte; er war stets bereit, der Regierung zu versichern, daß sie sich auf die Opposition verlassen könne, falls Störungen vom linken Flügel der Sozialisten her zu befürchten wären. Er hatte für das 3,6 Milliarden Pfund verschlingende Verteidigungsprogramm gestimmt, als es im September 1950 vorgelegt wurde. Im Februar 1951 hatten sich die Beziehungen zwischen den Parteien so verschärft und die Zusammenstöße zwischen Churchill und den Mitgliedern der Regierung (vor allem mit Verteidigungsminister Shinwell und Kriegsminister John Strachey) waren so erbittert, daß Churchill sogar plante, das Wiederaufrüstungsprogramm, dessen Prophet und Inspirator er zu sein behauptete, zum Gegenstand eines Tadelsantrages zu machen. Die Regierung verfügte nur über die geringste aller möglichen Majoritäten, und außerdem gab es da

noch den pazifistisch eingestellten linken Flügel der Sozialisten, der die Zustimmung zur Wiederaufrüstung verweigerte. Konnte man auf diese Weise nicht die Labour-Regierung stürzen? Churchill schlug all seine patriotischen Skrupel in den Wind; er war bereit, seine Haltung als unparteiischer Führer der Kriegszeit und als älterer Staatsmann aufzugeben, um in einer weiteren Anstrengung die Regierung mit Hilfe von Spaltungen zu besiegen. Die Regierung hatte beantragt, daß das Unterhaus die Politik der Regierung Seiner Majestät in der Frage der Verteidigungsanstrengungen anerkennen solle.

Churchill fand es schwierig, dazu eine rein negative Haltung einzunehmen, und so brachte er folgenden Zusatzantrag ein: „Das Haus unterstützt zwar alle Maßnahmen, die geeignet sind, die wirklichen Interessen der Nation in der Frage ihrer Sicherheit zu gewährleisten, hat aber kein Vertrauen in die Fähigkeit der zur Zeit amtierenden Minister Seiner Majestät, eine wirksame und beständige Verteidigungspolitik in Übereinstimmung mit unseren Verbündeten einzuschlagen, nachdem es erkannt hat, daß die Regierung zu Schwankungen und Verschleppungen neigt."

Diese Rede war ein scharfgezielter, dialektisch wirkungsvoller Angriff gegen die Regierung, einige stürmische Zwischenfälle waren die Folge. Sechs Monate zuvor hatte Churchill aus ganzem Herzen dem Verteidigungsprogramm das Wort geredet, nun aber erklärte er: „Zeugnisse und Beweise für die Unfähigkeit der Regierung werden uns nahezu jeden Tag in Hülle und Fülle vorgelegt. Wir sind davon überzeugt, daß sich die fehlerhafte Behandlung von Angelegenheiten ziviler und innenpolitischer Natur auch auf das militärische Feld erstreckt und daß die Nation zunehmend unserer Auffassung ist. Daher sind wir außerstande, so zu handeln, wie wir im September gehandelt haben, und halten es für unsere Pflicht, einen Zusatzantrag einzubringen, der unserer gewandelten Einstellung genau entspricht."

Churchill warf der Regierung vor, daß die Armee nicht genug Soldaten habe und tadelte sie, weil Großbritannien nicht imstande war, Atombomben herzustellen. Über diesen Punkt gab es eine erbitterte Auseinandersetzung mit Verteidigungsminister Shinwell, der Churchill fragte, „ob er nicht dem Feind eine große Genugtuung bereite". Attlee griff ein und verwies darauf, daß die im Krieg getroffene Entscheidung, daß Atombomben nur in den USA produziert werden sollten, zu einer Zeit getroffen wurde, als Churchill Premierminister war. Churchill äußerte dann seine Ansichten über die Wiederbewaffnung Deutschlands. Er sagte: „Es gibt keinen Zweifel darüber, daß eine europäische Armee als Teil der Atlantischen Armee aufgebaut werden wird und ich vertraue

darauf, daß ein deutsches Kontingent zu ehrenhaften Bedingungen seinen Platz in dieser Armee einnehmen wird."

Als er die Einberufungspläne der Regierung angriff, rief Shinwell: „Der sehr ehrenwerte Gentleman redet eine Menge Unsinn daher", worauf der Sturm so heftig wurde, daß der Sprecher des Hauses zur Ordnung rufen mußte. Churchill erklärte, daß die Kriegsgefahr sich nicht vermindert habe und fuhr dann fort: „Der Verteidigungsminister hat gestern gesagt, daß die Kriegsgefahr sich in den letzten Monaten verringert habe. Ich beobachte die Entwicklung sehr genau, kann aber nichts erkennen, was den Beweis für diese Behauptung erbringt." Churchill beschloß seine Verdammung der Wehrpolitik der Labour-Regierung mit folgenden Worten: „Wir sind Zeugen einer allmählichen Erziehung derer, die es am besten wissen müßten und alle Macht besitzen, die aber nur auf dem Weg über eine endlose Reihe von Kompromissen sowohl untereinander wie mit ihren militärischen Beratern sich schlüssig zu werden imstande sind. Das einzige, mit dem wir uns in dieser Stunde befassen, ist eine neue Geistesverfassung, die diejenigen erlangen sollten, die für so lange Zeit unser Geschick in Händen gehalten haben. Man kann sich schwerlich eine Situation vorstellen, die der britischen Nation weniger Chancen an die Hand gibt, sich ihrer Hilfsquellen und der Autorität, die sie genießt, so zu bedienen, wie sich das gehört, und die Rolle zu spielen, die wir spielen könnten, um zu verhindern, daß wir in einen Dritten Weltkrieg mit seinen unbeschreiblichen, unermeßlichen und unerdenklichen Gefahren hineintreiben."

Wenn die Hälfte von dem, was Churchill über die Behandlung wehrpolitischer Fragen seitens der Regierung gesagt hatte, wahr war, dann verdienten die verantwortlichen Minister nicht nur, daß sie davongejagt, sondern daß sie auch in den Anklagezustand versetzt wurden. Der Tadelsantrag wurde jedoch mit 308 zu 287 Stimmen zurückgewiesen. So sehr der linke Flügel der Labour-Partei auch den Gedanken an eine Wiederaufrüstung haßte, noch mehr haßte er die Aussicht, wieder eine Churchill-Regierung vor die Nase gesetzt zu erhalten.

Ehe das Jahr 1951 vorbei war, war Churchill Premierminister und Verteidigungsminister in einer Person. Shinwell wurde in die Wüste geschickt, und Churchill trat an seine Stelle. In seiner ersten Rede als Verteidigungsminister ging er so weit, der Politik der Labour-Regierung Hochachtung zu zollen. Er sagte: „Gestatten Sie, daß ich zuallererst der letzten Regierung meine Anerkennung für einige von ihr getroffenen sehr wichtigen Entscheidungen ausspreche, die sie während der sechs Jahre ihrer Amtszeit getroffen hat und die die Grundlage dessen bilden, auf dem wir jetzt stehen."

Diese Regierung hatte das gewaltige Wiederaufrüstungsprogramm begonnen, „das ihr Verdienst und das des früheren Verteidigungs=ministers ist und das uns in den Stand versetzt hat, fraglos die zweite Macht hinter den USA zu sein in den Anstrengungen, auf denen unsere Hoffnungen auf einen dauernden Frieden beruhen".

Hatte Churchill dies alles nicht gewußt, als er genau neun Monate zuvor seinen Tadelsantrag eingebracht hatte? Ein Kompli=ment folgte in seiner Rede dem anderen, doch der Höhepunkt wurde erst am Abend erreicht, als Shinwell, den er vorher so beißend kritisiert hatte, die Debatte für die Labour=Partei eröffnete. Im Februar war er Churchills beliebtestes Angriffsziel gewesen, im Dezember hielt es dieser jedoch für angebracht, Shinwell wegen seines „wahren Patriotismus" zu loben und darum, „weil er das Herz am rechten Fleck trage, sobald Zukunft und Stärke unseres Landes in Gefahr sind". Er schloß mit den Worten: „Ich bin glück=lich, in dieser Stunde sagen zu können, daß der Geist, der den sehr ehrenwerten Gentleman beseelt, im Frieden wie im Krieg zur Stärke und Macht unseres Landes ein gut Teil beigetragen hat."

Warum hatte dann aber Churchill in den ersten Monaten des Jahres die Labour=Minister so giftig angegriffen? Die Erklärung ist darin zu suchen, daß er im Februar darauf vorbereitet war, alles zu unternehmen, was die Labour=Regierung arbeitsunfähig machen konnte. Dies war charakteristisch für Churchills gesamte Haltung während der Parlamentssession 1950 bis 1951. Zu Beginn des Jahres war er fähig, die Regierung der „Inkompetenz und Un=fähigkeit" zu zeihen, doch am Ende des Jahres konnte er es sich leisten, großherzig zu sein und zu verkünden, daß die Regierung richtig gehandelt habe. Die Konservativen saßen wieder an der Macht, der Partisan war wieder zum Patrioten geworden.

Wieder Premierminister

Attlee entschloß sich im Oktober 1951, das Volk um seine Ent=scheidung anzugehen. Seine zweite Regierung hatte Churchills Schocktaktik überstanden, doch war es nahezu unmöglich, mit einer so geringen Mehrheit weiterzuarbeiten; die Führer der Labour=Partei glaubten eine Chance zu haben, den Kampf zu wagen und mit einer größeren Mehrheit zurückkehren zu können. Auf der anderen Seite war Churchill zuversichtlich der Meinung, die Konservativen würden die Macht an sich reißen, und Lord Wool=ton samt der Wahlmaschine der Torys waren sich sicher, daß diese mit einer beträchtlichen Mehrheit gewählt werden würden.

Wegen der Wiederaufrüstung und des Korea=Krieges hatten sich die Lebenshaltungskosten ständig erhöht, und die Konservativen

rechneten sich aus, daß dies und die hohen Steuerlasten die Labour=Regierung um die Macht bringen würden. Churchill vertraute darauf, daß seine Chance abermals gekommen war. Ganz bestimmt würden die Sozialisten diesmal verlieren, und nach sechs Jahren der Enttäuschung und des ungeduldigen Wartens würde er ein weiteres Mal Premierminister werden.

Es gab aber einiges, mit dem die Konservativen nicht gerechnet hatten. Der Streit um das persische Öl war während des Sommers in ein kritisches Stadium getreten, und im Unterhaus hatten konservative Abgeordnete die Regierung ersucht, hart zu bleiben und verlangt, daß Truppen nach Abadan geschickt würden. Da man auf den Frontbänken der Konservativen im Unterhaus wußte, daß allgemeine Wahlen herannahten, war man zwar kritisch, aber zurückhaltend; die Konservativen jedoch, die auf den rückwärtigen Bänken saßen, forderten eine Politik, die kurz und einfach bedeutete, daß britische Soldaten nach Persien geschickt werden sollten, was zur Folge gehabt hätte, daß die Russen gemäß der ihnen vertraglich eingeräumten Rechte von Norden her hätten einmarschieren dürfen. Die Labour=Regierung hatte ihr Bestes getan, die Rechte der Anglo Iranian Oil Company zu schützen, war aber nicht gewillt, das Risiko zu übernehmen, das Land in einen großen Krieg zu stürzen. Außerdem waren die am Öl des Mittleren Ostens gleichermaßen interessierten Amerikaner nicht gewillt, dort die Methoden des Imperialismus des 19. Jahrhunderts anzuwenden.

Im Lande hatte man immer mehr das Gefühl, ein großer Krieg stehe wegen Persien vor der Türe, und mit dieser Möglichkeit am Horizont war ein großer Teil der britischen öffentlichen Meinung der Auffassung, daß es klüger sei, Churchill und den Konservativen nicht die Macht zu übertragen. Die Führer der Labour=Partei fühlten dies und gaben diese Meinung in ihren Reden ausdrücklich kund. Sie beschuldigten Churchill zwar nicht, den Krieg zu wollen, erklärten aber, daß er nicht der Mann sei, den man in einer solchen Zeit an die Macht bringen dürfe. Die einfachen konservativen Abgeordneten waren in dieser Hinsicht noch weitaus rücksichtsloser als Churchill.

Die Konservativen begannen ihren Wahlfeldzug in dem Glauben, daß die persische Krise ihnen helfen werde, mußten aber bald erkennen, daß das Land auf keinen Fall nationalistisch dachte und daß eine kriegerische Haltung gegen Persien Stimmen kosten werde; daher kehrten sie zu den Lebenshaltungskosten zurück und wiesen entrüstet den Vorwurf zurück, Kriegsmacher zu sein.

In Scarborough stellte Außenminister Herbert Morrison, der wegen Churchills Kritik an seiner Behandlung der persischen Angelegenheit verärgert war, geradeheraus die Frage: „Hätten wir

etwa in den Krieg ziehen sollen?" Am 6. Oktober 1951 antwortete ihm Churchill in Loughton ziemlich ausweichend: „Mr. Morrison hat mich gefragt, ob wir uns meiner Meinung nach auf einen Krieg mit Persien hätten einlassen sollen oder nicht. Er hat kein Recht, mir diese Frage zu stellen. Die Verantwortung dafür hat voll und ganz die sozialistische Regierung zu tragen, die allein die Macht besaß und auch die Angelegenheit am besten kennen sollte. Er stellte diese Frage lediglich, damit man die von ihm und seinen Verbündeten — ich kann kaum sagen Freunden — verbreitete Unwahrheit glaubt, die Konservative Partei wünsche noch einen Weltkrieg." Churchill und die Torys waren sehr besorgt, man könne sie als die Kriegspartei betrachten. In derselben Rede erklärte Churchill: „Der DAILY MIRROR hat gestern eine Phrase geprägt, die von der sozialistischen Partei benutzt wird. Man fragte: ‚Wessen Finger möchtest du am Abzug sehen, den Attlees oder den Churchills?' Ich weiß nur zu gut, daß wir gar keinen Finger am Abzug zu sehen wünschen, aber am allerwenigsten wollen wir einen täppischen Finger dort sehen. Ich glaube nicht, daß ein Dritter Weltkrieg unvermeidlich ist, ich glaube sogar, daß dies weniger wahrscheinlich ist, als es vor der gewaltigen Wiederaufrüstung der USA war. Auf jeden Fall wird es kein britischer Finger sein, der einen Dritten Weltkrieg durch seinen Druck auslöst. Es mag ein russischer oder ein amerikanischer oder der Finger der Vereinten Nationen sein, bestimmt aber wird es kein britischer sein. Obwohl wir bestimmt in einen Kampf zwischen dem Sowjetreich und der freien Welt hineingezogen werden würden, die Kontrolle, die Entscheidung darüber und die Wahl des Termins für den Beginn dieses schrecklichen Ereignisses wird niemals unsere Sache sein."

Auf die Frage, ob er Truman oder Stalin zu einer Konferenz einladen würde, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen, erwiderte er, er sei davon überzeugt, daß ein freundschaftliches Gespräch zwischen den Führern der Regierungen, eines der Gespräche, wie man sie während des Krieges zu führen pflegte, keinen Schaden anrichten könne und möglicherweise sogar „diese Last der Angst" von unseren Schultern nehmen könnte. In einer anderen Versammlung meinte er sogar, wenn der Vorschlag ausgeführt worden wäre, den er während des Wahlfeldzuges von 1950 in Edingburgh gemacht habe, nämlich der, ein Treffen mit Stalin zu arrangieren, hätte man wahrscheinlich den Korea-Krieg verhindern können.

Zwei Themen hatten in Churchills Wahlreden den Vorrang: seine altvertrauten Tiraden gegen den Sozialismus sowie die „verschwenderische und unfähige Regierung" und der Appell, man möge ihn wieder an die Macht bringen, damit er einen Dritten

Weltkrieg verhindern könne. Eine weitere sehr bekannte Note dieser Reden war das Zurückgehen auf die Tage der Kriegskoalition und damit verbunden der Ruf nach nationaler Einheit. Darauf folgte häufig ein schroffer Angriff auf die Labour-Partei. Einer dieser Angriffe wurde auf ebenso schroffe Weise vom Außenminister beantwortet, der lediglich ausdrückte, was viele Sozialisten dachten. Am 21. Oktober 1951 erklärte Morrison in Manchester: „Wir alle lieben in mancherlei Hinsicht Mr. Churchill. Ich jedenfalls tue es und ich glaube, daß er mich in seinen Vernunftgründen zugänglichen Augenblicken auch ganz gern hat. In seinen Wahlreden erreicht er aber den Gipfel an Einseitigkeit und, wenn ich so sagen darf, der pursten Unverschämtheit. Er hat sich selbst vorgemacht, daß es eine nette unparteiische Sache, die niemanden in Harnisch brächte, wäre, wenn er eine konservative Regierung anführt, der eine bestimmte Zahl von vorzugsweise von ihm ausgesuchten Leuten angehört. Auf der anderen Seite versichert er uns, daß die Labour-Regierung unerträglich parteiisch gewesen sei und nahezu völlig vergessen habe, daß sie die Interessen des gesamten Volkes zu vertreten hat. Wer hat eigentlich während des letzten Wahlfeldzuges sein Bestes getan, den Hader zwischen den Parteien zu schüren, und wer hat damit während der gesamten Sessionsdauer des Parlamentes fortgefahren? Wer hat seine Gefolgschaft ermutigt, den Narren zu spielen und das Haus Nacht für Nacht mit künstlich entfachten Streitereien über die Wirtschaftskontrolle wachgehalten? Wer hat gegen die Finanzgesetze obstruiert? Wer hat sich so weit in seine Leidenschaft hineingesteigert, daß er von seinem Sitz im Unterhaus aus seinen Gegnern die Zunge herausstreckte? Es war Winston, der liebe, freundliche, unparteiische Winston selbst."

Die Konservativen taten alles, Aneurin Bevan zum schwarzen Mann dieses Wahlfeldzuges zu machen und mit einer in Newcastle gehaltenen Rede folgte Churchill ihnen mit einer heftigen persönlichen Attacke: „Häuser bedeuten Mr. Bevan gar nichts. Die verwerflichen, gehässigen, böswilligen Motive, die jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen inspirieren, und die verrückten Prinzipien, die ihn beherrschen, in einem umfassenden Maße zur Anwendung zu bringen, ist alles, um das er sich Sorgen zu machen scheint. Wenn er nicht imstande war, Häuser gemäß den Maximen seines politischen Glaubens zu bauen, dann war es besser, weniger Häuser zu bauen. Der Mangel an Wohnraum, unter dem wir alle leiden, ist einzig und allein darauf zurückzuführen, und Mr. Bevan ist der Schuldige."

Am 9. Oktober erklärte Churchill in Woodford: „Ein Bevan-gefärbtes, ja sogar ein nur Bevan-schattiertes Kabinett könnte

Großbritannien dahin bringen, daß es völlig auf sich allein gestellt in der Gefahrenzone steht, ohne daß es den Lauf der Dinge so beeinflussen könnte, wie ihm das gebührt. Ich warne Sie nachdrücklich davor, daß ein starkes Wachsen der Bevan-Gruppe innerhalb der Labour-Partei und die Rückkehr einer sozialistischen Regierung an die Macht alle unsere Hoffnungen zerstören könnte, einem Dritten Weltkrieg zu entgehen."

Als er später im Jahr Verteidigungsminister geworden war, gab Churchill zu, daß Aneurin Bevan mit seiner Behauptung recht behalten hatte, daß die Wiederaufrüstung nicht in drei Jahren beendet werden könnte. Das war aber, *nachdem* die Wahlen gewonnen waren. Churchill wußte, daß sehr viele Wähler wegen Bevan aus dem Häuschen geraten waren und er nutzte diese Furcht mit allen Mitteln aus.

Als sich der Wahlfeldzug seinem Ende näherte und das Hauptquartier der Konservativen immer besorgter darüber wurde, daß die Beschuldigung, „Kriegstreiber" zu sein, Wählerstimmen kosten könnte, wurden Churchills Reden immer friedfertiger. Den Höhepunkt erreichte er in dieser Beziehung, als er für seinen Sohn Randolph sprach, der sich um den Wahlkreis Plymouth bewarb. Nach einem Bericht der TIMES vom 23. Oktober 1951 sagte Mr. Churchill, daß die Sozialisten etwas verschämt, die Kommunisten aber kühn und offen behaupteten, er sei ein Kriegstreiber. Dies sei eine ungerechte und undankbare Beschuldigung. „Wenn ich an diesem kritischen Zeitpunkt im öffentlichen Leben bleibe, dann darum, weil ich – zu Recht oder zu Unrecht – aber jedenfalls aufrichtig – glaube, daß ich einen wichtigen Beitrag zur Vermeidung eines Dritten Weltkrieges und zur Herbeiführung einer haltbaren Übereinkunft über den Frieden zu leisten imstande bin, die vom Großteil aller Völker, jedweder Rasse und jedweden Landes, heißen Herzens herbeigesehnt wird. Ich bete sogar darum, daß mir diese Gelegenheit beschieden werde. Dies ist der letzte Preis, den ich zu gewinnen suche."

Kein Pazifist hätte entschlossener gegen den Krieg sprechen können als dies hier geschah. Zwei Tage später gingen die Briten zu den Wahlurnen. Das Hauptquartier der Konservativen hatte zuversichtlich vorausgesagt, daß es eine hinreichende und arbeitsfähige Mehrheit von 50 bis 150 Sitzen erhalten werde. Als die Resultate bekannt wurden, war es jedoch klar, daß die Labour-Partei keineswegs so viele Sitze verloren hatte, wie das prophezeit worden war. Churchill hatte die Wahlen gewonnen, allerdings nur mit einer sehr kleinen Mehrheit. So sahen die Ergebnisse aus:

Konservative und Verbündete	321 Sitze
Labour-Partei	295 „

Liberale	6 Sitze
Irische Nationalisten	2 „
Irische Arbeiterpartei	1 Sitz

Churchill war wiederum Premierminister, er hatte aber nicht „die stabile Regierung", um die er gebeten hatte. Weit davon entfernt, vernichtend geschlagen worden zu sein, hatte die Labour-Partei keinen ihrer wichtigen Repräsentanten im Parlament verloren. Ihr waren 13,948.385 Stimmen zugefallen gegen 13,724.418 der Konservativen, und damit hatte sie sogar die Mehrheit der Stimmen.

Churchill und den Torys war nun die Macht und damit die Verantwortung in die Hände gegeben worden, und eine sehr kritisch eingestellte Öffentlichkeit wartete darauf, ob sie ihre Wahlversprechungen erfüllen würden. Die Konservativen hatten versprochen, die Ernährungslage zu verbessern, die Steuern und die Lebenshaltungskosten zu senken, 300.000 Häuser im Jahr zu bauen, die Kontrollinstanzen zu beseitigen, die britische Industrie damit von lästigen Fesseln zu befreien, die Produktion zu erhöhen und mit all den Beschwernissen fertig zu werden, die sie so skrupellos zu einer Zeit ausgebeutet hatten, als die Riesenkosten für die Wiederaufrüstung unvermeidlich zu finanziellen und wirtschaftlichen Krisen führen mußten.

Staatsmann oder Kaufmann?

Obwohl Churchill wieder und wieder auf die dringende Notwendigkeit einer Gipfelkonferenz mit Stalin hingewiesen hatte, zeigte er keine Eile, ein solches Treffen zu arrangieren, als er wieder Premierminister geworden war. In den USA nahten die Präsidentenwahlen heran, und Präsident Truman war nicht geneigt, sich weiterhin eine Haltung zuschreiben zu lassen, die von seinen politischen Gegnern als „Besänftigung Stalins" beschrieben werden konnte. Churchill legte den Plan einer Konferenz samt den anderen Versprechungen an seine Wähler in den Eisschrank. Stattdessen entschloß er sich, eine seiner weithin publizierten und dramatisierten Expeditionen nach Washington anzutreten.

Churchills Regierung hatte allen Grund, von den USA finanzielle und wirtschaftliche Hilfe zu erhalten, denn Großbritannien trieb immer schneller auf den Bankerott zu und benötigte dringend Rohmaterial, vor allem Stahl, für die Wiederaufrüstung und seine Exportindustrie. Churchill genoß in den USA noch immer großes Ansehen, und wenn es ihm gelang, dort ein gutes Geschäft zu machen, konnte das die Lage zeitweilig erleichtern und der konservativen Regierung helfen, mit den politischen Problemen fertig

zu werden, die nun auf sie eindrangen. Trotz des Marshall=Planes wurde die Dollar=Lücke immer breiter, und der Sterling=Block, dessen Zentrum Großbritannien war, geriet in Gefahr. Die konservative Regierung war, statt ihre Versprechen erfüllen zu können, das britische Volk mit „mehr Frischfleisch und einer größeren Vielfalt an Nahrungsmitteln" zu versorgen, gezwungen worden, die Einfuhren zu beschneiden sowie bedeutende Einschränkungen der sozialen Dienste zu verkünden und weitere in Aussicht zu stellen, was unvermeidlich bedeutete, daß der Lebensstandard der Nation um ein Beträchtliches reduziert wurde.

Als Clement Attlee Premierminister gewesen war, war er 1950 ebenfalls in die USA gereist, doch hatte er das so still und unaufdringlich getan, wie das sein Wunsch gewesen war, und ohne das Riesengefolge, das Churchill in einem solchen Fall für unumgänglich hielt. Attlee hatte es unternommen, die Gefahren zu schildern, die Großbritanniens Wirtschaft infolge der Vorratshaltung der Amerikaner und der damit verbundenen Aufkäufe und Verteuerungen von unentbehrlichen Metallen und Rohmaterialien drohten. Es gab zu Beginn des Jahres 1952 keinen hinreichenden Grund, anzunehmen, daß die Amerikaner sich der britischen Schwierigkeiten nicht vollauf bewußt waren; sie brauchten keinen Winston Churchill, der ihnen zu erzählen hatte, was hier geschah. Attlee hatte Washington auch bedeutet, daß die Labour=Regierung sich dem Vorhaben MacArthurs widersetze, den Krieg nach China hinein zu tragen und hatte erklärt, daß die britische Öffentlichkeit sehr besorgt über die Drohungen sei, die chinesische Küste zu blockieren und die chinesischen Basen in der Mandschurei sowie die übervölkerten Städte Chinas zu bombardieren.

Welche Änderungen waren von der Rückkehr Churchills und der Konservativen Partei zu erwarten? Dies war die Frage, die in Washington sehr oft gestellt wurde. Churchill, der vom Kriegsruhm gelebt hatte und in der ganzen Welt wegen seiner Grobheit und Kampflust bekannt war, war ein ganz anderer Typ als Attlee, der Führer der sozialistischen Regierung; diese hatte sich zwar einem Unternehmen der Vereinten Nationen angeschlossen, weil sie jenes für einen Krieg gegen Aggressionisten hielt, hatte sich aber gegenüber Indien und anderen Ländern des Fernen Ostens sehr klug verhalten, hatte das kommunistische China anerkannt und sich deutlich von einer Beteiligung an einer Politik ferngehalten, deren Folge ein Dritter Weltkrieg sein konnte.

Churchill hatte vier Zusammenkünfte mit Präsident Truman, nach denen ein offizielles Kommuniqué ausgegeben wurde. Die Churchill=Truman=Verlautbarung vom 9. Januar 1952 ist in sehr

vagen Worten gehalten, weite Abschnitte tragen den Stempel des charakteristischen Churchill-Stiles. Das Kommuniqué begann mit folgenden Worten: „In den beiden letzten Tagen war es uns möglich, die Probleme dieser kritischen Zeit in einer sehr intimen und freimütigen Weise zu behandeln. Unsere Gespräche verliefen in einer Atmosphäre gegenseitiger Freundschaft, Wertschätzung und Vertrauens. Jede der beiden Regierungen hat so ein besseres Verständnis für die Gedanken und Zielsetzungen der anderen gewonnen. Die freien Völker dieser Welt sind entschlossen, ihre Stärke zu vereinigen und willens, den Frieden und die Sicherheit zu schützen. Wir bekräftigen hiermit die Entschlossenheit unserer Regierungen und Völker, in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Charta der Vereinten Nationen uns in dieser Haltung nicht irre machen zu lassen. Die starken Bande, die unsere beiden Völker einen, sind ein bedeutender Beitrag für das Werden der Macht der freien Welt."

Hinsichtlich der amerikanischen Atombomber-Basen in Großbritannien wurde gesagt: „Unter den Vereinbarungen, die für die gemeinsame Verteidigung getroffen wurden, befindet sich eine, die den USA das Recht zuerkennt, im Vereinigten Königreich bestimmte Basen zu benutzen. Wir ergänzen diese Vereinbarung dahingehend, daß die Entscheidung über die Benutzung dieser Basen im Ernstfall je nach Lage der Dinge von den Regierungen Ihrer Majestät und der Vereinigten Staaten gemeinsam getroffen wird. Wir sind entschlossen, alles zu tun, um zu verhindern, daß ein Krieg mit modernen Waffen über die Menschheit komme. Wir werden im nahen Kontakt hinsichtlich aller Entwicklungen bleiben, die die Gefahren, die dem Frieden der Welt drohen, erhöhen könnten. Unsere beiden Regierungen werden den nun unternommenen Anstrengungen zur Bildung einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft volle Unterstützung angedeihen lassen und werden jede Hilfe leisten, die in ihrer Macht steht, damit diese Gemeinschaft Früchte trägt. Wir glauben, daß dies das beste Mittel ist, ein demokratisches Deutschland als vollen und gleichberechtigten Partner zum Mitglied einer Organisation zu machen, die nur die eine Aufgabe hat, Europas Sicherheit zu verteidigen."

Es wurde auch eine Vereinbarung über den Austausch von Stahl gegen Aluminium getroffen: „Wir haben uns überlegt, wie unsere beiden Länder einander mit Lieferungen knapper Rohstoffe helfen könnten, die für unsere Verteidigungsvorkehrungen wie die Stabilität unserer Wirtschaft wichtig sind. Der Bedarf des Vereinigten Königreiches an zusätzlichen Stahllieferungen aus den USA und deren Bedarf an weiteren Rohmaterialeinfuhren, einschließlich der von Aluminium und Zinn, wurde geprüft." Am

18. Januar 1952 schlossen Großbritannien und die USA einen Vertrag, nach dem Großbritannien eine Million Tonnen Stahl als Gegenlieferung für 55,100.000 Pfund Aluminium und 20.000 Tonnen Zinn erhalten sollte. Hinsichtlich des neuen Gewehres für die NATO, das die britischen Experten für das beste der Welt erklärt hatten, gewann der amerikanische Standpunkt die Oberhand. Das Kommuniqué besagte dazu: „Wir haben auch die Standardisierung der NATO-Gewehre samt der dazugehörenden Munition behandelt. Keines der beiden Länder hält es in dieser kritischen Zeit für klug, einen sofortigen Schritt zu einem Austausch der Gewehrtypen zu tun. Im Interesse der Wirtschaftlichkeit wie im Hinblick auf den Zeitfaktor sind wir übereingekommen, daß die USA wie das Vereinigte Königreich weiterhin die Gewehre und die Munition verwenden werden, die auf Lager sind oder zur Zeit produziert werden. Im Interesse einer späteren Standardisierung haben wir jedoch vereinbart, daß beide Länder ihre neuen Gewehre sowie die dazugehörige Munition nur zu Versuchen herstellen; gleichzeitig soll mit Nachdruck an die Konstruktion eines Gewehres samt Munition gegangen werden, das für eine spätere Standardisierung am geeignetsten erscheint."

Schlossen Churchill und Truman noch weitere Übereinkünfte -- oder gab es Meinungsverschiedenheiten --, die in dieser Verlautbarung nicht erwähnt wurden? In Churchills Ansprache vor dem Kongreß gab es Abschnitte, die weithin als Beweis dafür zitiert wurden, daß sich die britische Politik seit dem Zeitpunkt, da er wieder die Regierung leitete, in bemerkenswerter Weise geändert habe. Die Labour-Regierung hatte die amerikanische Haltung gegenüber Formosa deutlich mißbilligt, ein Passus der Churchillschen Rede schien aber offenkundig dem Zweck zu dienen, den Kongreß versöhnlich zu stimmen: „Ich freue mich sehr darüber, daß Sie, welche Divergenzen es auch von Zeit zu Zeit über die Verfahrensarten geben mag, es niemals gestatten werden, daß die chinesischen Antikommunisten auf Formosa vom Festland her überfallen und abgeschlachtet werden. Wir heißen Ihre bei den Waffenstillstandsverhandlungen bezeigte Geduld willkommen, und unsere beiden Nationen sind sich einig darüber, daß wir sofort, entschlossen und wirkungsvoll antworten werden, falls der von uns gesuchte Waffenstillstand nur geschlossen wird, um gleich darauf gebrochen zu werden. Die Erfahrungen, die ich hierzulande gemacht habe, überzeugen mich davon, daß die britische und amerikanische Politik im Fernen Osten von einer zunehmenden Harmonie gekennzeichnet ist."

Was besagte das? Es zeigte sich bald, daß man diese Sätze auf der einen Seite des Atlantik anders verstanden hatte als

auf der anderen. In der NEW YORK HERALD TRIBUNE schrieben Joseph und Stewart Alsop: „Die britische wie die amerikanische Regierung sind entschlossen, unter bestimmten, durchaus möglichen Umständen gegen Rotchina zu Felde zu ziehen. Dies ist das wichtigste, wenn auch erstaunliche Ergebnis der Gespräche zwischen Churchill und Truman, von denen zuerst gesagt wurde, daß sie überhaupt keine Ergebnisse bringen würden. Die Rückenstärkung für die amerikanische Politik und der Nachdruck, der hier auf eine Änderung der Ziele der britischen Politik gelegt wurde, sind so wichtig, daß wir darüber mehr Einzelheiten bringen müßten." Der Artikel bringt dann diese Einzelheiten und schließt folgendermaßen: „Es hat in den Gesprächen zwischen Churchill und Truman einige Meinungsverschiedenheiten darüber gegeben, ob die Japaner Tschiang Kai Schek mit halbem Herzen anerkennen sollten, da John Foster Dulles versprochen hat, ihnen die Entscheidung darüber zu überlassen. Ist es so, dann haben die Briten unsere Haltung akzeptiert. Sie haben sich jedoch geweigert, ihren Entschluß, Rotchina anzuerkennen, zu widerrufen, haben aber gleichzeitig angedeutet, es wäre ihnen lieber gewesen, diese Entscheidung wäre nie getroffen worden. In allen Fragen, wie man die im Fernen Osten lauernde Gefahr abwehren solle, wurde eine volle und hinsichtlich der Methoden dieser Abwehr sehr weitgehende Übereinstimmung erzielt. Das ist es, worauf es ankommt, und ein größerer Gewinn für unsere Politik ist nicht denkbar."

In der NEW YORK TIMES schrieb James Reston: „Nachdem sich Truman und Churchill über eine gegenseitige Zusammenarbeit geeinigt haben, haben sie Acheson und Eden ersucht, dieses Prinzip in einigen besonderen Fällen anzuwenden. Einer dieser Fälle betrifft Japans Zukunft. Acheson bat die Briten um ihre Zustimmung dazu, daß der chinesischen Nationalregierung Tschiang Kai Scheks gestattet wird, den japanischen Friedensvertrag für Formosa zu unterzeichnen. Aus einer ganzen Anzahl von Gründen widersetzte sich Eden diesem Verlangen: zum ersten haben die USA und Großbritannien im letzten Sommer vereinbart, daß man es Japan freistellen wolle, einen Friedensvertrag mit der Nationalregierung oder Rotchina auszuhandeln oder nicht auszuhandeln. Eden bat nicht darum, daß die Rotchinesen in diesen Vertrag eingeschlossen würden, sondern nur darum, daß die britisch-amerikanische Vereinbarung eingehalten werde, da es auf lange Sicht gesehen das Beste für die Beziehungen des Westens zu Japan sei, wenn man diesem die Freiheit lasse, darüber selbst zu entscheiden. Trotzdem übte Acheson in diesem Punkt insofern einen Druck aus, als er erklärte, der Senat werde den japanischen Friedensvertrag bereitwilliger unterzeichnen, wenn Tschiang Kai Schek

gestattet werde, daran teilzuhaben. Die Briten merkten, daß sie hier sehr wenig ausrichten konnten; sie konnten wegen dieser Angelegenheit nicht gut mit den USA brechen, da sie deren militärische und finanzielle Hilfe brauchten. Daher bequemten sie sich dazu, sich den amerikanischen Wünschen anzupassen, auch wenn sie fühlten, daß dieser Beschluß grundlegend falsch war. Kurz gesagt: das, was nicht ausgesprochen wurde, war ebenso wichtig wie das, worüber gesprochen wurde."

In Großbritannien fragte man sich vor allem: „Welche Verpflichtungen hat Churchill jetzt für uns übernommen, und sind wir nicht wegen dieser in Washington eingegangenen Verpflichtungen jetzt dem Kriege näher als vorher?" In der Unterhausdebatte vom 5. Februar 1952 äußerte sich Attlee außerordentlich kritisch zu einigen dieser Fragen: „Nach seiner Rückkehr hat Churchill uns eine kurze Verlautbarung übergeben, die dem Vernehmen nach noch erweitert werden soll. Jedermann hierzulande war erstaunt über den Unterschied zwischen dem Ton dieser Verlautbarung und dem seiner Rede vor dem Kongreß. Die NEW YORK TIMES hat am 31. Januar erklärt: ‚Premierminister Churchill hat ein gutes Beispiel dafür gegeben, wie man das gleiche auf zwei verschiedene Arten sagen kann . . . Einem guten Kaufmann gleichend, der seine verschiedenen Kunden auf verschiedene Weise bedient, legte er seine Ware zu deren Vorteil erst in Washington, dann in London vor.' Wir aber fragen uns, ob dies wirklich dieselbe Ware ist. So verhält sich vielleicht ein guter Kaufmann, nicht aber ein guter Staatsmann. Der sehr ehrenwerte Gentleman hat zwei Erklärungen in derselben Sache abgegeben; diese Erklärungen werden in beiden Ländern verschieden ausgelegt, obwohl es das einzige Ziel dieses Besuches war, eine Verständigung in allen, beide Staaten gemeinsam berührenden Fragen zu erzielen. Man kann nicht daran zweifeln, daß man in den USA diesen Eindruck hatte. Die Rede des Premierministers wurde als entschiedener Hinweis auf eine Wendung der britischen Politik verstanden. Ein amerikanischer Publizist äußert sich darüber folgendermaßen: ‚Sofortige, wirkungsvolle und entschlossene Aktion: dieser Satz wurde hier so ausgelegt, daß Großbritannien bereit war, sich gemeinsam mit den USA etwa an einer Bombardierung mandschurischer Flughäfen oder der Blockierung der chinesischen Küste zu beteiligen. Die in der Opposition stehende britische Labour-Partei hat diese Verpflichtung ebenso verstanden.' — Nicht nur die Labour-Partei, möchte ich sagen. — Der Amerikaner fährt fort: ‚Gestern wurde uns erklärt, daß keinerlei definitive oder formale Verpflichtungen eingegangen worden seien, obwohl man übereinstimmend der Ansicht war, daß die Verletzung des Waffenstillstandes eine sehr

ernste Lage heraufbeschwören könnte.' Wir sollten aber nun wissen, ob sich die Haltung der britischen Regierung entscheidend gewandelt hat. Die NEW YORK HERALD TRIBUNE meint: ‚Großbritannien wird einen direkten Angriff auf chinesische Zentren nach Kräften unterstützen, obwohl es sich vorher diesem Plan MacArthurs entschieden widersetzte.' Der KANSAS CITY STAR nannte dies ‚einen beträchtlichen Unterschied zu der vorher bezeigten Haltung'. Der Erfolg solcher Feststellungen ist, daß man bei uns über die Rede des Premierministers sehr beunruhigt ist. Als aber der sehr ehrenwerte Gentleman wieder zuhause ist, hält er eine Rede, die in einer völlig anderen Tonart gehalten ist, und er berichtet uns sogar, daß es überhaupt keine Veränderungen gebe. Man hat sich nun zu fragen: handelt es sich hier nur um einen Wechsel in den kaufmännischen Methoden oder gibt es da wirklich einen Unterschied? Ich muß gestehen, daß es mir, als ich diese Rede las, erschien, als wolle er — verständlicherweise — seinem Auditorium gefallen. Ich werde aber den Gedanken nicht los, daß er damit darauf hinzielte, unser Land den Amerikanern im Falle eines Krieges als Verbündeten anzubieten — wenn auch als einen nicht sehr bedeutenden. Es ist doch frappierend, daß er in seiner Rede die Vereinten Nationen nur ein einziges Mal erwähnte und das nur, um zu unterstreichen, daß die USA sich mit dem allergrößten Nachdruck auf eine Aktion zur moralischen Unterstützung der Vereinten Nationen eingelassen haben. Man könnte vermuten, daß es sich hier lediglich um einen Streit zwischen den USA und Rotchina handelt, doch wäre dies ein völlig falscher Eindruck. Ferner erklärte der Premierminister an die Adresse der USA: ‚Wir nehmen unseren Platz an Ihrer Seite ein.' Das ist zwar alles schön und gut, unser Platz ist aber auch an der Seite anderer Nationen. Wir haben die Vereinten Nationen in Gemeinschaft mit anderen Staaten unterstützt. Als Truman und Churchill über die nächsten Schritte diskutierten, sah es beinahe so aus, als ob die USA und wir uns darüber einig werden sollten; damit aber entzieht sich diese von den USA und anderen Nationen unternommene Aktion zugunsten der Vereinten Nationen unserer Handlungsfreiheit. Wir haben dabei auch noch die sehr verschiedenen Strömungen in den USA zu berücksichtigen. Jene Kräfte, die einen Waffenstillstand wünschen und an eine Begrenzung dieses Krieges glauben, müssen mit allen Mitteln unterstützt werden, und es darf nicht der Gedanke aufkommen, daß man denen, die gegenteiliger Ansicht sind, irgend eine Hilfe angedeihen lassen werde. In unserem Volk gibt es Gruppen mit sehr verschiedenartigen Ansichten. Da sind die der Gewalt geneigten Antikommunisten und da sind die Leute, die ungeduldig erklären ‚Laßt uns Schluß machen!' Es gibt auch

Leute, deren Augen mehr auf den Osten als auf den Westen gerichtet sind. Wir sind in der Gefahr, in einen Krieg hineingezogen zu werden, den niemand wünscht, und es wurde auf beiden Seiten des Hauses — wie ich annehme von uns allen — als gewaltiger strategischer Mißgriff angesehen, diese Aktion im zähen Schlamm eines Krieges gegen Rotchina versinken zu lassen."

Attlee lebte offensichtlich in der Furcht, daß sich Churchill auf eine völlig andersartige Politik eingelassen hatte, noch dazu eine gefährlichere als die, welche die Labour-Regierung verfolgt hatte.

Es fiel Churchill zu, die Nachricht vom Tode des Königs offiziell zu verkünden; diese Pflicht hatte er bereits einmal 40 Jahre zuvor erfüllen müssen, als er Innenminister der liberalen Regierung gewesen war. Hier bot sich ihm die Gelegenheit, eine seiner klangvollen Reden zu halten. Zyniker unter den Unterhausabgeordneten bemerkten, daß er jede Minute der eine Woche währenden, endlosen Trauerzeremonien genoß. Schließlich war er ja Großbritanniens Premierminister, und diese historische Stunde verlangte nach tönender Rhetorik, deren anerkannter Meister er war. Seine Stimme bebte vor Rührung, als er über den Rundfunk und im Unterhaus über König Georg VI. und dessen Platz in der Geschichte sprach. Im Unterhaus sagte er: „Mit dem Ende der viktorianischen Aera traten wir in eine Epoche ein, die wir meiner Meinung nach ‚das schreckliche zwanzigste Jahrhundert' nennen müssen. Seine erste Hälfte ist, erfüllt von furchtbaren Erschütterungen, an uns vorübergezogen. Wir haben sie auf unserer Insel, dem Mittelpunkt eines über die ganze Erde verstreuten Reiches, durchgestanden, nachdem in vielen anderen Ländern die Macht des Staates erschüttert oder zusammengebrochen und von anderen Gewalten und Systemen ersetzt worden war. Keiner der britischen Monarchen, die in unserem Gedächtnis fortleben, hatte Schwereres zu erleiden als König Georg VI . . . Jede Minute des letzten Krieges durchlebte der verstorbene Monarch mit einem Herzen, das niemals zitterte und einem Geist, der niemals erschrak. Ich, der ihn so oft sah, weiß, daß er offenen Auges und mit wachem Verständnis die Wechselfälle dieses furchtbaren Krieges verfolgte, und daß er sich danach sehnte, selbst mit der Waffe in der Hand zu kämpfen. So vergingen die entscheidenden Jahre seiner Regierungszeit und wieder krönte ein Sieg den Streit. Unser Land hatte sein Letztes gegeben, weit mehr als jedes andere Land und über einen längeren Zeitraum hinweg. Wir hatten in Ehren gesiegt und uns den Respekt der ganzen Welt gewonnen, der Sieger wie der Besiegten, der Freunde wie der Feinde."

Diese Rede war nicht allein eine Lobeshymne für den toten König, sondern auch eine auf Churchill selbst. Er sprach dann von

der neuen Königin: „Eine schöne, jugendliche Gestalt, eine Prinzessin, Frau und Mutter ist der Erbe aller unserer ruhmreichen Traditionen, die jetzt noch ruhmvoller sind als in ihres Vaters Tagen und trotz all der Wirrnisse und Gefahren, die wir nun erleben, in Friedenszeiten niemals bedeutender waren als jetzt. Sie ist auch die Erbin aller Macht unseres großen Reiches und kann der Loyalität seiner Bürger gewiß sein. Sie gelangt zu einer Zeit auf den Thron, da die gemarterte Menschheit auf unsicheren Füßen zwischen der Katastrophe und dem goldenen Zeitalter dahinwankt. Daß ein goldenes Zeitalter, in dem Kunst und Wissenschaften blühen, kommen möge, können wir nur hoffen. Wissenschaft und Technik sollen dabei Helferinnen sein, doch wenn ein wahrer, dauerhafter Frieden käme, wenn die Völker dieser Erde einander nur in diesem Frieden leben ließen, könnte kaum zu erträumender Wohlstand, könnten Kultur und schöpferische Muße vielleicht sogar leicht und schnell zu allen Menschen in jedem Lande dieser Erde kommen und sich unter ihnen immer schneller verbreiten. Laßt uns hoffen und dafür beten, daß die Thronbesteigung der Königin Elisabeth II. das Signal für diese großen Hoffnungen der Menschheit sein möge."

Kein anderer Bürger Großbritanniens kam Winston Churchill in der Macht der Rede gleich. Kenner parlamentarischer Ansprachen erklärten, daß diese Rede des Anlasses würdig gewesen sei, daß sie als ein weiteres Meisterstück in die Geschichte eingehen werde, wohl wert, in eine Anthologie der Reden Churchills aufgenommen zu werden.

In den Wandelgängen des Unterhauses gab man sich Vermutungen darüber hin, ob Churchill angesichts der Emotionen, die der Tod des Königs und die Thronbesteigung der Königin aufgerührt hatten, es möglicherweise wagen würde, sofort Wahlen anzusetzen, aus denen die Konservativen mit einer noch stärkeren Mehrheit hervorgehen konnten.

Der Kalte Krieg schlägt auf Churchill zurück

In seiner Rede in Fulton hatte Churchill den Begriff „Eiserner Vorhang" geprägt, um die sowjetischen Methoden der Geheimhaltung, der Einreisebehinderungen und der Unterbindung der Freizügigkeit der eigenen Bevölkerung zu beschreiben. Gleichzeitig verlangte er eine aktive Politik und eine angemessene Rüstung, um jegliche Aggressionsgelüste der Russen zu unterbinden. Dieses Verlangen war der Beginn des „Kalten Krieges".

Man muß gerecht sein und darf Churchill nicht allein die Verantwortung für diese Entwicklung und deren Folgen aufbürden.

Stalin hatte nach Potsdam und dem Waffenstillstand mit Japan bedeutenden Starrsinn bewiesen, er hatte mit einer im Februar 1946 gehaltenen Rede den kapitalistischen Ländern den Fehde=handschuh hingeworfen und den Eisernen Vorhang vor seinem Machtbereich herabgelassen. Der Kalte Krieg begann ernstlich erst nahezu ein Jahr nach der Fulton=Rede, als er formell mit der Truman=Doktrin erklärt wurde, die der Präsident der USA drin=gend benötigte, um seine Popularität, die zu dieser Zeit auf ihrem Tiefpunkt angelangt war, zurückzugewinnen. Das Truman=Pro=gramm wurde ideologisch gestützt von der „Eindämmungs"=Dok=trin, die der damals unter dem Pseudonym „Mr. X." schreibende amerikanische Diplomat George F. Kennan entwickelt hatte; Ken=nan fand begeisterte Helfer in dem Senator Arthur H. Vanden=berg und den Republikanern, die für eine gemeinsame Politik beider großer Parteien eintraten. Der schärfste Kritiker dieser Doktrin war der sehr bekannte amerikanische Publizist Walter Lippman.

Trotzdem bleibt die Tatsache, daß Churchill der „Johannes der Täufer des Kalten Krieges" war und sich diese Haltung so lange zur Ehre anrechnete, wie England aus dem Kalten Krieg mehr Vorteile als Nachteile hatte. Für einen bestimmten Zeit=raum war der unmittelbare Gewinn auch sehr beträchtlich. Eng=land erhielt 1946 von den USA Anleihen und andere Zuschüsse im Betrag von weit mehr als sechs Millionen Dollar. Später bekam es auf dem Weg über den Marshall=Plan viele Milliarden mehr und dazu noch bedeutende Beihilfen aus dem NATO=Pro=gramm.

Letztlich wurde jedoch der Preis, den Großbritannien für den Kalten Krieg zu entrichten hatte, so hoch, daß er nicht mehr ge=tragen werden konnte. Auf diesen Umstand verwiesen zuerst Aneurin Bevan und andere Mitglieder des linken Flügels der Labour=Partei, anfänglich zum großen Ärger Churchills wie Att=lees. Zu einem späteren Zeitpunkt war jedoch Churchill gezwun=gen, die bittere Wahrheit einzugestehen, vor allem, als er im November 1951 Führer der Regierung geworden war.

Die Kosten des weitgesteckten Wiederaufrüstungsprogrammes erwiesen sich als zu hoch für ein Land, das im Krieg verarmt war und eine schwere Last nichtmilitärischer Ausgaben, vor allem für seine umfassende Sozialversicherung, zu tragen hatte. Die militärischen Ausgaben kamen den direkten Hilfen, die Groß=britannien von den USA erhielt, gleich oder übertrafen sie sogar noch. Trotz dieser Riesenlasten mußte Churchill 1953 zugeben, daß nicht eine einzige aktive, gut ausgerüstete Division auf den bri=tischen Inseln stand.

Vielleicht noch schwerwiegender waren die im Zuge des Kalten Krieges und des Korea-Krieges eintretenden Außenhandelsverluste. Englische Waren fanden in Westeuropa nur einen kleinen Markt, und der nordamerikanische, einschließlich dem kanadischen, war wegen der hohen Schutzzölle der USA nur sehr begrenzt nutzbar zu machen. Auf den Märkten Südamerikas stieß man auf härteste Konkurrenz und wurde dazu von der antibritischen Einstellung mancher Regierungschefs sehr behindert. Am ehesten waren die Erzeugnisse der britischen Industrie noch unter den Hunderten von Millionen Bewohnern Mittel- und Osteuropas sowie Asiens zu finden. Dieses weite Betätigungsfeld für den britischen Außenhandel war wegen des Kalten Krieges und des Korea-Krieges nahezu versperrt. Die Krise nahm solch bedrohliche Formen an, daß der konservative Schatzkanzler Butler den Satz „Handel, nicht Hilfe" prägte, ein Hinweis darauf, wo die Lösung der industriellen und finanziellen Probleme Englands lag. Butlers Haushaltsrede vom April 1953 wurde gut aufgenommen, weil sie vorgab, daß eine fühlbare Verbesserung der wirtschaftlichen Situation zu erwarten sei; nichts in ihr wies aber darauf hin, daß auch nur ein wichtiges Problem gelöst worden war oder daß England sich jetzt gar auf dem Wege zu dauerndem Wohlstand befand.

Das Risiko, das der Kalte Krieg barg, daß nämlich die Sowjetunion die NATO-Staaten aus heiterem Himmel heraus angreifen könne, war noch alarmierender als der Verfall der britischen Wirtschaft und des Exportes. Im September verkündete Rußland, daß es die Atombombe besitze; außerdem wurde bekannt, daß es bei der Produktion sehr wirkungsvoller Fernlenkwaffen große Fortschritte machte und sich dazu auf den Bakterienkrieg vorbereitete. 1953 schätzten zuverlässige Experten, daß die Sowjetunion einen hinreichend großen Vorrat an Atombomben angesammelt hatte und jederzeit imstande war, einen alles verwüstenden Überraschungsangriff auf seine Gegner auszulösen. Im Sommer 1953 wurde zu allem Überfluß bekannt, daß die Russen auch das Problem der Fabrikation von Wasserstoffbomben gemeistert hatten. Da Großbritannien die wichtigste Basis der Atombomber der USA in Europa ist, war es nur folgerichtig, zu erwarten, daß ein solcher Überraschungsangriff sich auf die Insel konzentrieren werde. Der von Churchill sehr geschätzte Captain Liddell Hart bekräftigte diese Ansicht in einigen scharfen Aufsätzen in britischen Zeitungen. Seitdem steht es fest, daß England bei Ausbruch eines von einem russischen Überraschungsangriff eingeleiteten Dritten Weltkrieges das erste und wichtigste Ziel sein wird. Die Hoffnung darauf, daß die USA zur Wiedervergeltung imstande sein würden,

bot für Großbritannien, das in einer einzigen Nacht von russischen Atombomben schlimmer verwüstet werden würde als durch die jahrelangen Bombenangriffe der deutschen Luftwaffe, wenig Verlockungen.

Churchill wußte besser wie jeder andere, wie töricht und falsch die Versicherung Staatssekretär Achesons in seiner Abschiedsadresse an den amerikanischen Kongreß vom Anfang des Jahres 1953 war, die NATO-Streitkräfte in Europa seien der Aufgabe gewachsen, jeden Versuch eines russischen Angriffs auf Westeuropa zu stoppen. Churchill wußte nur zu gut, daß diese Streitkräfte in Wirklichkeit gegen einen Angriff der Russen zu Lande keinen beträchtlichen Widerstand leisten konnten. Englands militärische Macht war über ganz Asien und Afrika verstreut, das Land besaß noch nicht einmal eine einzige schlagbereite Division, um die Insel gegen den Angriff von Fallschirm- und Luftlandetruppen zu verteidigen. Frankreich, das im Frühjahr 1940 so schnell zusammengebrochen war, obwohl in der Maginot-Linie gegen hundert gutausgerüstete Divisionen standen, hatte die meisten seiner Kampfverbände im Indochina-Krieg verbraucht und verfügte über nur zehn gutausgerüstete Divisionen. Italien war als Militärmacht von untergeordneter Bedeutung und die politischen Hindernisse, die sich einer Wiederbewaffnung Westdeutschlands entgegenstellten, erschienen nahezu unüberwindlich. Es war unwahrscheinlich, daß die über einen weiten Raum verteilten und relativ schwachen Kampfgruppen der US-Armee in Westeuropa eine russische „Dampfwalze" von über hundert Divisionen zurückdrängen konnten. Diese russischen Divisionen waren kampferprobt und bereit, jeden Augenblick durch den Eisernen Vorhang hindurch vorzustoßen, mit Hunderten von Divisionen hinter sich, die eingesetzt werden konnten, falls dies notwendig werden sollte. Churchill zog daraus den Schluß, daß es allzu riskant war, die Sowjetunion noch weiter zu provozieren; Großbritannien durfte damit nicht fortfahren, sollte es noch eine Hoffnung geben, die Kriegsdrohung abwenden zu können. Ferner war zu bedenken, daß das britische Volk sehnsüchtig auf Frieden wartete. Das durch den Kalten Krieg noch verschlimmerte karge Leben, das es führte, die wachsende Last der Aufrüstung und die tödliche Furcht vor der russischen Atombombe trugen alle dazu bei, daß sich dieses Gefühl noch verstärkte. Churchill wagte nicht, es der Labour-Partei zu überlassen, diesen wachsenden Hang nach friedlichen Lösungen der sich verdichtenden Spannungen dienstbar zu machen. Obwohl er sein ganzes Leben lang in Kriegszeiten sein Volk geführt hatte, mußte Churchill jetzt den Kreuzfahrer für den Frieden spielen und eine gütliche Beilegung des Konfliktes anstreben.

Aus diesem Grund war, als Churchill im Oktober 1951 in den Kampf um die Parlamentswahlen eintrat, eines seiner stärksten Argumente zugunsten der Konservativen die Versicherung, daß die Zeit für eine Gipfelkonferenz mit Stalin gekommen sei; man müsse sich über die Schritte klarwerden, die unternommen werden sollten, damit ein Dritter Weltkrieg, der Großbritannien ruinieren würde, verhindert werde. Nach dem Wahlsieg der Konservativen von 1951 war Churchill, als er wieder auf dem Stuhl des Premierministers saß, allerdings nicht mehr allzu besorgt um diese Gipfelkonferenz. Er tat nichts, dieses Gespräch mit Stalin, das er in seinen Wahlreden so beredt gefordert hatte, herbeizuführen. Unterhausmitglieder der Arbeiterpartei befragten ihn wegen dieser unerklärlichen Verzögerung. Mittlerweile hatte Stalin einem Korrespondenten der NEW YORK TIMES erklärt, daß er grundsätzlich einer Gipfelkonferenz zustimme.

Am 9. Februar 1953 wurde Churchill vom Verfasser dieses Buches gefragt, ob er die offizielle Erklärung Stalins aufmerksam studiert habe, dieser glaube noch immer daran, daß ein Krieg nicht unvermeidlich sei, und er würde ein Treffen der Staatsführer zur Diskussion der internationalen Lage begrüßen. Churchill möge sagen, welche Schritte seiner Ansicht nach getan werden sollten, um ein solches Treffen zustande zu bringen.

Churchill antwortete: „Ich bin selbstverständlich stets bereit, alle Vorschläge zu überdenken, die geeignet sein könnten, die Spannungen zu vermindern, doch die von der Sowjetunion eingenommene Haltung ermutigt mich nicht in dem Glauben, daß ein Treffen wie das hier vorgeschlagene unter den gegenwärtigen Umständen den gewünschten Erfolg haben würde." Der offizielle Parlamentsbericht gibt die nun folgenden Fragen und Antworten wieder:

Mr. Emrys Hughes: „Hat der Premierminister vergessen, daß er in mindestens einem halben Dutzend wichtiger Reden am Vorabend der letzten Wahlen auf eine Zusammenkunft mit Herrn Stalin gedrängt hat? Erinnert er sich noch daran, daß Herr Stalin zu Beginn dieses Jahres erklärt hat, er werde ein solches Treffen begrüßen? Warum weicht der Premierminister jetzt aus? Warum tut er sich nicht mit Herrn Stalin zusammen und lädt Präsident Eisenhower ein?"

Der Premierminister: „Ich glaube, wir müssen versuchen, die Situation, so wie sie sich entwickelt hat, zu verstehen. Hierzulande hätten wir sehr hartnäckige Vorurteile zu überwinden, die es erschweren würden, Gespräche mit Regierungsoberhäuptern zu führen, wenn zum Beispiel so viele unserer besten Doktoren beschuldigt würden, so viele unserer besten Politiker vergiftet zu

haben.“ (Anspielung auf die Moskauer Ärzteprozesse kurz vor Stalins Tod. Anmerkung des Übersetzers.)

Mr. Shinwell: „Da offenkundig die Einstellung der Sowjetregierung weder besser noch schlechter ist als zu der Zeit, da der sehr ehrenwerte Gentleman zuerst eine Zusammenkunft mit Herrn Stalin vorschlug, warum entzieht er sich nun dem Vorschlag, mit den Sowjets zusammenzukommen?“

Der Premierminister: „Ich bin mir nicht sicher, ob ich hier ausweiche.“

Mr. Shinwell: „Sie tun es, und zwar so schnell, wie Ihre Beine Sie tragen.“

Der Premierminister: „Ich glaube, es hat für eine solche Konferenz vor zwei Jahren einen besseren Augenblick gegeben und auch noch mehr als zwei Jahre zuvor, als er sich jetzt anbietet.“

Mr. Shinwell: „Ist es nicht so — und warum beruft sich der sehr ehrenwerte Gentleman eigentlich nicht darauf —, daß er diese Frage vor allem darum stellte, weil er damals in der Opposition stand, nun aber, da er wieder in der Regierung sitzt, seine Meinung darüber geändert hat?“

Der Premierminister: „Eine Unterschiebung von Motiven ist immer sehr fragwürdig und kann in diesem Falle mit Geringschätzung übergangen werden.“

Brigadegeneral Medlicott: „Wenn ich einige der Dinge, die während des Wahlkampfes über meinen ehrenwerten Freund gesagt wurden, überdenke, scheint es mir doch klar zu sein, daß die beiden hier gestellten Fragen im Grunde ein wohlverdientes Lob für die Fähigkeiten des Premierministers als eines Friedensbringers sind.“

Mr. Emrys Hughes: „Will uns der Premierminister nun weismachen, daß er nur darum in diesem Zeitpunkt gegen diese Zusammenkunft ist, weil er nicht wünscht, von einem sowjetischen Arzt behandelt zu werden? Weiß er nicht, daß, wenn er sich in Moskau von einem sowjetischen Arzt behandeln ließe, wir all das, was folgen könnte, mit der an uns gewohnten Tapferkeit tragen würden?“

Der Premierminister: „Falls alle anderen Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt würden, könnte ich ohne weiteres meinen eigenen Hausarzt mitnehmen.“

Während der nächsten Wochen, die diesem Rededuell folgten, wurde Churchill von Unterhausabgeordneten der Labour-Partei sehr heftig mit Fragen bedrängt, weigerte sich aber, irgendwelche weitere Schritte zu tun. Man nahm an, daß er darum zögerte, weil er wußte, daß er für eine solche Initiative in den USA nicht gelobt werden würde.

Bis zu Stalins Tod — am 6. März 1953 — tat Churchill nicht das geringste, ein Treffen mit dem Chef der Sowjetregierung zustande zu bringen. Er ließ es auch zu, daß die Gelegenheit von Stalins Tod vorbeiging, ohne daß er sich vor der Öffentlichkeit zu diesem Ereignis äußerte. Dies war für ihn höchst ungewöhnlich, da ein Mann, mit dem er im Krieg so eng zusammengearbeitet hatte, nun in die Geschichte eingegangen war.

Als einige Wochen nach Stalins Tod dessen Nachfolger den Eisernen Vorhang ein wenig lüfteten und bündige Vorschläge — ob ehrlich gemeint oder nicht tut hier nichts zur Sache — für ein besseres Verständnis mit dem Westen machten, war Churchill zu Schritten gezwungen, die auf der Linie seiner Zusicherungen vor der Wahl lagen. Am 11. Mai 1953 hielt er seine wohl bedeutendste außenpolitische Rede der Nachkriegszeit. Er schlug vor, eine Konferenz auf höchster Ebene zwischen den führenden Mächten ohne Verzögerung einzuberufen. Es sollte dabei kein starres Verhandlungsschema, keinen Wirrwarr von Details und keine Armee von Beamten geben. Die Zusammenkunft sollte auf die geringstmögliche Zahl von Mächten und Personen beschränkt bleiben, und man sollte sich dazu entschließen, so formlos und abgeschlossen wie möglich zu verhandeln. Churchill schlug ferner vor, daß die Prinzipien des Locarno-Vertrages von 1925 sowohl auf Rußland wie auf Deutschland angewendet werden sollten. Die NATO-Staaten sollten aufgefordert werden, sich gegen jeden Aggressor zu verbünden.

Vielleicht der bemerkenswerteste Punkt in Churchills Rede war der entschlossene Verzicht auf die Forderung nach „bedingungsloser Übergabe" im Falle einer Auseinandersetzung mit der Sowjetunion, eine Haltung, die sich auch Präsident Eisenhower zu eigen zu machen schien, zumindesten durch die Art seiner Antwort auf die russischen Vorschläge. Churchill erklärte dazu: „Ich halte es für einen Irrtum, anzunehmen, daß mit der Sowjetunion nichts geregelt werden könne, bevor nicht zuvor alles geregelt ist."

Obwohl Churchill keineswegs hoffte, daß man im Verlaufe einer ersten dieser Konferenzen eine völlige Übereinstimmung mit den Russen erzielen werde, war er doch des Glaubens, daß wenigstens eine bessere Stimmung aufkommen werde und damit die Grundlage für weitere und erfolgreichere Gespräche gelegt werden könnte. „Die Konferenzteilnehmer könnten vielleicht zu der Annahme gelangen, daß man Besseres tun sollte, als die menschliche Rasse in ihrer Gesamtheit in die Luft zu sprengen. Zumindesten würde man in einen näheren Kontakt zueinander treten, und im allerbesten Falle wäre man vielleicht imstande, den Frieden für eine Generation zu gewinnen. Ich sehe nicht ein, warum jemand

Angst davor haben sollte, wenigstens einen Versuch in dieser Richtung zu machen." Churchills sehr nachdrückliche Forderung nach einer Gipfelkonferenz wurde von den Labour-Abgeordneten herzlicher aufgenommen als von den Konservativen.

Churchill nahm auch hinsichtlich der Beendigung des Korea-Krieges eine ebenso gemäßigte und versöhnliche Haltung ein: „Ich würde für den Augenblick schon mit einem Waffenstillstand und einer Feuereinstellung zufrieden sein . . . Nord- wie Südkoreaner haben einander Schlimmstes angetan, wenn aber beide nur dort stehenbleiben würden, wo sie jetzt sind, wenn sie auf Kampfhandlungen verzichten und versuchen würden, eigene Truppen anstelle der fremden zu setzen . . ., könnte sich die Zeit wiederum als Heiler erweisen."

Der ehemalige Premierminister Clement Attlee, jetzt Führer der Labour-Opposition, stimmte Churchill aus ganzem Herzen zu, doch beunruhigten ihn die Kommentare Senator McCarthys und anderer amerikanischer führender Politiker, die eine aggressivere Haltung gegen Rotchina empfahlen und seiner Auffassung nach alles taten, um eine Beilegung des Korea-Konfliktes zu vereiteln. Attlee erklärte in bezug auf die USA: „Es fällt manchmal schwer, festzustellen, wer dort die wahre Macht in Händen hat. Man muß sich hin und wieder fragen, wer mächtiger ist: der Präsident oder der Senator McCarthy." Der letztere hatte die Führung bei dem Versuch übernommen, den britischen Handel mit Rotchina völlig zum Erliegen zu bringen. Attlee übte dann Kritik an denjenigen, die er als amerikanische Extremisten betrachtete, die nichts anderes im Sinne hatten, als den Waffenstillstand in Korea zu hintertreiben: „Meine Informationen deuten darauf hin — ich kann mich allerdings irren —, daß die Chinesen eine Beilegung des Konfliktes wünschen. Ich glaube, daß auch die amerikanische Regierung das wünscht, doch gibt es in den USA Gruppen, denen ein friedlicher Ausgleich unerwünscht ist. Es gibt dort drüben Leute, die einen großen Krieg gegen China und den gesamten kommunistischen Machtblock herbeisehnen, und da ist auch noch die sehr einflußreiche Tschiang-Kai-Schek-Lobby. Wir täten sehr gut daran, diesen Tatsachen ins Gesicht zu blicken."

Attlee verlangte den Beitritt Rotchinas zu den Vereinten Nationen und daß ihm erlaubt werde, als einer der Großen Fünf an den UNO-Konferenzen teilzunehmen. Hier unterbrach Churchill Attlee: „Nicht, während der Krieg noch andauert." Attlee erwiderte: „Nein, aber bald nach dem Waffenstillstand." Das schien Churchill zu genügen.

Kurz danach, am 21. Mai 1953, kündigte Churchill im Unterhaus an, daß er, Präsident Eisenhower und der französische Mini-

sterpräsident übereingekommen seien, bald nach dem 15. Juni auf den Bermuda-Inseln zusammenzutreffen, um über wichtige internationale Probleme und im Zusammenhang damit über die Ratsamkeit und Möglichkeit einer Gipfelkonferenz mit den Vertretern der Sowjetunion zu sprechen:

Der Premierminister: „Präsident Eisenhower hat den Wunsch geäußert, mit dem französischen Ministerpräsidenten und mir zu einem Gespräch über die uns gemeinsam angehenden Fragen zusammenzutreffen. Die Regierung Ihrer Majestät glaubt, daß zu diesem Zeitpunkt ein solcher Meinungsaustausch nur von Vorteil sein könnte. Es wurde angedeutet, daß die Bermuda-Inseln, auf denen sich ein amerikanischer Stützpunkt befindet, ein geeigneter Treffpunkt wäre. Ein Datum kurz nach dem 15. Juni würde dem Präsidenten sehr angenehm sein und Ihrer Majestät Regierung könnte bis dorthin die Gespräche mit den Premierministern des Commonwealth zu Ende bringen, da wir uns über unsere Pläne bereits weitgehend einig sind. Es wurden dementsprechende Dispositionen getroffen, doch muß das genaue Datum noch bestimmt werden. Ich habe selbstverständlich Ihre Majestät gebeten, das Vereinigte Königreich zu diesem Zweck zu verlassen und die Erlaubnis auch erhalten."

Mr. Attlee: „Ich bin mir sicher, daß das gesamte Haus die Mitteilung über ein Zusammentreffen mit Präsident Eisenhower und dem französischen Ministerpräsidenten begrüßen wird, möchte aber den Premierminister fragen, ob er sich Gedanken darüber gemacht hat, daß dies die Präliminarien zu einem Gespräch mit Herrn Malenkow und anderen Leuten sein könnten. Wir alle wünschen sehr, in Gespräche zwischen Vertretern beider Machtblöcke eintreten zu können."

Der Premierminister: „Es ist meine größte Hoffnung, daß wir einen entscheidenden Schritt auf eine weit gewichtigere Zusammenkunft hin tun können."

Diese Ankündigung wurde von allen Teilen des Hauses mit lautem Beifall aufgenommen, vor allem von den hinteren Bänken der Labour-Partei. Man schien dort anzunehmen, es sei jetzt einiges getan worden, was der Welt den Frieden bringen konnte.

Beinahe über Nacht war aus Winston Churchill, den die Briten als Mann des Krieges kannten, ein Mann des Friedens geworden! In den USA war man sich darüber im Zweifel, doch in Europa war wenig von diesen Zweifeln zu bemerken. Pietro Nenni, der italienische Sozialistenführer, sandte dem britischen Premier ein tiefgefühltes Danktelegramm.

Kurz danach nahm die Konservative Partei der Labour-Partei bei den Nachwahlen in Sunderland einen Sitz ab. Das Zentralbüro

der Konservativen Partei verbreitete mit Genugtuung, daß dies die erste Nachwahl gewesen sei, die nach dem Krieg gewonnen wurde; dies sei darauf zurückzuführen, daß es den Sozialisten nicht mehr länger möglich sei, Churchill als Kriegstreiber zu brandmarken.

Churchills Vorschlag für eine Gipfelkonferenz mit den Sowjetrussen und eine vorhergehende Konferenz auf den Bermuda-Inseln stieß bei den amerikanischen Extremisten auf erbitterten Widerstand; sie verlangten eine bedingungslose Kapitulation der Sowjetunion und Rotchinas vor den Forderungen des Westens und waren, falls diese Staaten nicht klein beigeben sollten, für den Krieg. In den USA erklärten einflußreiche Gruppen, Churchill plane auf den Bermudas ein zweites „München".

Einsichtigere amerikanische Publizisten und Politiker sahen in Churchills Vorschlag den vielversprechendsten Friedensplan, seitdem der Kalte Krieg nach der Erklärung Präsident Trumans vom 12. März 1947 begonnen hatte. Sie glaubten, daß Churchills neue Haltung sich als der einzige Faktor erweisen werde, der stark genug sei, die kriegslüsterne „Asien-zuerst"-Fronde in den USA in ihre Schranken zu verweisen. Die amerikanischen Gemäßigten beobachteten mit einiger Genugtuung, daß Großbritannien, das die USA in zwei Weltkriege hineingezogen hatte, nun alles tat, um sie aus einem Dritten Weltkrieg herauszuhalten.

Diese Auseinandersetzungen zeigten, daß sich zwischen der britischen und der amerikanischen Außenpolitik eine tiefe Kluft aufgetan hatte; in Großbritannien neigte man wesentlich stärker zu Versöhnlichkeit und Angleichung, obwohl man sah, daß jede einigermaßen vernünftige Haltung von einflußreichen Kreisen der USA als „Appeasement" verleumdet wurde.

Die Bermuda-Konferenz wurde verschoben, unter anderem darum, weil Frankreichs Staatspräsident nicht imstande war, einen Ministerpräsidenten zu finden, hinter dem die Mehrheit des Parlaments stand.

Am 27. Juni wurde dann gemeldet, daß Churchills Ärzte dem 78jährigen Premierminister für mindestens einen Monat völlige Ruhe verordnet hatten. Es war aber nun bereits bekannt, daß Churchill die Exzesse des Kalten Krieges und die uneinsichtige Haltung der amerikanischen Extremisten zum Korea-Krieg heftig tadelte. Vielleicht hatte er sich zu spät in die vorderste Front derer eingereiht, die an die Möglichkeit glaubten, die Drohung eines Dritten Weltkrieges mit dem Mittel friedlicher Konferenzen zum Verschwinden bringen zu können. Sei dem wie dem sei: für diese Tat wird man seiner länger und dankbarer gedenken als für jede seiner Taten in zwei Weltkriegen.

Statt einer Gipfelkonferenz zwischen Churchill, Präsident Eisenhower, Ministerpräsident Malenkow und dem französischen Ministerpräsidenten trat im Juli 1953 eine Konferenz der Außenminister der USA, Großbritanniens und Frankreichs in Washington zusammen. England vertrat der Marquis von Salisbury, der nachdrücklich auf Churchills Verlangen auf einer Gipfelkonferenz bestand. Der amerikanische Außenminister John Foster Dulles widersetzte sich diesem Begehren und bestand darauf, daß die nächste Zusammenkunft lediglich auf die Außenminister beschränkt bleiben solle. US News & World Report berichtete, daß John Foster Dulles während des letzten Treffens der Großen Drei seine Wünsche gegen den Widerstand Großbritanniens durchgesetzt habe. Als Folge davon würde jede Konferenz mit den Russen vorderhand eine der Außenminister sein, die sich lediglich auf Deutschland und Österreich beschränken und nicht mit weltweiten Lösungen zu befassen habe.

Eine scharfe Sowjetnote vom 3. November 1953 schien eine solche Außenministerkonferenz über die deutschen Probleme in weite Ferne zu rücken; es sah aus, als schließe sich die Tür zu solchen Verhandlungen, und es erschien sogar zweifelhaft, ob eine Übereinstimmung in der Österreich-Frage erzielt werden könnte, bis die Sowjets mit einer freundlicheren Note vom 26. November ihre Haltung revidierten.

Nach einer sehr langen Ruhepause nahm Churchill im September 1953 seine Geschäfte als Premierminister wieder auf. Die New York Times bemerkte dazu: „Der Premierminister wird am 30. November 79 Jahre alt. Trotzdem scheint er, ungeachtet seines hohen Alters und seiner letzten Erkrankung, heute lebenskräftiger zu sein als vor zwei Jahren."

Churchill hielt hartnäckig an seiner Forderung nach einer Gipfelkonferenz fest. Am 10. Oktober 1953 hielt er während der Jahreskonferenz der Konservativen Partei in Margate eine Rede, die weitgehend der vom 11. Mai glich; er erklärte: „Vor fünf Monaten, am 11. Mai, habe ich im Unterhaus gesprochen und seitdem nicht mehr. Zum erstenmal habe ich für so lange Zeit geschwiegen. Ich habe damals um sehr wenig gebeten, ich habe mich keinerlei trügerischer Hoffnungen hinsichtlich Rußlands hingegeben. Ich glaubte, daß freundschaftliche und intime Gespräche zwischen denen, die die Geschicke der Großmächte leiteten, Gutes bewirken könnten, daß damit kaum viel Schaden angerichtet würde und daß ein brauchbarer Entschluß einen noch besseren zur Folge haben könnte. Dieser bescheidene Plan, der als Politik der britischen Regierung angekündigt wurde, hat in der gesamten Welt viel Aufsehen erregt, und obwohl es uns noch nicht gelungen ist, unsere Verbündeten dazu zu bewegen, ihn in dieser Form anzunehmen,

kann doch niemand sagen, er sei bereits tot und begraben. Ich glaube immer noch, daß die Führer der Nationen sich treffen sollten, ohne vorher erregten Volksmengen zu versichern, man werde zu keinerlei Kompromissen bereit sein, und ohne daß sie sich während der Konferenz Regimentern von Experten bedienen. Laßt uns doch sehen, ob es für uns alle nicht etwas Besseres zu tun gibt, als uns gegenseitig zu vernichten, wozu wir ohne Zweifel imstande wären. Die Regierung glaubt immer noch, das haben Ihnen Mr. Eden und Lord Salisbury bereits versichert, daß wir mit aller Macht eine Gipfelkonferenz anstreben sollten. Es liegt keinesfalls im Interesse Großbritanniens, Europas und der NATO-Verbündeten, Rußland gegen Deutschland oder Deutschland gegen Rußland auszuspielen; wir müssen im Gegenteil beiden beibringen, daß sie miteinander im Frieden leben können, trotz aller Differenzen zwischen ihnen. Wir haben die Pflicht, unseren zunehmenden Einfluß sowohl auf Deutschland wie auf Rußland in die Waagschale zu werfen und so beide von allen Ängsten voreinander zu befreien."

Am 20. Oktober erschien Churchill seit dem 23. Juni zum erstenmal wieder im Unterhaus und wiederholte dort seine Forderung nach einer Gipfelkonferenz: „Wir bestehen auf unserer Ansicht, daß nahe Gespräche zwischen den Führern der Großmächte Gutes bewirken und kaum Schaden anrichten werden." Er wiederholte die Einladung an die Sowjetunion, an einer Außenministerkonferenz am 9. November in Lugano teilzunehmen, stellte aber klar heraus, daß seine Ansicht, daß eine Gipfelkonferenz sehr erwünscht sei, durch diese Einladung keine Änderung erfahre.

Vielleicht darum, weil die Amerikaner keinerlei Begeisterung für eine Gipfelkonferenz an den Tag legten, äußerte Churchill einige Tage später seine Forderung nach einer solchen Konferenz viel weniger entschieden. Er stellte fest: „Es ist zur Zeit kaum wahrscheinlich, daß ein weiterer Weltkrieg droht, zumindest sind wir von einer solchen Möglichkeit weiter entfernt als vor einiger Zeit. Ich glaube, daß die Aussichten weniger schlimm sind, daß wir aber noch gewaltige Hindernisse zu überwinden haben. Es wäre überaus töricht, sich einzubilden, daß wir auf einem geraden Weg zu einer Einigung über diese bedrückenden Probleme gelangen könnten . . . Ohne Zweifel brauchen wir dazu viel Zeit, viel mehr Zeit als einige unter uns vermutlich wissen."

Churchill war jetzt bereit, sich für den Augenblick mit einer Konferenz der Großen Drei — ihm selbst, Präsident Eisenhower und Ministerpräsident Laniel — vom 4. bis 8. Dezember auf den Bermudas zu begnügen. Zur gleichen Zeit und am gleichen Ort sollten auch die Außenminister Eden, Dulles und Bidault die politische und militärische Strategie des Westens koordinieren.

Ein Hauptverhandlungspunkt beider Konferenzen sollte der Auseinandersetzung mit der schwankenden Haltung der Sowjetunion hinsichtlich einer Konferenz mit den Westmächten gewidmet sein. Die Russen hatten mit ihrer Note vom 3. November jede Außenministerkonferenz über Deutschland und Österreich abgelehnt. Am 26. November machte die Sowjetregierung dann eine 180-Grad-Wendung und stimmte nicht nur einer Konferenz über Deutschland und Österreich, sondern über alle strittigen Probleme zu. Ob diese zweite Note ein ehrliches Friedensangebot oder nur ein gerissener Versuch war, die Mächte der Bermuda-Konferenz zu verwirren und zu zersplittern, mußte erst noch abgewartet werden.

Wie weit die Westmächte noch davon entfernt waren, in der Abwehr der sowjetischen Bedrohung einig zu sein, zeigte sich, als Frankreich sich weigerte, den EVG-Vertrag zu ratifizieren. Dieses schwierige Problem wurde auf den Bermudas nicht ernstlich diskutiert, weil Frankreichs Haltung hier sehr undurchsichtig war; kurz nach der Bermuda-Konferenz war nämlich Frankreichs neuer Staatspräsident zu wählen.

Manche Leute spekulierten darauf, daß die bisher so engen Beziehungen zwischen Churchill und Eisenhower sich während der Bermuda-Konferenz darum abkühlen würden, weil Churchill im letzten Band seiner Kriegserinnerungen Eisenhower deswegen angegriffen hatte, weil dieser als Oberstkommandierender in Europa 1945 die amerikanischen Armeen zurückgezogen und den Russen gestattet hatte, Prag, Ostdeutschland und Berlin zu besetzen. Eisenhower hatte in seinen Kriegserinnerungen erklärt, daß er die volle Verantwortung für diese Entscheidung übernähme, und diese mit politischen Argumenten verteidigt. Churchill warf ihm nun dies als unnötige und sehr törichte Handlungsweise vor; sie sei eine der Hauptursachen der in diesem Band geschilderten „Tragödie" gewesen, die dem militärischen Sieg auf dem Fuß folgte und Rußland erlaubte, bis ins Herz Europas vorzustoßen.

Eine Episode, die sich im Oktober 1953 zutrug, gab der amerikanischen Presse Gelegenheit, sich in zynisch-humorvollen Kommentaren über die Erbitterung zu mokieren, mit der britische Politiker, vor allem Attlee und seine Nachfolger, den Senator McCarthy und den „McCarthyismus" attackierten. Als Churchill die Nachricht erhielt, daß der Premierminister von Britisch-Guyana ein Kommunist sei oder zumindestens Neigungen zum Kommunismus zeige, befahl er die militärische Besetzung des Landes und setzte den Premier ab. Die CHICAGO TRIBUNE verwies in ihrem Leitartikel vom 11. Oktober 1953 darauf, daß der „Churchillismus", wenn er Grund zu haben scheine, sich vor dem Kommunismus fürchten zu müssen oder sich nur Verdachtsmomente dieser Art

regten, weit über die Taten des Senators McCarthy oder anderer Untersuchungskomitees des amerikanischen Kongresses hinausgehe.

Die Bermuda-Konferenz fand statt, ohne daß sich zwischen den dort vertretenen Mächten ein offener Konflikt bemerkbar machte. Sie war sogar eine Konzession an Churchills Forderung, daß derartige Konferenzen informeller Art und geheim sein sollten. Präsident Eisenhower flog nach New York zurück, um den Vereinten Nationen vorzuschlagen, daß eine Internationale Atomenergie-Kommission als Bestandteil der UNO gebildet werden sollte; sie sollte die Aufgabe haben, die Verwendung der Atomenergie zu kontrollieren und – wenn möglich – deren ausschließliche Verwendung zu friedlichen Zwecken sicherstellen. Die Sowjets versprachen dem Botschafter der USA in Moskau, den Vorschlag des Präsidenten „mit großem Ernst" prüfen zu wollen, obwohl es nur zu bekannt war, daß sie ernsthaft oder nur zum Schein eine vollständige Abrüstung und die Ächtung der Atomwaffen als ersten Schritt zu einer friedlichen Verwendung der Atomenergie begünstigten.

In seiner Unterhausrede vom 17. Dezember über die Bermuda-Konferenz traf Churchill die bemerkenswerte Feststellung, daß seiner Meinung nach die Sowjetunion das Recht habe, eine Garantie gegen einen Angriff der Westmächte zu verlangen. Das bedeutete eine grundlegende Abkehr von seiner Fulton-Rede, in der er behauptet hatte, daß eine Aggression ausschließlich von Ländern hinter dem Eisernen Vorhang drohe.

Das erste und wichtigste Resultat des Churchillschen Friedensfeldzuges und der zumindesten in diesem Zeitabschnitt versöhnlich gestimmten Haltung des Kreml war die Übereinkunft, daß am 25. Januar 1954 in Berlin die Außenminister der vier Großmächte zusammentreten sollten. Sie hatten sich nicht nur mit speziell europäischen Fragen, etwa mit Deutschland und Österreich, zu befassen, sondern auch mit Möglichkeiten zur Verminderung der weltweiten Spannungen und der Bewältigung des Atombomben-Problems. Es war Churchill also nicht gelungen, in der nächsten Zeit eine Konferenz der Regierungschefs der vier Großmächte zustande zu bringen.

Mittlerweile hatten sich in Europa die Spannungen sehr verschärft; Staatssekretär Dulles hatte darauf gedrängt, daß Frankreich schleunigst den EVG-Vertrag unterzeichnen und so ermöglichen solle, daß ein deutsches Kontingent für die EVG-Armee aufgestellt und ausgerüstet werden konnte.

Die Außenminister der Großen Vier traten wie geplant am 25. Januar 1954 in Berlin zusammen. John Foster Dulles erklärte

nach seiner Rückkehr nach Washington: „In bezug auf die Wiedervereinigung Deutschlands und die Befreiung Österreichs haben wir keinerlei Fortschritte erzielt." Die Konferenz war am 18. Februar auseinandergegangen. Molotow hatte eine russische Mitwirkung an der Wiedervereinigung Deutschlands abgelehnt, solange nicht Großbritannien, Frankreich und die USA der Entmilitarisierung dieses Landes zustimmten. Er weigerte sich ferner, einem Abzug der Sowjettruppen aus Österreich zuzustimmen, ohne daß die Westmächte sich aus Deutschland zurückzogen. Das Hauptergebnis dieser Konferenz war der Plan für eine weitere mit etwa 16 Nationen, darunter Rotchina; sie sollte am 26. April 1954 in Genf zusammentreten, um sich mit spezifisch asiatischen Fragen, wie der Wiedervereinigung Koreas und der Beendigung des Indochina-Krieges, befassen.

Churchill gelang es zwar nicht, seinem Ziel einer Gipfelkonferenz der Großen Vier näherzukommen, seine Anhänger billigten ihm aber das Verdienst dafür zu, daß die Amerikaner bereit waren, in Beratungen über alle wichtigen internationalen Angelegenheiten einzutreten. Der britische Arbeitsminister, Sir David Eccles, erklärte, daß es Churchill zu verdanken sei, wenn nach etwa fünf Jahren wieder Konferenzen über bedeutende internationale Probleme möglich geworden seien: „Wäre nicht Churchill gewesen, wir hätten nicht ein einziges Gespräch mit den Russen gehabt. Man bemerkte mit Genugtuung, daß dieser alte Mann die Amerikaner antreibt und ihnen bedeutet ‚Fangt endlich damit an und macht weiter!' Er mag ein alter Mann sein, aber wem bereitet das schon Sorgen? Er allein hat die Amerikaner in den Konferenzsaal hineingestoßen — das ist ein rüdes Wort, ich nehme es zurück —, er hat die Amerikaner überredet, den Konferenzsaal zu betreten."

Obwohl die meisten amerikanischen Regierungsmitglieder und Publizisten die Berliner Konferenz als gewaltigen Fehlschlag und als Beweis dafür betrachteten, daß die Sowjetunion nicht bereit war, dem Westen vernünftige Zugeständnisse zu machen, gab Churchill seinen Glauben an die Nützlichkeit von Konferenzen nicht auf, sondern bestand weiterhin darauf, Konferenzen von der Art der in Teheran und Jalta zu empfehlen. Im Unterhaus erklärte er zu den Lehren der Berliner Konferenz: „Diese sehr bemerkenswerte Zusammenkunft hat die Reputation solcher Konferenzen wiederhergestellt . . . Weitere Gespräche dieser Art stoßen nun auf keine Hindernisse mehr; eines, auf dessen Zustandekommen man schon nicht mehr zu hoffen wagt, wird demnächst beginnen . . . Rotchina und die USA werden dann an einem Tisch sitzen . . . Man muß Geduld und Ausdauer beweisen, wenn der Frieden unserer Welt auf dem Spiele steht. Auch dann, wenn wir durch ein

volles Jahrzehnt, erfüllt mit den Zänkereien des Kalten Krieges und eitlem Geschwätz, hindurch müßten, wäre dies besser, als unausdenkbare Schrecknisse erleben zu müssen."

Churchill gab zu wiederholten Malen seiner Sehnsucht nach einer Konferenz der Regierungschefs Ausdruck nach „einem Treffen, wie wir es während des Krieges zu haben pflegten". Er versuchte auch, zwischen Amerikanern und Russen zu vermitteln und unterstützte die Wiederbewaffnung Deutschlands innerhalb der EVG, indem er bekundete: „Es hat mich erstaunt, daß jemand sich einzubilden vermöchte, dieses machtvolle und tatkräftige Deutschland solle dazu verdammt sein, eine Art Niemandsland in Europa zu bleiben, eine Art Leprakolonie, auf Gnade und Ungnade einer sowjetischen Invasion ausgesetzt." Zur gleichen Zeit empfahl er aber auch, „brauchbare Vereinbarungen mit den Sowjets anzustreben". Als jedoch die Genfer Konferenz vorbereitet wurde, bequemte sich niemand zu dem Eingeständnis, daß er es mit gewesen war, der diesen Stillstand in den Beziehungen der Nationen herbeigeführt hatte, daß er vor allem die Welt in diese Sackgasse geführt und sie damit „unausdenkbaren Schrecknissen" überantwortet hatte.

Die Genfer Konferenz begann im Mai und zog sich mit einigen Pausen bis Ende Juli hin. Großbritannien vertrat sein Außenminister Anthony Eden, der Rotchina sehr weit entgegenkam. Die Briten waren offensichtlich darauf aus, zu verhindern, daß aus dem Indochina-Krieg ein allgemeiner Krieg in Südostasien wurde, der der Anfang eines Dritten Weltkrieges werden konnte. Die bleierne Furcht vor der Wasserstoffbombe hing über den Köpfen der britischen Delegation, die ja wußte, daß die Sowjets die neuesten Typen dieser Bombe besaßen. Militärische Experten schätzten, daß acht gut placierte Bomben dieser Art Großbritannien völlig vernichten würden; man gab zu, daß die Sowjetunion bis zum Sommer 1954 mehr als acht davon haben werde. Um einen allgemeinen Krieg abzuwenden, schlug Eden eine Art Locarno-Pakt für Südostasien vor, wurde aber dabei von den USA nicht unterstützt.

Die Verhandlungen endeten mit einem unklaren Waffenstillstand, ähnlich dem, der die Feindseligkeiten in Korea beendet hatte. Viele Leute, vor allem in den USA, sahen ihn als Sieg der Sowjetunion, Rotchinas und der indochinesischen Kommunisten an, er beendete aber immerhin den offenen Konflikt und machte einen Krieg für die nächste Zeit unwahrscheinlich. Dieser Waffenstillstand war ein Verdienst nicht nur der britischen Politik, sondern auch des Entgegenkommens des französischen Ministerpräsidenten Mendés-France, der versprochen hatte, entweder den Indochina-Krieg zu beenden oder zurückzutreten.

In den letzten Tagen des Juni, während noch die Genfer Konfe-

renz tagte, wurde Churchill in einer eindrucksvollen Zeremonie von Königin Elisabeth zum Ritter des Hosenbandordens geschlagen. Nachdem er im eigenen Land diese Ehrung erfahren hatte, besuchte Churchill mit Eden in den ersten Juliwochen die USA. Man empfing ihn nicht mit lauten Fanfaren wie während des Krieges. Er wanderte nicht mehr die Korridore des Weißen Hauses im Bademantel oder Kimono hinab und hielt auch keine Ansprachen an beide Häuser des Kongresses, empfangen vom Beifall der Abgeordneten; im Gegenteil: einige von ihnen kritisierten während seines Besuches seine Haltung mit bitteren Worten.

Er blieb in der britischen Botschaft und führte mit Präsident Eisenhower Gespräche, bei denen jedes Aufsehen vermieden wurde. Der Inhalt dieser Gespräche wurde nicht im vollen Wortlaut veröffentlicht, doch lag es auf der Hand, daß Churchill eine militärische Intervention der USA in Südostasien zu verhindern trachtete. Das bewies eine Erklärung, die er der amerikanischen Presse vor seiner Abreise von Washington übergab: „Meiner Meinung nach sollten wir alles tun, um eine Koexistenz in Frieden zu erreichen — und zwar sollten wir sehr ernsthaft danach streben, obwohl es auf der Hand liegt, daß damit nicht alle Schwierigkeiten behoben würden. Ich bin sehr begierig, die wahre Einstellung des russischen Volkes kennenzulernen und wünsche, daß ihm jede Möglichkeit gewährt wird, sie öffentlich zu bekunden."

Ein paar Amerikaner waren so unhöflich, auf den Kontrast zwischen Churchills Haltung im Sommer 1954 zu der, die er mit der Fulton-Rede vom März 1946 bewiesen hatte, hinzuweisen, denn die Fulton-Rede hatte ja schließlich unter dem Schutz des Atombombenmonopols der USA den Kalten Krieg eingeleitet. Die technischen Fortschritte der Russen hatten die Situation völlig verändert, und Churchill sah sich gezwungen, auch seine Politik zu ändern. Wenn er seine Lage überdachte, muß er es als sehr demütigend empfunden haben, in Washington um eine Änderung oder Mäßigung der intransigenten Haltung der USA, die er selbst vor nahezu zehn Jahren ausgelöst hatte, zu bitten.

Die feindselige Einstellung der Amerikaner hinderte Churchill, einer Gipfelkonferenz mit den Russen und Chinesen das Wort zu reden, doch war er damit einverstanden, daß einflußreiche Mitglieder der britischen Labour-Partei sich in die Verhandlungen einschalteten. Diese halboffizielle Delegation — Attlee, Nye Bevan, Morgan Phillips, Wilfred Burke, Edith Summerskill, Harry Earnshaw, Sam Watson und Harry Franklin — besuchte Moskau, wo sie von hohen Beamten, darunter dem Ministerpräsidenten Malenkow herzlich begrüßt wurden. Die Delegation reiste nach Rotchina weiter, wo Mao Tse Tung und die Spitzen der Regierung

sie mit der gleichen Herzlichkeit aufnahmen. Diese Besuche wurden von vielen Amerikanern und einigen britischen Konservativen sehr heftig kritisiert, es war aber noch nicht möglich, ein Urteil darüber abzugeben, ob diese Verhandlungen Erfolge zeitigen würden. Zumindesten dürfte die Delegation bessere Informationen über die „wahre Einstellung" des russischen wie des chinesischen Volkes, um die Churchill in Washington gebeten hatte, mitgebracht haben.

Es war zu erwarten, daß Churchills Vorschlag einer Wiederbewaffnung Deutschlands mit Hilfe der EVG trotz aller Bemühungen Mendés-Frances von der französischen Opposition hintertrieben werden würden. Der Ablehnung des EVG-Vertrages in den gesetzgebenden Körperschaften Frankreichs folgten Tage voller beträchtlicher Konsternation und Entmutigung; zur gleichen Stunde wurden Stimmen laut, die fragten, ob es überhaupt wünschenswert sei, der Wiederbewaffnung Deutschlands den Vorrang vor dessen Wiedervereinigung zu geben. Eilig angebahnte Verhandlungen führten jedoch zu der Londoner Konferenz, in der die Vereinbarungen unterzeichnet wurden, die Westdeutschland ein großes Stück auf dem Weg zu einem souveränen Staat mit einer eigenen Armee weiterbrachten. Im Dezember 1954 stimmte die französische Nationalversammlung endgültig der Wiederbewaffnung Westdeutschlands zu.

Churchills Bemühungen, dem Kalten Krieg mit der Sowjetunion seine Schärfe zu nehmen, bezeichnen bis zum heutigen Tage das letzte Stadium seiner Unterhandlungen mit den Russen. Es bleibt einer der seltsamsten und folgenschwersten Widersprüche der Geschichte, daß Churchill, der ohne allen Zweifel das bolschewistische Experiment von allem Anfang an haßte, wahrscheinlich mehr als irgendwer anders außerhalb der Sowjetunion getan hat, dieser das Übergewicht in der Alten Welt zu verschaffen, das sie instandsetzte, einer der beiden Bewerber um die Herrschaft über die ganze Erde zu werden. Nahezu alle Historiker sind sich darüber einig, daß der nach dem Ersten Weltkrieg unternommene Versuch der Westmächte, den Bolschewismus mit Hilfe einer militärischen Intervention zu unterdrücken, am meisten zur Festigung der russischen revolutionären Bewegung beigetragen und damit verhindert hat, daß sich das kommunistische Rußland in den ersten verzweifelten und chaotischen Jahren seiner Existenz von innen her auflöste. Churchill war ohne Zweifel derjenige, der diese Intervention auslöste und ausführte, die das kommunistische System in seinem frühen Stadium vor dem Untergang rettete.

Als er nach dem 22. Juni 1941 Rußland mit allen Kräften unterstützte, sicherte Churchill damit die vollständige Vernichtung des

deutschen militärischen Potentials und so den Aufstieg Rußlands zum Herrscher über die Alte Welt. Er stimmte auch allen Entscheidungen zu, die diese Entwicklung unvermeidlich machten: dem Ultimatum von Casablanca, den Entschlüssen von Teheran und Yalta, mit deren Hilfe Polen betrogen und Deutschland in Besatzungszonen aufgeteilt wurde, und dem Morgenthau-Plan, der Deutschland dem Hunger überließ und der dessen Wirtschaftskraft zerstörte. Damit war ein politisches Vakuum in Mitteleuropa geschaffen, und es war unvermeidlich, daß Rußland es ausfüllte.

Schließlich und endlich war Churchill auch der Prophet des Kalten Krieges, der die Nationen des Westens — vor allem die USA — zwang, Hunderte von Milliarden Dollar für ihre Aufrüstung auszugeben und damit das, was von der kapitalistischen Wirtschaft noch übriggeblieben war, der Auszehrung durch eine von der Kriegsfurcht diktierte Rüstungsproduktion zu überlassen. Sollten die Russen klugerweise und hartnäckig auf ihrem Wunsch nach Frieden bestehen, konnte eine solche Haltung der kapitalistischen Wirtschaft einen härteren Schlag versetzen als jede Aktion, die eben noch an einem Dritten Weltkrieg vorbeiführte. Der Drang nach Bewahrung des Vorhandenen, der vor allem in den USA als Folge des Kalten Krieges aufkam, mußte es erschweren, ein Programm sozialer Neuerungen zu entwerfen und in die Wirklichkeit umzusetzen, das imstande war, in einer friedlichen Aera die Prosperität zu sichern.

Churchills veränderte Einstellung zur Sowjetunion hatte ihr Gegenstück in einer toleranteren Haltung gegenüber dem Deutschland Adenauers; er dachte nun ganz anders über dieses Land; zwischen den „65 Millionen Deutschen, die alle umgebracht werden sollten" und „Berlin, dem Vorposten der westlichen Zivilisation" war ein gewaltiger Unterschied. Als Mitglieder der Labour-Partei kritisierten, daß der deutsche General Hans Speidel England besuchte, warf sich Churchill für ihn in die Schanze und erklärte: „Daß man den Haß am Kochen hält, ist eine der schlimmsten Ungerechtigkeiten, die man der Sache des Friedens antun kann, und eine Popularität, die man sich damit erwirbt, ist eine Schande für denjenigen, der so etwas zu tun versucht."

Am 10. Oktober 1953 bewies Churchill mit einer Rede vor dem Parteikongreß der Konservativen in Margate ein weiteresmal seine versöhnliche Haltung gegenüber Deutschland, als er erklärte: „Für meine Person heiße ich Deutschland wieder unter den großen Mächten unserer Erde willkommen. Gibt es eine Botschaft, die ich dem deutschen Volke verkünden möchte — ich, der ich einen großen Teil meines Lebens damit zugebracht habe, Krieg gegen es

zu führen –, dann wäre es die, sich an einen berühmten Spruch zu erinnern, der da heißt: ‚Der Preis für die Freiheit ist ständige Wachsamkeit'. Auch wir dürfen diesen Satz nicht vergessen." Leider aber konnte damit der Schaden, den Churchill mit seinem Beharren auf der „bedingungslosen Übergabe", dessen fürchterlichste Folge die Bombardierung Dresdens war, nicht ungeschehen gemacht werden.

Eine der seltsamsten Paradoxien, die sich nur in einer Epoche ereignen konnte, die einen George Orwell (Verfasser des berühmt gewordenen Buches ‚1984'. Anmerkung des Übersetzers.) hervorbrachte, war, daß am 15. Oktober 1953 in Stockholm Churchill für seine sechsbändigen Kriegserinnerungen der Nobelpreis für Literatur zuerkannt wurde. Er gewann diesen Preis im Wettbewerb mit einem so bedeutenden Mann wie Ernest Hemingway. Das Nobelpreis-Komitee empfahl Churchill vor allem deshalb, weil dieser während des Zweiten Weltkrieges die englische Sprache „neu belebt" habe. Churchill war gebeten worden, am 1. Dezember 1953 nach Stockholm zu kommen, um dort den Preis aus den Händen König Gustav Adolfs entgegenzunehmen; da er aber an der Bermuda-Konferenz teilnehmen mußte, die sich erst am 8. Dezember vertagte, nahm Mrs. Churchill den Preis für ihn in Empfang.

Churchill soll sehr enttäuscht darüber gewesen sein, daß er nicht den Friedens-Nobelpreis, sondern den Literatur-Nobelpreis erhielt. Wenn dem so war, beweist das nur, daß seine Fähigkeit für Ironie, Zynismus und Selbsttäuschung unbegrenzt groß war. Einige amerikanische Leitartikler verwiesen mit beißendem Spott auf diesen Umstand, doch zeigte es sich später, daß ausgerechnet die Amerikaner wenig Grund hatten, Churchills Sehnsüchte zu verspotten –, denn den Friedens-Nobelpreis für dieses Jahr erhielt General George C. Marshall.

Sir Winston Churchill und die neue Elizabethanische Epoche

Im Januar 1953 besuchte Churchill wiederum die USA auf der Reise nach Jamaika, wo er einige Wochen Urlaub machen wollte, um dem niederdrückenden Winter der britischen Inseln zu entgehen und die Sonne Westindiens zu genießen. Er verbrachte als Gast seines Freundes Bernard M. Baruch einige Tage in New York und nahm die Gelegenheit wahr, den eben aus dem Amte scheidenden Präsidenten Truman und dessen Nachfolger, seinen alten Kameraden General Dwight D. Eisenhower, mit dem er in der letzten Phase des Krieges so eng zusammengearbeitet hatte, auf-

zusuchen. Es fielen ein paar Bemerkungen darüber, daß dieser Besuch ungelegen käme, weil der neue Präsident noch nicht in sein Amt eingeführt und es daher zu früh für ihn war, seine Entschlüsse über die nächsten Züge auf dem Schachbrett der Weltpolitik zu treffen.

Churchill begrüßte die amerikanischen Reporter mit seinem breiten Lächeln und dem V-Zeichen, offensichtlich höchst erfreut darüber, daß er wieder Premierminister war und im Zentrum des Weltinteresses stand. Er lächelte amüsiert, als ihn Paul Raskin vom Reuterbüro mit einem Blick auf die einschneidenden neuen amerikanischen Einwanderungsbestimmungen fragte, ob er auf kommunistische, atheistische oder polygame Tendenzen hin durchleuchtet worden sei und antwortete: „Man sagte mir, daß ich o. k. sei." Einer der Berichterstatter, Alistair Cooke, schrieb: „Das einzige Anzeichen für sein Altern war ein neues Pianissimo in der Stimme. Er hatte rote Backen, war zutraulich und edel gestimmt."

Man ging Churchill um seine Meinung über die Aussichten für einen weltweiten Frieden an. Er antwortete: „Die Aussichten auf einen Frieden sind sicherlich nicht weniger ermutigend, als sie es zu der Zeit waren, da ich das letztemal hier war."

„Sie haben in einer Ihrer letzten Reden erklärt, daß die Kriegsgefahr nachgelassen habe."

Churchills Replik: „Ich habe nicht gesagt ‚nachgelassen', ich habe gesagt, ‚sie ist zurückgegangen'." Er deutete an, daß er gegen jede Politik sei, die den Krieg auf China ausdehnen würde. „Es wäre ein großes Elend für die Armeen der Vereinten Nationen und der USA, in diesem riesigen China herumwandern zu müssen." Er war der Meinung, daß der Schwerpunkt der Ereignisse rings um den Eisernen Vorhang lag.

Als er über die Atombombe befragt wurde, blickte Churchill auf und erwiderte: „Ja, ja, wir hatten eine, aber wir ließen sie explodieren." Die Erwähnung der Atombombe berührte einen seiner weichen Punkte. In seinen Augen blitzte leise Ironie auf, als er gestand, nichts von der vergleichbaren Wirksamkeit der britischen und amerikanischen Bomben zu wissen. „Unglückseligerweise hatte ich keinen Gewinn aus dem mir von Präsident Roosevelt gegebenen Versprechen, daß man mich in jeder Hinsicht über die Entwicklung der amerikanischen Atomkraft informieren werde."

Es gab keinen offiziösen Bericht über das, was sich in den Gesprächen mit Präsident Truman und General Eisenhower ergeben hatte, und Churchill reiste nach Jamaika weiter, ohne noch einen Kommentar dazu zu geben. Einige der erfahrensten Zeitungsleute vermuteten, daß Churchill vor allem darauf aus war, Eisenhower Mäßigung zu empfehlen und ihn zu ermutigen, den kriegslüster=

neren Führern der Republikaner, die den Korea=Krieg auf China auszudehnen wünschten, Widerstand zu leisten.

Eine der ersten Aufgaben, der Churchill sich nach seiner Rück=kehr nach Großbritannien unterzog, war, die Bevölkerung um die Stiftung von einer Million Pfund zu bitten, die für den Wiederaufbau der Westminster=Abtei benötigt wurde. Das war die Art von Ansprache, die zu halten Churchill am meisten liebte. Er zitierte Macaulay, den Historiker, den er seit altersher am meisten liebte: „Die Abtei war nicht nur das Zentrum aktiven religiösen Glaubens, sondern ein Schrein, der die Zeugnisse einer tausendjährigen Geschichte und der Wanderschaft unseres Volkes barg, der warme Herd unseres nationalen Lebens. Hier bot sich das Panorama unseres vielfältigen Schicksals, vom Triumph der normannischen Eroberer bis zu der langen Folge von Souveränen, die in guten oder bösen Tagen, in Glorie oder Tragödie, in Sicherheit oder in Gefahr, in Einigkeit oder im Streit die Kette unserer uralten Monarchie geschmiedet haben bis zu der sehnlich erwarteten Stunde im Juni, wenn die Krone des heiligen Eduard der jungen und liebreizenden Königin Elisabeth der Zwei=ten aufs Haupt gesetzt wird. Sollen wir dieses geschichtsträchtige Gebäude, die Westminster=Abtei, die die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet, die uns mit Vertrauen in unsere Zukunft erfüllt, von unserer tapferen Generation dem Schicksal überant=wortet sehen, unter unseren Augen zu verkommen?"

Das war Rhetorik nach seinem Herz, so sah er das Panorama der Geschichte, eine feierlich=gewaltige Prozession von Königen, in der kein Platz war für die gemeine Herde, das Bild von Schlachten, die den Triumph großer Marschälle und Generale sahen, deren Taten und Feldzüge er glorifiziert hatte, während er die Geschichte der Grausamkeiten und Leiden, die dem niedrigen Volke auferlegt worden waren, weniger hoch geschätzt hatte.

Es war nur zu offenkundig, daß die Aussicht, zur Zeit der Krönung Elisabeth II. Premierminister zu sein, Churchill neue Lebensfreude eingeflößt hatte. Ich hörte ein Unterhausmitglied sagen, daß nichts Churchill willkommener gewesen wäre, als am Tag der Krönung in der Westminster=Abtei tot umzufallen.

Die heraufkommenden Strahlen der Krönung konnten allerdings nicht die Tatsache verbergen, daß es keineswegs so sicher war, daß Großbritannien mit dem Beginn der Regierung der zweiten Elisabeth vorwärts auf ein neues Zeitalter des Wohlergehens blik=ken könne. Es gab ja noch immer den Kalten Krieg, den Krieg in Korea und den schon endlos währenden Kampf um den Besitz Malayas, während in Kenya, wo schwere Unruhen in Aussicht standen, sich unvermutet in einem Gebiet Afrikas beträchtliche

Schwierigkeiten erhoben, in dem bis vor kurzem die Macht des britischen Weltreiches noch niemals ernstlich angegriffen worden war.

Dazu kamen die immer drängender werdenden wirtschaftlichen Probleme. Man mußte sich nun eingestehen, daß im neuen elisabethanischen Zeitalter alte britische Exportmärkte in anderen Teilen der Welt in Gefahr waren. Churchill wurde aufgefordert, während des Jahresessens der Nationalen Farmer-Union am 24. Februar 1953 eine Rede zu halten, die die Farmer animieren sollte, mehr Lebensmittel zu produzieren. Er sagte ihnen: „Die Balance zwischen Bevölkerungszunahme und Nahrungsmittelproduktion hat sich einem unwirtschaftlichen, unbekömmlichen und gefährlichen Extrem zugeneigt. Eine rapide wachsende Welt türmt sich um uns herum auf und steckt voller immer mehr wachsender Spannungen. Fast überall wachsen die Bevölkerungen schneller als die Nahrungsmittelproduktion. Die Schwierigkeiten für unseren Export werden immer beträchtlicher. Wir sind gezwungen, die Grundlage all unseres Lebens auf dieser Insel zu ändern. Die Bilanz unserer Nahrungsmittelerzeugung muß in einer deutlichen und entscheidenden Art geändert werden und das schon sehr bald . . . Viele unserer wichtigsten Waren müssen wir aus dem Dollar-Gebiet einführen; wir versuchen mit allen Mitteln unsere Exportindustrie auszuweiten, wir finden es aber immer schwieriger, auf dem Weltmarkt mit Ländern wie etwa Japan zu konkurrieren, obwohl dieses sich keineswegs unseres Lebensstandards erfreut, oder Deutschland, das im großen und ganzen frei von der Bürde der Rüstung ist, die wir zu tragen haben. Es ist nun für unsere Zukunft ebenso wichtig, Jahr für Jahr unseren Äckern das Letzte abzufordern wie es das in den dunklen Tagen des Krieges gewesen ist."

Dies also waren die harten Realitäten, denen Großbritannien zur Zeit der Krönung seiner Königin gegenüberstand. Auge in Auge mit einer beträchtlichen Konkurrenz auf den alten Exportmärkten, zu Boden gezogen von einer allzu gewichtigen Steuerlast, die vor allem eine Folge des riesigen Wiederaufrüstungsprogrammes war: nur ein Romantiker, der vollkommen blind gegen die ökonomischen Fakten war, konnte zuversichtliche Reden über die ruhmreichen Tage schwingen, die in der elisabethanischen Epoche kommen würden.

Die goldene Aera des britischen Imperialismus war vorbei, und Churchill war ihr letzter Prophet gewesen. Dies lag offen vor aller Augen, als er die Parlamentsdebatte über die Wehrmachtsbudgets eröffnete. Obwohl die Kosten für die Verteidigung auf 123 Millionen Pfund gestiegen waren, mußte das ursprüngliche Verteidi-

gungsprogramm der Labour=Regierung zusammengestrichen wer=den. Dies war allerdings eine etwas ironische Situation. Trotz der riesigen bisherigen Ausgaben von etwa 1,5 Milliarden Pfund für die Wiederaufrüstung mußte Churchill eingestehen, „daß wir nicht eine einzige kampffähige Division in unserem Lande stehen haben; unsere gesamte in Kampfeinheiten formierte Armee befindet sich außerhalb des Landes." Er fügte hinzu: „Jede weitere beträchtliche Verschiebung unserer Kapazitäten von der zivilen zur militärischen Produktion hin würde die Grundlagen unserer Wirtschaft aufs schwerste gefährden und damit unsere Fähigkeit, das Wiederauf=rüstungsprogramm fortzuführen."

Dies also waren die wirtschaftlichen Konsequenzen der Politik, deren Prinzipien in der Fulton=Rede verkörpert worden waren. Die Wiederaufrüstung des Westens für einen Kreuzzug gegen den Kommunismus hatte Britannien dem Bankerott nahegebracht, ohne in irgend einer fühlbaren Weise dessen Sicherheit zu erhöhen; die britischen Inseln waren Amerikas Atombombenbasis in Europa geworden, die im Falle eines Krieges vernichtenden Gegenangriffen ausgesetzt sein mußten, und auf denen nicht eine einzige Division stand, die einen russischen Fallschirmjägerangriff abwehren konnte.

Am Vorabend der Krönung offerierte Churchill der britischen Öffentlichkeit eine weitere Überraschung, doch war dies eine Sache, die nicht von so weittragender Bedeutung schien wie seine Weige=rung, im Kalten Krieg eine extremistische Haltung einzunehmen. Es wurde verlautbart, daß der Premierminister von der Königin ins Schloß Windsor gerufen worden war, wo er zum Baronet und zum Ritter des Hosenbandordens gemacht wurde, ein Titel, der ihn den Herzögen aus königlichem Blut gleichstellte. In Zukunft würde er Sir Winston Churchill heißen.

Dies kam völlig unerwartet, denn Churchill hatte bis zu diesem Tage alle Ehrungen dieser Art abgelehnt. Als Ex=Premierminister hätte er nach dem Kriege ein Earl und Mitglied des Oberhauses werden können, doch zog er es vor, ein Mitglied des Unterhauses zu bleiben. Niemand hatte erwartet, daß er Sir Winston Churchill werden würde. Es wurden Vermutungen angestellt, ob dies seinen Rückzug aus der Politik bedeute oder nicht. Als er als Sir Winston Churchill im Unterhaus erschien, wurde er mit lautem Beifall empfangen und von den Mitgliedern des Hauses beglückwünscht. Ein etwas kecker Labour=Abgeordneter fragte ihn, ob er dem Hause versichern könne, daß er nicht den schlüpfrigen Hang betreten habe, ein Ausdruck, mit dem man im Unterhaus das Oberhaus bezeichnete, und ob er als Sir Winston der Erste oder Sir Winston der Zweite zu gelten habe. Churchill versicherte dem

Hause, „daß er nicht zu einem anderen Ort gehen" werde, worauf es noch mehr Beifall und Gelächter gab.

Als Ritter des Hosenbandordens war Churchill berechtigt, ein außerordentlich prächtiges Gewand zu tragen: eine Hofuniform, ein schwarzes Samtbarett, bedeckt mit Straußenfedern, einen mit weißem Taft gesäumten dunkelblauen Mantel und den Stern des Hosenbandordens. So gewandet erschien er zu einem Teil der Krönungszeremonien am 2. Juni 1953.

Der Krönungstag war ein großer Augenblick in Churchills Leben —, vielleicht erregender und mehr Genugtuung gebend als der Tag der japanischen Kapitulation. Er genoß es mit allen Fasern seines Herzens, im Mittelpunkt dieses strahlenden Bildes zu stehen. Er war dem Anlaß entsprechend gekleidet: eine Zeitlang trug er die Robe eines Ritters des Hosenbandordens und während der übrigen Zeit die reich geschmückte Uniform eines Wächters der Fünf Häfen. Er trug eine historisch bedeutsame Dekoration, den Stern des Hosenbandordens, der für seinen Ahnherrn, den ersten Herzog von Marlborough, angefertigt worden und Sir Winston Churchill für diesen Tag von einem Museum geliehen worden war.

Der Tag wurde für Churchill durch einen kleinen Zwischenfall getrübt. Seine goldgeschmückte Kutsche wurde vom Verkehr aufgehalten, und er fand sich in der Krönungsprozession hinter der königlichen Karosse wieder, was allen Überlieferungen widersprach. Er gab seinem Kutscher Anweisung, sein Gefährt in eine Seitenstraße zur Downing-Straße zu bringen und entschuldigte sich von dort aus telephonisch im Buckingham-Palast. Trotz dieser ärgerlichen Episode war die Krönung für Churchill ein ebenso ruhmreicher Tag wie für die Königin.

Einige Leute hatten prophezeit, daß Churchill die Krönungswochen dazu benützen werde, unvermutet Parlamentswahlen anzusetzen, um auf diesem Wege zu versuchen, die Majorität der Konservativen im Unterhaus weiter zu erhöhen. Einige Überlegungen ließen es ihm jedoch ratsam erscheinen, dieses Risiko nicht einzugehen. Schatzkanzler Butler hatte ihn wissen lassen, daß das von ihm vorgeschlagene „harte Budget" während eines Wahlfeldzuges nicht sehr populär sein würde. Noch wichtiger war der Umstand, daß bei Nachwahlen am Vorabend der Krönung eine überwältigende Zahl von Labour-Kandidaten den Sieg davongetragen hatte.

Anstatt eines aufsehenerregenden politischen Coups folgte der Krönung bald die Ankündigung — am 27. Juni —, daß Churchill anempfohlen worden war, für mindestens einen Monat völlig zu pausieren. Der Bericht seiner ärztlichen Ratgeber stellte fest, daß der

Premierminister für lange Zeit ohne Unterlaß sehr angestrengt tätig war und daß er nun unbedingte Ruhe nötig habe. Aus der Downing Street kam die amtliche Ankündigung: „Als Folge des Ärzte-Berichtes hat der Premierminister, nach Rücksprache mit dem Präsidenten der USA und dem französischen Ministerpräsidenten, die Bermuda-Konferenz zurückgestellt."

Zur Stunde seines zeitweiligen Rückzuges von den Amtsgeschäften zollte die New York Times Churchill nachstehenden begeisterten Tribut: „Sir Winston Churchill — Enkel der Herzöge von Marlborough, Soldat, Schriftsteller, Erster Lord der Admiralität in zwei Weltkriegen, Premierminister in einem — ist für ein halbes Jahrhundert ein Stück Weltgeschichte gewesen. Seine großen Entscheidungen — 1940 die, bis zum bitteren Ende zu kämpfen, 1946 die, sich dem Stalinismus zu widersetzen — haben den Lauf der Dinge geändert. Seine Worte: „Wir werden uns niemals ergeben" und „Dies war ihre schönste Stunde" haben Millionen angerührt. Für die Welt im allgemeinen ist Sir Winston das Muster des Staatsmannes schlechthin; für den Westen das Symbol des niemals sich geschlagen gebenden Widerstandes gegen die Tyrannei; für Britannien ein gewaltiger Führer der Nation und die tragende Säule der Konservativen Partei."

Die Tatsachen, die dieses Buch schildert, könnten dazu führen, daß an der Charakterisierung „das Muster des Staatsmannes schlechthin" einige Abstriche zu machen sind, doch nur wenige von Churchills Gegnern würden so unritterlich sein, ihm die verdiente Ruhe und als Folge davon die völlige Wiederherstellung seiner geistigen und körperlichen Kräfte nicht zu wünschen.

Sir Winston Churchill hatte bestimmt keinen Grund, sich über die Art zu beklagen, wie er an seinem 80. Geburtstag geehrt wurde. Er war der Ehrengast einer von allen Parteien ausgerichteten Geburtstagsfeier in der Halle von Westminster, deren Präsident der Sprecher des Unterhauses war, und zu der alle Mitglieder des Unterhauses wie des Oberhauses, das Diplomatische Korps und viele hervorragende Persönlichkeiten erschienen. Dort wurde ihm als Geschenk sein Ölporträt Graham Sutherlands, eines der bekanntesten britischen Maler, überreicht, ein Gemälde, das wegen seiner modernen Auffassung und seines Realismus ausgedehnte Diskussionen hervorrief. Später wurde es im Parlament kritisiert, weil es weder das Bild eines Kriegshelden noch das eines verehrungswürdigen Staatsmannes sei. Der Künstler hatte aber auch Verteidiger; das Unterhausmitglied für South Ayrshire, ein Mann, der Sir Winston Churchill oft gegenübergesessen war, erklärte, „dieses Bild ist wahr; es ist das Bild eines niedergeschlagen dreinsehenden alten Mannes, der an die Atombombe denkt."

Am nächsten Tag mußte er sich einem wilden Feuer von Kritiken stellen, weil er in einer Ansprache in Woodford aus irgend einem unverständlichen Grund sich ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, daß er bei Kriegsende an Feldmarschall Montgomery ein Telegramm gesandt hatte, das diesem befahl, die Waffen der Deutschen, die kapituliert hatten, sorgfältig aufzubewahren, damit die deutschen Armeen, falls das notwendig wurde, wiederbewaffnet werden konnten, um sich dem Vormarsch der Russen entgegenstellen zu können. Weder er noch Montgomery vermochten aber dieses Telegramm zu finden. Er gab zwar Entschuldigungen, dieser Vorfall zeigte aber, wie er dachte. Die Russen reagierten scharf; es schien offenkundig, daß er nicht der Mann war, in den die Russen das Vertrauen setzten, das es ihnen erlaubte, wieder mit ihm zu verhandeln. Es wurde auch auf seine Telegramme an Stalin verwiesen, die diesen zur Zeit der Ardennen-Offensive anflehten, die russische Offensive zu beschleunigen und nach Deutschland vorzustoßen. Viele, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft und ihn überlebt hatten, stellten Betrachtungen darüber an, wofür das alles von Nutzen gewesen sei.

Churchill in der historischen Perspektive

Die westliche Welt weiß sehr viel über Winston Churchill. Während zweier Weltkriege stand er im Mittelpunkt des Interesses, eine der aufsehenerregendsten und farbigsten Persönlichkeiten dieser beiden gewaltigen Konflikte, und überdies hat er ausführliche Darstellungen der Geschichte beider Kriege veröffentlicht. Die Meinungen über ihn als Historiker differieren, denn es ist schwierig, unparteiisch und objektiv von sich selbst zu sprechen, besonders dann, wenn der Schreibende glaubt, die Beweise anbieten zu können, die es der Nachwelt möglich machten, ihn in seinem Sinn zu beurteilen, und die damit seinen Platz in der Geschichte bestimmen. Winston Churchill hat so ausschweifend über sich selbst geschrieben, er hat eine derart bewundernswerte Fähigkeit, dramatische und romantische Darstellungen von den Ereignissen zu geben, die spannend und leicht lesbar sind, auch wenn er oberflächlich, voreingenommen und unvollständig ist, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn eine Welt, die in zwei Jahrzehnten derart mit Sensationen gefüttert wurde, dazu neigt, Winston Churchills Einschätzung seiner selbst und seiner Taten zu akzeptieren.

Dies trifft vor allem auf die Rolle zu, die er im Zweiten Weltkrieg gespielt hat, als er als Sprecher, Vorkämpfer und die höchste Inkarnation eines kämpferischen Briten angesehen wurde, der gegen überwältigende Übermacht und einen schrecklichen Feind um

das bloße Überleben focht. Im Ersten Weltkrieg war das etwas anders, denn damals hatten Churchills Politik und seine vielfältigen Unternehmungen den stärksten Widerstand und die schärfste Kritik anderer führender politischer Persönlichkeiten hervorgerufen, die ebenfalls eine wichtige Rolle im Krieg gespielt hatten und Churchill als militärischen Hasardeur und Abenteurer ansahen. Er wurde mit Fehlschlägen gleichgesetzt — mit dem Dardanellen-Feldzug und den von Unglück verfolgten Expeditionen und Interventionen gegen Rußland, die dazu bestimmt gewesen waren, „den Bolschewismus in der Wiege zu erdrosseln". Im Zweiten Weltkrieg jedoch wurden ihm Fehlschläge nicht angerechnet, dagegen aber ein beträchtlicher zeitweiliger Erfolg, denn am Ende des Krieges standen der militärische Sieg, die völlige Vernichtung des Gegners und dessen bedingungslose Kapitulation, des Gegners, den Churchill in seinen großen Reden aller bösen Taten beschuldigt und gegen den er die gesamte Welt geeinigt hatte.

Nun ist aber Churchills Triumph im Zweiten Weltkrieg viel mehr seinem Glück denn seinem Genie zuzuschreiben. Einzig und allein der unerwartete Zusammenbruch Finnlands verhinderte, daß England in einen Krieg gegen Sowjetrußland verwickelt wurde, statt daß es nach dem 22. Juni 1941 Rußland als Verbündeten an seiner Seite hatte. Wäre der erstere Fall eingetreten, so kann man bezweifeln, ob sogar die Hilfe der USA Großbritannien gerettet hätte. Als nächstes rettete ihn lediglich die reine Torheit Hitlers, der im Juni 1940 die britische Armee geradezu dazu einlud, von Dünkirchen aus zu entkommen, und der dann ein Jahr später Rußland angriff. Wären nicht diese glücklichen Zufälle gewesen, so hätte Churchills kriegerisch gestimmte Außenpolitik Großbritannien durchaus die Niederlage bringen können. Der größte Glücksfall, der Churchill widerfuhr, war aber unzweifelhaft der, daß er in Präsident Roosevelt einen Verbündeten fand, der entschlossen war, die Vereinigten Staaten zum frühestmöglichen Zeitpunkt in den Krieg zu führen. Dies war das entscheidende Ereignis, das Britannien und Churchill rettete, der bis Pearl Habour verzweifelt gegen ein dunkles Geschick gekämpft hatte.

Hätte ihm Dame Fortuna nicht zu wiederholten Malen gelächelt, so hätte Churchill durchaus sein Land in die totale militärische Niederlage und den wirtschaftlichen Ruin führen können. Dieser wurde sogar noch in der Stunde des Sieges um Haaresbreite vermieden, und Churchills „unnötiger Krieg" bewirkte ja tatsächlich die Liquidierung eines großen Teils des britischen Empires, trotz seiner dramatischen Versicherung, er sei nicht „der Erste Minister des Königs" geworden, um dieses Resultat herbeizuführen.

Auch wenn Churchill bis ins letzte Detail die militärische Politik

und Strategie Großbritanniens während des Krieges lenkte — soweit dies nach dem Kriegseintritt der USA überhaupt noch möglich war —, ist es doch anzuzweifeln, daß er einen einzigen echten Beitrag zur Gewinnung des Sieges geleistet hat. Captain Grenfell hat in seinem bereits erwähnten Buch „Bedingungsloser Haß?" *) bewiesen, daß Churchills ständige Einmischung in militärische Angelegenheiten den Krieg unnötig verlängert hat. Noch viel verheerender war die Tatsache, daß sich der militärische Sieg als hohler Triumph erwies, weil, wie Grenfell bedeutet, Churchill darauf bestand, die Rolle eines „Napoleon von Whitehall" statt die eines weisen „Staatsmannes in der Downing-Street" zu spielen, der Pläne für die Welt nach dem Kriege hätte machen sollen, die nach der Erringung des militärischen Sieges den Frieden nicht hätten verlorengehen lassen. Die Welt erfuhr während des Krieges von all dem sehr wenig, und Churchill hat natürlicherweise alles getan, in seinen umfänglichen Kriegserinnerungen diese erstaunlichen Tatsachen gut zu verschleiern und zu verbergen. Mehr noch: er hat alle Kritiker, die die Wahrheit entschleiern konnten, mit wiederholten Klageandrohungen unter Zuhilfenahme der bekanntermaßen sehr weitgehenden britischen Gesetze gegen Verleumdungen eingeschüchtert.

Um 1945 wurde Churchill von vielen Leuten als der bedeutendste Mann der Welt angesehen, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß er gleichermaßen dachte. Die Geschichtswerke, die er gelesen hatte, handelten von großen Kriegen, von Schlachten, Generalen, Marschällen und Kaisern, und er glaubte voller Stolz — aber ohne jede Begründung — daran, daß er eines der großen militärischen Genies aller Zeiten geworden war. Selten sind die Ambitionen einer Gestalt des öffentlichen Lebens so weitgehend honoriert worden; nie, vielleicht mit Ausnahme Napoleons, hatte ein Abenteurer so lange gelebt, daß er seine Anstrengungen mit einem solch spektabulären, wenn auch nur zeitweiligen und oberflächlichen Erfolg gekrönt sah und daß ihm von einem so großen Teil der Welt Verehrung für sein Genie gezollt wurde.

Als der Krieg im Jahre 1945 gewonnen war, war daher die Außenwelt, vor allem Amerika, starr vor Staunen, als bekannt wurde, daß das britische Volk Winston Churchill als seinen politischen Führer verworfen und ihm deutlich erklärt hatte, daß es seiner Dienste in Friedenszeiten nicht bedurfte. Das schien unglaublich. War dies nicht der größte Akt der Undankbarkeit, den die Geschichte verzeichnete, oder was war es?

Winston selbst war nicht imstande, dies zu glauben — er hat es

*) Siehe Seite 228!

niemals fertiggebracht. In den sechs Jahren seiner Opposition gegen die Labour-Regierung sprach, dachte und handelte er, als sei er noch immer die Stimme Großbritanniens. Man konnte ihm dies kaum als Schuld anrechnen, weil er seit langem an die Anbetung der Presse zweier Kontinente gewöhnt war. Es war schwierig, wenn nicht unmöglich für ihn, auf die Erde zurückzukehren.

Churchill glaubte fest daran, daß ihm die Führung Britanniens kraft göttlichen Rechtes zustand, und ein großer Teil Amerikas teilte diesen Glauben mit ihm. Seine Kriegserinnerungen blieben auf der Bestseller-Liste, sie wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und seine Fotografie, mit jeder Folge seiner Erinnerungen auf neu poliert, blickte aus den Fenstern der Buchhandlungen in Chicago und London, Paris, Stockholm und Rom. Es war unmöglich, ihm irgendwo in der westlichen Welt zu entgehen. Kein Amerikaner übertraf ihn in der Fähigkeit zu Schaustellungen, er ermüdete niemals, die amerikanische Öffentlichkeit daran zu erinnern, daß er ja selbst ein halber Amerikaner sei. Seine Beredsamkeit appellierte an die Instinkte einer großen Zahl von Amerikanern, vor allem an die einiger starker, einflußreicher Gruppen, die zu dem Glauben kamen, daß er nicht nur die Stimme Britanniens, sondern die der Demokratie und beinahe die Gottes war.

Nun ist aber Winston Churchills „Demokratie" bei ihm nie weiter als unter die oberste Haut gegangen. Als Mussolini als der erste unserer modernen Diktatoren in Erscheinung trat, war es Churchill, der ihn hochlobte und der nach Rom fuhr, um ihn als den großen Retter der modernen Welt zu preisen. Diese Haltung war in einem beklagenswert geringen Maß demokratisch. Hitler hatte sein Buch MEIN KAMPF geschrieben und längst seine Konzentrationslager für Juden, Kommunisten und Demokraten geschaffen, als Churchill ihm von 1935 bis weit in das Jahr 1938 hinein seine Bewunderung erwies. Churchills Zusammenstoß mit Hitler kam erst, als dieser von der Rückgabe der deutschen Kolonien und vom Aufbau einer mit Großbritannien rivalisierenden Weltmacht sprach.

Trotz seiner späteren Haßreden hat Churchill vieles mit Hitler gemeinsam, wie er es auch mit Mussolini hatte; er teilte mit beiden Männern den tiefen und verzehrenden Haß gegen Sozialismus und Kommunismus, den er so oft in seinem lebenlangen Kampf gegen die britische Labour-Partei zur Schau gestellt hat. Keiner der beiden Diktatoren war imstande, ihn in der Kunst der Demagogie zu übertreffen. Als Mussolini im Zenit seiner Erfolge stand, erklärte Churchill der ganzen Welt, daß er, wäre er ein Italiener, vom Anfang bis zum Ende an seiner Seite stehen würde. Wäre er ein

Deutscher gewesen, er wäre gleichermaßen mit Hitler und Goebbels gegangen.

Churchill hatte aber das große Glück, als Engländer geboren zu werden, als der Knüppel, das Rizinusöl und das Konzentrationslager noch keineswegs Mittel der Politik waren, die in Großbritannien anerkannt waren. Die britische Finanzmacht hielt es für vorteilhafter, Politiker des Churchill-Types zu benutzen statt solche vom Mosley-Typ. Die britische Reaktion bedurfte nicht schwarzer oder brauner Hemden oder theatralischer Salute, sie konnte die britische Demokratie auf subtilere Weise dazu verführen, ihr die politische Macht anzuvertrauen. Winston Churchills Rolle in der britischen Politik des halben Jahrhunderts, in dem er eine bedeutende Figur war, war die eines Handlangers und Lockvogels der britischen Finanziers und Großindustiellen, deren Forderungen er im Namen der Demokratie und der Vaterlandsliebe erfüllte.

Mit Ausnahme der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, als er wie Lloyd George eng verknüpft mit dem Sozialreform-Programm der Liberalen Partei war, ist Churchill ein erbitterter Antisozialist gewesen, stets bereit, seine Dienste der konservativen Reaktion anzubieten. Sogar in den Kriegsjahren, als die Führer der Labour-Partei in seinem Kabinett saßen, konnte man sich immer darauf verlassen, daß er seine Autorität und seinen Einfluß dazu benutzen werde, Maßnahmen wie etwa die Verstaatlichung der Eisenbahnen oder die Empfehlungen des Beveridge-Berichtes zu verzögern oder zu hintertreiben.

Es ist wert, festzustellen, daß Churchill, obwohl er fast immer ein Feind des Sozialismus gewesen ist, während seiner gesamten Laufbahn kaum eine wirkungsvolle Gegenwirkung gegen dessen Wachstum in England erzielt hat. Seine Innenpolitik war antisozialistisch, seine Außenpolitik jedoch, die England in zwei Weltkriege verwickelte, war der bei weitem wichtigste Faktor für den Machtgewinn des Sozialismus in Großbritannien. Vor dem Ersten Weltkrieg schien die Koalition von Labour- und Liberaler Partei fest gegründet zu sein; ihr Programm nahm sich der unmittelbaren Nöte der britischen Gesellschaft an. Die Landreform und die Selbstverwaltung für Irland waren die dringendsten Forderungen im Jahre 1914. Der Krieg vernichtete die Liberalen und machte die Labour-Partei zur einzigen Hoffnung der Reformer. Der Zweite Weltkrieg zog die britische Wirtschaft so weit in Mitleidenschaft, daß eine sozialistische Regierung sich für sechs Jahre installieren konnte, und sogar die Konservativen sind unfähig, ein Programm in die Praxis umzusetzen, das nicht ebensoviel Aktivität von seiten des Staates voraussetzt wie eines, das von einer Labour-Regierung befürwortet wird.

Trotz all seiner patriotischen Appelle für nationale Einigkeit ist Churchill der unnachgiebigste und schärfste politische Brand=redner seiner Tage gewesen. Dies ist der Grund, warum so viele seiner Landsleute, die für die Labour=Partei stimmten, ihn so wenig schätzen und ihm so sehr mißtrauen. Sie sprechen von ihm als dem politischen Mundstück der herrschenden Klasse. Über all das hinaus sind sie dazu gezwungen worden, ihn als Mann des Krieges anzusehen, und das trotz seiner reichlich verspätet einge=nommenen Haltung als Mann des Friedens, die sich im Frühjahr 1953 mit seinem Verlangen nach einer Gipfelkonferenz mit den Führern der sowjetischen Politik manifestierte. War er nicht der kriegslüsterne Mann, der in zwei Weltkriegen an der vordersten Front der Politik stand, und ist der Krieg nicht das ihm natürliche Element? Das ist es, was sich Millionen britischer Bürger fragen, wenn sie aufgefordert werden, Winston Churchill während einer Wahl ihre Stimme zu geben.

Sogar während des Zweiten Weltkrieges, als er auf der Höhe seiner Volkstümlichkeit stand und als der große Held der Nation galt, gab es eine starke Unterströmung des Mißtrauens, die sich in den Niederlagen seiner Kandidaten gegen Unabhängige wäh=rend Nachwahlen ausdrückte. Am Ende des Krieges entdeckte die konservative Reaktion, die versuchte, die Emotionen der Kriegs=jahre fortleben zu lassen und sich ihrer zu bedienen, daß dieser Trick nicht mehr zog. Trotz des militärischen Sieges und trotz allen Kriegsruhmes gab es in Großbritannien starke gegen Chur=chill gerichtete Gefühle. Das ist der Grund dafür, daß die Reaktion auf die sich während der Labour=Regierung im Jahre 1951 bemerk=bar machende Steigerung der Lebenshaltungskosten sich keines=wegs in einem überwältigenden, von Churchill erwarteten kon=servativen Wahlsieg ausdrückte. Der Sieg im Zweiten Weltkrieg hatte nicht eine einzige der Hoffnungen von Generationen auf Frieden erfüllt, die erwartet wurden und die man ihnen mit der Zerstörung der Militärmacht der Nazis versprochen hatte. Diese Macht war kaum zerschmettert, als Churchill im März 1946 in Fulton bereits von einem möglichen Krieg gegen die Sowjetunion sprach.

Wann immer auch in irgendeinem Teil der Erde, sei es in Korea, Ägypten oder Persien, eine Krise ausbrach, stets vergegen=wärtigte sich das britische Volk, daß Churchills Friedensliebe kaum sehr tief ging. Es bedurfte nur eines leichten Kratzers, und schon begann der alte, widerborstige britische Imperialist im Stile des 19. Jahrhunderts wieder zu knurren und seine Zähne zu zeigen. Churchill hatte sich ja niemals klargemacht, daß die Tage des briti=schen Weltreiches vorbei sind, daß Britannien nicht mehr länger

die Wogen beherrscht und daß der Stoß zweier Weltkriege eine veränderte Welt heraufgeführt hat, in der Männer wie Churchill zu Anachronismen geworden sind, weil sie für deren Probleme keine Antwort wissen. Churchill ist der letzte der romantischen britischen Imperialisten. In der Welt sind neue Kräfte am Werk, die er nicht verstehen kann. Der Niedergang und der Verfall der britischen Weltmacht, für die er zu einem großen Teil und direkt verantwortlich zu machen ist, ist eine Erscheinung, die zu sehen und anzuerkennen Churchill sich ganz einfach weigert.

Die Ansicht, daß Winston Churchill ein großer Staatsmann mit prophetischen Gaben sei, ein Mann, dessen Unfehlbarkeit in Epochen voll internationaler Konflikte blind akzeptiert werden müsse, kann heutzutage nicht mehr mit Erfolg aufrechterhalten werden und ist aufs schärfste zu bekämpfen. Diese in die Irre führende Einschätzung Churchills ist zu einem großen Maße auf seine eigenen zahlreichen Schriften, seine Fähigkeit zu tönender Rhetorik und auf die Tatsache zurückzuführen, daß seine Politik im Zweiten Weltkrieg eine Zeitlang mächtigen Kräften in den USA, der Sowjetunion und anderen Teilen der Welt gute Dienste erwies. Sie vermehrten die Wertschätzung Churchills, weil sie ihn als bedeutendsten Sprecher für ihre Sache ansahen. Es gibt aber eine andere Seite dieser Geschichte, und der Churchill-Mythus bedarf der Korrektur. Diese beizubringen war der Zweck dieses Buches.

Churchills Karriere ist tatsächlich und sehr anschaulich im Titel des letzten Bandes seiner Kriegserinnerungen – TRIUMPH UND TRAGÖDIE – beschrieben. Es ist kaum eine Übertreibung, wenn man feststellt, daß jeder politische Triumph Winston Churchills eine Tragödie für sein Land, für die Welt oder für beide gewesen ist. Die größte dieser Tragödien aber war jene, die seinem größten Triumph folgte, nachdem er das britische Volk aufgestachelt hatte, unerhörte Opfer zu bringen und heroische Taten voll bewunderswerter Tapferkeit in einem Krieg zu vollbringen, von dem Captain Grenfell und andere sagen, daß Britannien ihn niemals hätte führen dürfen. Daß nach dem Sieg über Faschismus und Nationalsozialismus die Menschheit nunmehr einem viel bedrohlicheren Konflikt gegenübersteht, der mit bei weitem schrecklicheren Zerstörungswaffen ausgetragen werden würde, ist eine Tragödie für die gesamte Welt. Daß Britannien, das von Hitler, der ihm gestattete, in Dünkirchen der völligen Vernichtung zu entgehen, ständig umschmeichelt wurde, nunmehr die völlige Austilgung aus der Hand der mit der Wasserstoffbombe ausgerüsteten Sowjetführer zu befürchten hat, ist ohne Zweifel eine Tragödie für diesen Staat.

Wieviele Tragödien aber auch Churchill und seine Politik über England und die Welt gebracht haben mögen, er selbst ist bis

zum heutigen Tage jeder persönlichen Tragödie entronnen, die in einem Verlust seiner allgemeinen Wertschätzung bestehen würde. Er triumphiert immer noch inmitten der nationalen und weltweiten Tragödie, zu deren Heraufdämmern er selbst so viel beigetragen hat. Nachdem die gesamte Tragödie, die er bewirkt hat, unbarmherzig deutlich vor aller Augen lag, vermochten die NEW YORK TIMES und die Organe des Luce-Konzerns sich in der Erklärung zu vereinen, daß er „der größte lebende Staatsmann der Erde" sei. Als der letzte Band seiner Kriegserinnerungen im Herbst 1953 erschien, lieh sein bester amerikanischer Freund, der bedeutende, steinreiche Finanzzauberer Bernard M. Baruch, dieser erfahrene Staatsmann und Berater führender Politiker, sein Prestige dafür her, in einem beredten Kommentar zu den Lobeshymnen diesem „unvergleichlichen Mann" seinen tiefsten Respekt zu zollen. Zur wohl höchsten Genugtuung Churchills kam im Oktober 1953 die Kunde, daß ihm die sechs Bände seiner Kriegserinnerungen den hochgeschätzten Nobelpreis für Literatur eingebracht hatten. Wenige Leser dieser Bücher werden sich klarmachen, welche Verantwortung Churchill für die Welttragödie, die er beschreibt, zu tragen hat; sie erfahren von seiten des Autors dabei ganz bestimmt keine Unterstützung.

Obwohl so viele Leute ihn als den größten lebenden Menschen priesen, wurde er von dem Gedanken gehetzt, daß die beiden Weltkriege, in denen Großbritannien triumphiert hat und in denen er eine so hervorstechende Rolle spielte, diesem Land und der ganzen Welt auf keinen Fall Sicherheit und dauernden Frieden brachten. Die Tage des britischen Imperialismus waren vorbei; im Zeitalter der Wasserstoffbombe schien es geratener, den britischen Stützpunkt am Suezkanal aufzugeben, weil er überflüssig geworden war. Die unvermeidbare Logik lautete, daß London und die britischen Inseln die am meisten gefährdeten Zentren dieser Welt geworden waren. Großbritannien konnte in 30 Stunden eines mit Wasserstoffbomben geführten Krieges in eine Ansammlung radioaktiver Ruinen verwandelt werden. Vor einer solchen Möglichkeit haben ihn die Wissenschaftler und seine militärischen Berater gewarnt. Die Furcht davor beherrschte nahezu alle seine Reden im Parlament. Was besagten dagegen alle seine Triumphe, alle seine Siege? Sollte dies das Ende von allem sein?

ENDE